Die

Tochter des Diplomaten.

Roman

von

Philipp Galen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1865.

Die Tochter des Diplomaten.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte eines Schleswigers.

Doctor Leo Marssen gehörte zu den Menschen, welche die Natur nicht nur in ihrem glänzenden Lichtgewande lieben und bewundern, sondern auch einen großen Genuß darin finden, in geheimnißvoller Stille der Nacht ihr Wirken und Walten zu beobachten und daraus eben so viel Nahrung für ihren Geist, wie Befriedigung für ihr Herz zu schöpfen. So war es eine seiner, schon seit vielen Jahren befolgten Gewohnheiten, Abends spät, wenn Alles um ihn her schlief, in's Freie unter den klaren Sternenhimmel zu treten und mit kundigem Auge die schönen Lichtbilder da oben zu betrachten und sie auf ihren geheimnißvollen Bahnen in Gedanken zu begleiten. Oder er wandte seine Schritte auch den waldigen Bergen zu, kletterte hier und da empor und horchte mit staunendem Wohlgefallen auf

die tiefen und gewaltigen Naturstimmen, die sich in ihren felsigen Klüften und Schluchten vernehmen lassen, hier wie ein leises, geisterhaftes Rauschen, dort wie ein dröhnendes Donnern erklingen, immer aber und überall die rastlose Arbeit der Natur, das Schaffen und Weben ihrer unbegreiflichen Kräfte verkünden und somit dem forschenden Menschengeiste ein ewiges, nie ganz zu lösendes und doch stets zur Lösung aufforderndes Problem hinstellen.

Diese Gewohnheit, die halbe Nacht zum Tage zu machen und dann oft bis in den späten Morgen hinein zu schlafen, hatte Franz nicht von seinem Vater geerbt, dagegen war er ein Freund vom frühen Aufstehen, und lange bevor seine Verwandten zum Frühstück unter der Veranda zu erscheinen pflegten, war er schon aufgebrochen, um einen Spaziergang zu unternehmen, der oft, wenn ein weiteres Ziel vorgesteckt war, auch zu Pferde mit dem schnellen Schimmel ausgeführt wurde, den wir auf der Grimsel kennen gelernt haben. Diese frühen Morgenausflüge unternahm Franz Marssen aber nicht nur, um sich zu vergnügen oder die Schönheiten des anbrechenden Tages zu genießen, nein, er verband damit ein ernstes Studium, er lauschte mit Bedacht, wie die Gegenstände auf den Höhen und in den Tiefen aus ihren Nebeln hervortauchten, sah die Schatten

allmälig dem siegreichen Lichte weichen und die kalten bleichen Gletscher sich in den sonnigen Glanz des Tages kleiden.

Diese ihm schon seit Jahren inwohnende Liebhaberei wurde durch seinen jetzigen Wohnort außerordentlich begünstigt, denn wo kann es lohnendere Spaziergänge geben, als in der reizvollen Umgebung Interlaken's, wo der schön bewaldete Rugen mit seinen malerischen Bergwegen und Fernsichten und die dahinter aufstrebenden Schneefelder der Jungfrau, des Mönchs und des Eiger so nahe liegen, wo jenseit der rauschenden Aar am Fuße des Harder entlang überall bequeme Wege bergauf und bergab führen, bis man im Westen an den herrlichen Thuner See und im Osten an den von Brienz gelangt, die früh schon mächtige Dampfboote durchpflügen und in deren klaren, blaugrünen Wellen der Morgenhimmel sich mit seinem strahlenden Licht, die ausgezackten Felsen mit ihrem zerbröckelnden Gemäuer und die ewigen Gletscher im magischen Glanze spiegeln.

An dem ersten Morgen nun, welcher ihn wieder in der Heimat fand, hatte Franz Marssen schon früh keine Ruhe mehr im Bett. Glanzvoll stieg die Sonne eben erst aus leichtem Nebelgewölk über dem Brienzer See auf, als er schon mit leisen Schritten das stille

Haus verließ und seinen Weg nach dem Thale von Lauterbrunnen hin nahm, um von hier aus über den Rugen wieder zurückzukehren. Wenn auch die ernsten Unterredungen vom Abend vorher noch immer in seinem Innern nachklangen und er besonders mit inniger Theilnahme auf die arme Tante blickte, deren Schicksal ihm beklagenswerther als das seines Vaters schien, so heiterte doch der goldene Morgen und alles Schöne, was er sah, seinen der Träumerei wenig geneigten Geist bald wieder auf, und als er nach anderthalb Stunden zurückkehrte, den Vater noch nicht anwesend und nur die Tante am Tisch unter der Veranda fand, nahm er fast so heiter wie sonst mit ihr das Frühstück ein, hielt sich aber nicht lange dabei auf, da Caroline keine Neigung zum Gespräch zu haben schien und er selbst lebhafter denn je an die Staffelei getrieben wurde.

So trat er denn endlich in sein Atelier wieder ein und fing sogleich die Untermalung seines neuen Gemäldes an, dessen Zeichnung ihn, als er sie prüfte, auch heute ziemlich befriedigte. Den halben Vormittag brachte er mit dieser leichten Aabeit hin und erst gegen Mittag wandte er sich zu einer schwereren, wozu ihn die Betrachtung des bewußten Portraits in seinem Skizzenbuch plötzlich veranlaßt hatte.

„Es ist wichtig, was mir so eben einfällt," sagte er zu sich. „Die Schottin wird mir ohne Zweifel nicht zu ihrem Portrait sitzen und so will ich dasselbe beginnen, so lange die Erinnerung an sie noch frisch ist und ihre schönen Züge mir klar im Kopfe sitzen. Glücklicherweise ist diese kleine Zeichnung gut und treu, und so kann sie mir zum festen Anhaltspuncte dienen."

Während er noch sprach, hatte er schon einen neuen mit feiner Leinwand überspannten Blendrahmen aus dem Wandschrank hervorgeholt und fing ohne Zaudern an, das Gesicht der schönen Reisegefährtin zu zeichnen und zwar in voller Lebensgröße, die schottische Mütze mit der rothen und weißen Feder auf dem Kopf, wie er es an jenem ersten Tage auf der Furca seinem Gedächtniß eingeprägt hatte. Bei dieser Arbeit aber ging er mit großer Vorsicht zu Werke; genau erwog er die Umrisse der rosigen Wangen, die feinen Linien der schwellenden Lippen, der edlen Nase und der eben so kühn blickenden wie rein geschnittenen Augen. Aber als er auch aus dieser Zeichnung, die er mit gleicher Leidenschaft wie die erste hinwarf, die bekannten Züge ihm treu entgegenblicken sah, lächelte er vergnügt und freute sich herzlich über sein eigenes Werk, was ohne Zweifel die schönste Belohnung für den Künstler ist.

Erst gegen Mittag verließ er das kleine Haus

wieder und begab sich in das Vorderhaus, wo er mit dem Vater zusammentraf, der eben seinen Patienten besucht hatte. Doctor Marssen war ungewöhnlich ernst und still an diesem Tage, obwohl es ihm nicht an Freundlichkeit gegen die Hausgenossen gebrach. Tante Caroline war ebenfalls noch viel stiller als sonst und vermied es, so viel es sich thun ließ, dem fragenden Auge des Neffen zu begegnen. So ging das Essen sehr ruhig vorüber, und hätte Franz nicht Manches von seiner letzten Reise erzählt, die beiden älteren Personen würden vielleicht kein Wort mit einander gewechselt haben — eine so große Bewegung ging in ihrem Innern vor, nachdem durch das gestrige Gespräch ihre alten Erinnerungen wieder aus dem Schlummer geweckt worden waren.

Franz war eigentlich froh, als er diesmal die Veranda wieder verlassen und sich nach seinem Malerstübchen begeben konnte. Dem Vater hatte er angemerkt, daß er innerlich seine Gedanken sammele und daß er sich vorbereite, ihm die versprochenen Eröffnungen zu machen. Daß es etwas Bedeutsames, Wichtiges und gewiß nichts Angenehmes sei, was er hören würde, unterlag jetzt bei ihm keinem Zweifel mehr und das stimmte ihn selbst ungewöhnlich ernst, und so malte und zeichnete er, um seine lästigen Nebengedanken los

zu werden, mit ununterbrochenem Fleiß an den begonnenen Werken weiter, so daß der Fortschritt an beiden ein leicht erkennbarer war.

Als er aber gegen Abend, nachdem er sein Tagewerk beendigt, nach dem Vorderhause kam, fand er den Vater in überaus milder Stimmung vor. Auf seinen festen Zügen lag zwar immer noch der alte Ernst, aber sein helles Auge leuchtete wunderbar freundlich und wiederholt nickte er bei verschiedenen Gelegenheiten dem Sohne zu, woraus dieser schloß, daß die Rinde seines Herzens sich gelöst und daß er den Entschluß gefaßt habe, dieses so volle Herz bald und ganz durch Mittheilung zu erleichtern.

Darin hatte er sich auch nicht geirrt. Als das Abendessen zu Ende war und Franz in den Garten hinaustrat, über den eben die ersten Sterne ihren funkelnden Glanz ausstreuten, trat Doctor Marssen leise hinter ihm her, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit halb unterdrückter Stimme:

„Bist Du bereit, mein Sohn, und hast Du ein paar Stunden Zeit für mich?“

„Du hast über meine ganze Zeit zu gebieten, Vater,“ lautete die Antwort. „Wenn Du in der Stimmung bist, mir Deine Geschichte zu erzählen, so gestehe ich Dir, daß ich sie schon lange mit großer Spannung erwarte.“

„Komm!“ sagte der Vater, faßte seinen Arm und führte ihn abseits, nachdem er der Schwester ein herzliches: „Gute Nacht, Caroline!“ zugerufen hatte.

„Wohin gehst Du, mein Vater?“ fragte Franz, der sich wunderte, daß dieser nicht den Weg nach seinem eigenen Zimmer einschlug.

„Folge mir nur — ich will Dich an einen Ort führen, wo nichts von Außen her Deine Aufmerksamkeit ablenkt und wo wir vollständig ungestört unser Werk beginnen und vollenden können. Ich möchte wenigstens überzeugt sein, daß Caroline kein Wort meiner Erzählung vernimmt, es würde ihr Manches aus meinem Munde herbe und hart klingen und eine schmerzliche Erinnerung in ihrem Herzen wieder erwecken.“

„Ah, Du willst in's Atelier?“ rief Franz, der das Ziel endlich errieth, welches der Doctor diesmal im Auge hatte.

„Dahin will ich, ja; bist Du doch gewöhnt, Dich in diesem stillen traulichen Raum nur ernsten Gedanken und Bestrebungen hinzugeben und Dich ganz Deinem inneren Genius zu weihen. Nun, was ich Dir sagen werde, ist auch ernst, und wenn ein guter Genius über meinen Worten waltet, dann, bin ich überzeugt, wird es mir gelingen, Dir die Ueberzeugung beizubringen, daß Dein Vater nicht das herbe Schick-

sal verdient hat, welchem er so viele Jahre seines Lebens unterworfen gewesen ist. So, da sind wir. Geh voran und schließ uns die Thür auf."

Franz gehorchte dem Vater und bald standen sie oben in dem Zimmer. „Soll ich Licht machen und willst Du Dich nicht auf das Sopha setzen?" fragte der Sohn.

„Nein, Franz, nicht auf dem Sopha will ich sitzen und Du sollst auch kein Licht anzünden. Sieh, hier —" und er öffnete an dem Fenster, wo Franz zu malen pflegte, beide Flügel, worauf dieser, als er seines Vaters Absicht errieth, sogleich die Staffelei zurückzog und zwei Stühle an das offene Fenster stellte. „Sieh hier, mein Sohn, diese kleinen Lichter da oben sind hell genug, mir bei meiner Erzählung zu leuchten. Es sind Gottes Augen, welche, während ich spreche, in meine Seele schauen und mich erinnern werden, nur die Wahrheit kund zu thun."

Er hatte sich schon auf einen Stuhl gesetzt und Franz nahm den ihm gegenüberstehenden ein. Draußen auf dem öden Garten des Nachbars lag eine stille, sternenklare, süß milde Nacht. Wie ein dunkelblauer Nebelstreif zog sich das Gebirge jenseit der Aar am scharf abgeschnittenen Horizonte hin und hie und da, wie neugierige Augen, blickten goldene Puncte herüber,

die ohne alles Gewölk frei im unendlichen Raume schwebten. Still, überaus still war es ringsum, höchstens ein zirpendes Insect ließ von Zeit zu Zeit seine Stimme aus dem Grase vernehmen. Nur von der Seite her, wo die gewaltigen Schneeberge sich aufthürmten, grollte bisweilen ein dumpf dröhnender Ton herüber, aber, durch die Ferne gedämpft, lautete er wie eine sanfte Musik, gleich dem abziehenden Gewitter, das seine rollenden hinsterbenden Cadenzen in stiller Nacht oft wie melodischer Orgelton herüberschwingen läßt.

„Mein Sohn," begann Doctor Marssen mit seiner tiefen und klaren Stimme zu sprechen, „Du siehst mich jetzt in ruhigen und glücklichen Verhältnissen, sowohl was meine innere Gemüthsstimmung wie meine äußere Lage betrifft. So ist es mir nicht immer ergangen und erst seit wenigen Jahren befinde ich mich in dieser ruhigen Stimmung und in dieser vortheilhaften Lage. Auch ist der Weg dahin weder eben, noch leicht zu überwinden gewesen, im Gegentheil, ich habe über steile Berge klettern, über tiefe Abgründe setzen und durch stürmisch bewegte Fluthen schwimmen müssen, bevor ich in den Hafen der Ruhe einlief. Wenn ich Dir diese Schwierigkeiten, die ich besiegen mußte, der Reihe nach und der Wahrheit gemäß erzähle, so glaube

nicht, daß ich die Bitterkeit, die mir mein Leben vergiftet, auch in Dein junges Herz pflanzen will, das so offen und muthig, so hoffnungsvoll und siegesgewiß dem Leben in's Angesicht blickt. Auch will ich Dich nicht aufregen gegen die Feinde unsers Vaterlandes, Dich nicht zu Haß und Feindschaft, weder gegen eine ganze Nation, noch gegen einzelne Menschen, die mir am wehsten gethan, anstacheln, nein, ich will Dir einfach mittheilen, was mir widerfahren ist und warum Du mich hier so fern von meiner theuren Heimat, in einem fremden Lande leben siehst. Vieles, was Du hören wirst, mag Dir bekannt sein, und Manches, wenn Du darüber nachdenkst, wird in Deiner Erinnerung wieder lebendig werden, was nur noch wie ein dunkles Echo aus früherer Zeit in Deinem Geiste nachklingt; das Ganze aber, wie ich es Dir in einem Gusse, das Eine aus dem Anderen folgen lassend, mittheilen werde, wird Dir immerhin neu sein, so daß Du die Aufmerksamkeit und die Geduld, welche Du meiner Erzählung schenken mußt, am Ende nicht bereuen wirst.

Du weißt, daß ich und Caroline, meine einzige Schwester, geborene Schleswiger sind und daß wir früh verwaisten und in fremde Hände geriethen. Glücklicherweise waren es vortreffliche Hände, und alles

Gute, was uns zu Theil ward, verdanken wir ihnen, obgleich leider auch alles Böse, was uns heimsuchte, aus derselben Quelle floß, ohne daß wir sie deshalb verantwortlich machen dürfen.

Alle meine Vorfahren väterlicher Seite, so weit ich ihre Reihe verfolgen kann, waren Aerzte und zum Theil in Schleswig ansässig, zum Theil in der dänischen Marine dienend, da ein großer Theil von ihnen dem Seewesen von ganzem Herzen ergeben war. Und das ist ja natürlich. Von beiden Seiten umgürten unser kleines Land die blauen Wellen, wir sehen sie täglich vor Augen, wir hören alle Nächte ihr Gebraus, sie bringen uns Segen und Gedeihen in's Land — versteht es sich da nicht ganz von selbst, daß wir sie lieben und ihnen vertrauen lernen?

Auch mein Vater diente als rühmlich bekannter Arzt auf verschiedenen Schiffen, machte weite Reisen über ferne Meere und kehrte nur von Zeit zu Zeit nach Apenrade zurück, wo seine Familie seit langen Jahren heimisch gewesen war. Was seine Mittel betrifft, so reichten sie hin, ihm ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen, denn er hatte von seiner Mutter eine kleine Erbschaft gemacht, die auch auf mich übergegangen ist, die ich jedoch in späteren Jahren Carolinen allein überließ, und das ist das kleine Capital, welches

sie ursprünglich besitzt, wovon sie noch jetzt zum Theil lebt und an welches kein Mensch sonst auf Erden irgend einen Anspruch erheben kann.

Doch ich muß noch einmal zu meinem Vater zurückkehren, über den ich leider nur wenige Worte sagen kann, da ich ihn allzu früh verloren habe und ihn kaum aus eigener Anschauung zu schildern vermag. Im Jahre 1801 war er in jungen Jahren Arzt auf einer königlichen Corvette und machte auf derselben die blutige Seeschlacht von Kopenhagen mit. Ein Offizier dieses Schiffes war schon damals sein bester Freund und in den schwersten Stunden der Gefahr, die sie Seite an Seite theilten, schlossen sie ihr Seelenbündniß für immer und dieses Bündniß hat gedauert und ist nie in irgend einer Weise gelockert worden, bis über den Tod des Einen von ihnen hinaus, da die Liebe jenes Mannes von meinem zuerst gestorbenen Vater auf uns, seine Kinder überging. Die Hände dieses Ehrenmannes, den ich wie meinen zweiten Vater achten und lieben gelernt habe, sind es auch, denen wir nach dem Tode des ersten überlassen blieben, und er ist es also, dem wir alles Gute, was uns in frühster Jugend widerfuhr, vor allen Dingen aber unsre spätere Erziehung und was sich daran knüpft, verdanken.

Eine solche Freundschaft, wie ich sie Dir eben andeutete, kommt öfter zwischen zwei Männern vor, sie wäre daher nichts besonders Bemerkenswerthes gewesen, wenn diese Männer nicht verschiedenen Nationen angehört hätten, Nationen, die jetzt seit langer Zeit in erbittertstem Kampfe mit einander liegen. Mein Vater, Leo Marssen nämlich, war von Geburt ein Schleswiger, also ein Deutscher, und Olaf, Baron Juell Wind, war ein Seeländer, das heißt ein Däne. Damit ist Alles gesagt, nur nicht, daß dieser Däne ein braver Kamerad, ein hochherziger Freund, ein edler Mensch im weitesten Sinne des Worts war.

Das für Dänemark so verhängnißvolle Jahr 1807 fand die beiden Freunde wieder auf einem und demselben Schiffe, einer stattlichen Fregatte, auf der Juell Wind Capitain und mein Vater erster Arzt war. Beide, neben einander auf dem Deck stehend, wurden bei dem Bombardement von Kopenhagen von einer und derselben Kugel schwer verwundet, dann nach einem Lazareth in Jütland gebracht und mußten in Folge ihrer Wunden aus dem königlichen Dienst scheiden. Auch jetzt, zu gleicher Zeit geheilt, verließen sie Hand in Hand das Hospital und beschlossen, ihr Leben fernerhin auch in Ruhe zusammen zu verbringen, wie sie es bisher unter Kämpfen und Sorgen verbracht.

Meinen Vater zog die alte Heimat unwiderstehlich an, und Baron Juell Wind, dem es einerlei war, wo er lebte, da Niemand aus seiner Verwandtschaft störend eingreifen konnte, folgte ihm dahin. Mein Vater ließ sich, obwohl eines Armes beraubt, in Apenrade als Arzt nieder, und Juell Wind kaufte mit seinen reichen Mitteln ein herrliches Gut, Harup, in unmittelbarer Nähe der Stadt und an dem schönen Meerbusen gelegen, den auch Du als Kind so oft geschaut hast.

Im Jahr 1808, ein Jahr nach ihrer Verwundung, heiratheten beide Freunde an einem Tage und wurden von demselben Geistlichen in einer Kirche getraut, nur war der Unterschied der, daß mein Vater eine Deutsche aus Apenrade, Juell Wind eine Dänin aus Horsens ehelichte, die sich damals in Apenrade aufhielt und zufällig die innigste Freundin der Geliebten meines Vaters war. So hatte die alte Freundschaft einen neuen Anreiz erhalten und die beiden Familien lebten in herzinnigster Eintracht, sechs Jahre hindurch, als leider meine Mutter starb, nachdem sie eben erst meiner Schwester Caroline das Leben gegeben hatte.

Durch diesen Todesfall verdüsterte sich das Gemüth meines Vaters und er gab seine Praxis auf und zog auf das Landgut seines Freundes Juell Wind, der

auf diesen Wechsel bestanden hatte und nun seine brave Frau für uns kleine Waisen sorgen und unsre Erziehung leiten ließ. Die Ehe des Freundes meines Vaters war nur durch einen Sohn gesegnet und Rolf Juell Wind ist mit mir in einem Jahre und sogar in demselben Monat geboren.

Ich muß hier noch einmal auf die Nationalität des alten Barons zurückkommen, da derselbe gewisse Eigenschaften besaß, die sonst nicht oder nur sehr selten unter seinen Landsleuten gefunden werden. Olaf Juell Wind war ein geborener Däne und hatte auch eine Dänin zur Frau. Er liebte sein Vaterland, wie es nur ein Mann lieben kann, aber er vergötterte es nicht, denn er war kein Fanatiker, wie es so viele Dänen sind, er glaubte nicht, daß die Sonne Gottes allein für Dänemark aufgehe und daß sein Volk das einzig auserlesene Volk der Neuzeit sei, wie es die Juden im Alterthum waren. Nein, er war ein denkender Mann mit klarem Verstande und gerechtem, biederen Herzen. Er hielt Augen und Ohren offen, er erkannte Alles, was gut und was schlecht war, und ehe er sein Urtheil über einen Menschen oder eine Sache aussprach, prüfte er sie genau; hatte er aber erst einmal eine Ueberzeugung gewonnen, so hielt er sie fest bis an's Ende, mit zäher Gewalt, denn zähe war auch er,

wie nur ein Däne es sein kann, und das kann eine nationale Tugend werden, wenn sich diese Zähigkeit in den Schranken des Gesetzes, der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes bewegt.

Der Kampf, den heutzutage schon ein Menschenalter hindurch die deutsche und dänische Nation mit einander führen, war damals noch nicht in's Leben getreten, wenigstens wurden die Meinungen über Deutsch und Dänisch noch nicht mit der Erbitterung ausgetauscht, wie es seit 1830 der Fall ist. Indessen tauchte doch schon in leisen Anfängen eine allmälige Sonderung beider Nationalitäten auf und es gab Leute, die, ohne Einsicht in die Sachlage zu haben, auf der Seite der Dänen, und andere, die auf der Seite der Deutschen standen. Wenn mein Vater nun stets und unabänderlich sein eigenes Vaterland verfocht, Olaf Juell Wind verfocht es mit ihm, wenn er es im Rechte glaubte; hatte Doctor Marssen aber nach seiner Ueberzeugung Unrecht, so trat er ihm fest und männlich entgegen. Juell Wind war also eben so gut Deutsch wie Dänisch gesinnt, vollständig parteilos schätzte er das Gute an beiden Nationen, aber er tadelte stets und unverholen, wo es seiner Meinung nach etwas zu tadeln gab.

Den Beweis davon werde ich Dir jedoch erst spä-

ter liefern können, denn die Zeit, von der ich bis jetzt sprach, lag noch weit vom Jahre 1830 entfernt, und bis dahin lebte man in Dänemark wie in Schleswig ziemlich gemüthlich, wenngleich nicht zu verkennen war, daß es viele eingewanderte Dänen unter uns gab, welche die Unparteilichkeit des Barons nicht gutheißen konnten, es vielmehr lieber gesehen hätten, wenn er ein eben so großer Dänomane wie Deutschenfresser gewesen und geworden wäre, wie es die meisten von ihnen waren oder wurden. Allein Juell Wind lebte, unbekümmert um die Ansichten seiner Nachbarn, ruhig fort, und da er ein überaus gebildeter Mann war, seine größte Bildung aber von deutschen Männern und aus deutschen Büchern erhalten hatte und noch erhielt, so war er der Ueberzeugung, daß auch das ganze dänische Volk sich mehr um deutsche Bildung bemühen müsse und daß Dänemark in dieser Beziehung nur ein kleines unscheinbares Licht gegen die große germanische Sonne sei, die ihr Leuchten nach allen Richtungen ausstrahlte und mit ihren Einflüssen allmälig und langsam auf alle Schichten fremder Nationen wirkte, wie die Wärme der wirklichen Sonne allmälig auch die kältesten Gegenstände durchdringt.

Diese Werthschätzung germanischer Bildung konnten die dänisch gesinnten Nachbarn dem Baron Juell

Wind um so weniger verzeihen, als er mit der Zeit ein überaus vermögender Mann geworden war und dadurch einen großen Einfluß auf seine ganze Umgebung gewonnen hatte. Zwei alte Tanten in Jütland starben und setzten den wackeren Seehelden mit dem Stelzfuß zu ihrem Erben ein. Diese Erbschaft fiel gerade in eine sehr traurige Zeit, denn auch die Gattin Olaf's starb und nun waren die beiden Freunde allein auf dem stillen Gute, das nur durch die Anwesenheit ihrer Kinder und deren Erziehung belebt wurde, der die beiden Väter ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten. Indessen war die Energie Olaf's durch den Tod seiner Frau bei Weitem nicht so, wie die meines Vaters durch den Verlust meiner Mutter erschüttert worden. Viel weniger Gemüthsmensch als dieser, betrachtete er das Abscheiden seiner Gattin mehr als eine unabänderliche Naturnothwendigkeit und beschäftigte sich nun um so mehr mit uns Kindern, von denen er Carolinen am zärtlichsten, viel zärtlicher sogar als seinen eigenen Sohn liebte, obwohl dieser in seiner Kindheit ein liebenswürdiger Knabe und später ein hoffnungsvoller Jüngling wurde, welche Hoffnung freilich das Jahr 1830 auf eine sehr unerwartete Weise in den Augen seines Vaters zerstören sollte. Doch davon sogleich ein Näheres.

Rolf Juell Wind nun, der in unserm Leben eine so verhängnißvolle Rolle spielen sollte, war in seiner Jugend ein gefügiger und leicht lenksamer Mensch von gerade nicht großen Fähigkeiten, dafür aber mit leicht auflodernden Leidenschaften begabt, die nur von dem ernsten und in allen wichtigen Dingen entschieden auftretenden Vater gezügelt wurden. Wir Knaben waren uns herzlich zugethan und unsere Liebe concentrirte sich in Carolinen, der Rolf sich mit frühzeitiger Zärtlichkeit ergeben zeigte. Daß er ein Däne und ich ein Deutscher sei, davon war zwischen uns niemals die Rede, und in späteren Jahren, als wir einen Hauslehrer bekamen, trat sein Vater bei einer Gelegenheit so energisch gegen die nationale Vorliebe desselben auf, daß Rolf um so weniger wagte, seiner Nation auf Kosten der meinigen ein Loblied zu singen. Im Ganzen lebten wir wie wirkliche Brüder zusammen, ja, wir liebten uns mit den Jahren mehr und mehr, namentlich als wir, einige Jahre nach dem Tode meines Vaters, Harup verlassen mußten und zu einem angesehenen Schulmann in Apenrade in Pension kamen, wo wir nun in der Erinnerung an unser idyllisches Landleben schwärmten und für die Zukunft großartige Pläne in dieser Beziehung schmiedeten, die leider niemals erfüllt werden sollten, wie ja so viele Luft-

schlösser junger Leute eben nur in der Luft schweben bleiben.

Sonntags wurden wir in der Regel zu Wagen nach Harup geholt und auch die Ferienzeit brachten wir auf dem Landsitz zu, der allmälig ein ganz anderes Ansehen erhielt, da der Baron sich ein schönes Schloß erbauen ließ und zwei gebildete Damen, die eine aus Kopenhagen, die andere aus Hamburg bei sich aufgenommen hatte, um nichts zu versäumen, was für Carolinens Erziehung von Vortheil sein konnte. Die Tage unsers Besuches auf Harup waren Feiertage, wir waren glücklich in unsern jugendlichen Träumen und hatten keine Ahnung, daß einst eine Zeit kommen könnte, die denselben ein schreckliches Ende bereiten sollte.

So wuchsen wir allmälig heran und die Stunde war nicht fern, wo wir uns zu einem ernsteren Lebensberuf entscheiden mußten. Ich hatte schon lange meinen Wunsch ausgesprochen, in die Laufbahn meines guten Vaters zu treten, und Rolf zeigte Neigung zur Rechtswissenschaft, womit sein Vater einverstanden war, wie dieser brave Mann denn niemals vernünftigen Wünschen seiner Familienglieder entgegentrat.

Wir gingen nach Kiel ab und wurden fleißige Studenten. In den ersten zwei Jahren ereignete sich

nichts von Bedeutung, als daß wir alljährlich eine Reise nach Kopenhagen oder Stockholm machten, die kürzeren Ferien aber stets auf Harup im stillen Familienkreise zubrachten. In Bezug auf unsere Studiengelder genoß Rolf keinen Vorzug vor mir; sein Vater gab mir Alles, was ich brauchte, als ob ich sein eigener Sohn wäre, und von meinem kleinen väterlichen Vermögen, das er selbst verwaltete, durfte ich damals keinen Schilling anrühren.

Am Ende des zweiten Jahres unsrer Universitätsstudien aber sollte etwas geschehen, was das ganze Verhältniß, wie es bisher zwischen uns bestanden, zu untergraben und allmälig die Zerwürfnisse herbeizuführen bestimmt war, an deren Folgen meine Existenz in Schleswig endlich zu Grunde gegangen ist.

Wie es auf Universitäten zu geschehen pflegt, so tauchten auch damals in Kiel — es war die Zeit der französischen Julirevolution — schon verschiedene Verbindungen unter den Studirenden auf, die anfangs wenig in die Aeußerlichkeit drangen, aber im Stillen von der dänischen Bewegungspartei unterstützt wurden, insofern der von verschiedenen Seiten aufgestachelte Danismus dadurch gestärkt und befördert werden sollte. Und nun bin ich zu dem verhängnißvollen Zeitpunct gekommen, mein Sohn, von wo die Zer-

rüttungen in unserm armen Vaterlande sich eigentlich herschreiben, und gerade Rolf und ich waren dazu ausersehen, in einen Strudel von Aufregung zu gerathen, der uns endlich äußerlich wie innerlich trennte, obwohl wir anfangs uns noch bestrebten, unser Verhältniß den Augen Aller zu verhüllen und namentlich den alten Baron Juell Wind darüber in Unkenntniß zu lassen.

Mit einem Wort, es war der November des Jahres 1830 gekommen, und Uwe Lornsen, der berühmte Agitator von Sylt, erschien in Kiel, um die große Leuchte auszuhängen, die uns mit einem Mal klar machte, daß unter dänischem Scepter und dänischer Gewalt Deutsche lebten, die nicht wie eingeborene Landeskinder, sondern wie fremde und ungeliebte Stiefkinder behandelt wurden. Damals war es, wo er mit seiner Alles besiegenden und bezwingenden Rednergabe zum ersten Mal das magische Wort „Schleswig-Holstein" aussprach und daran die Forderung knüpfte, den unterdrückten Deutschen eine freie, ihnen längst verheißene Verfassung zu geben, um sie dadurch vor der Willkür der Dänen ein für alle Mal sicher zu stellen.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, mein Sohn, welche Wirkung dieser Mann von anerkannt untadelhaftem Character und erprobter Rechtschaffenheit mit

seiner gewinnenden Persönlichkeit, mit seiner Ueberzeugung von unserm Recht und seiner glühenden Vaterlandsliebe hervorbrachte. Es war eine Flamme, die er vom Himmel herunterholte und als einen zündenden Brand in die verwunderungsvoll aufhorchenden Gemüther der Menschen schleuderte. Auf einen Schlag waren alle Augen sehend geworden, der Vorhang, der ihnen so lange die Wahrheit verdeckt, war zerrissen, und aus dem dänischen Gesammtstaat tauchte wie eine neu entdeckte Insel im Weltmeer der kleine deutsche Staat Schleswig-Holstein auf.

Natürlich wurden durch diesen Vorgang in Kiel Parteien im ganzen Lande geschaffen; Für und Wider machte sich fast augenblicklich geltend, Hände hoben sich gegen Hände, Geister gegen Geister auf, und leider wurden auch die Herzen davon ergriffen, und das sollten wir Beide, meine arme Schwester und ich selber, am schmerzlichsten empfinden.

Ich war natürlich auch ein Zuhörer von Uwe Lornsen gewesen, aber ich gab meine Freude über seine Vorträge nicht laut zu erkennen. Ich war an ein stilles langsames Ergründen ewiger Wahrheiten gewöhnt und konnte mich nicht so schnell wie Andere in den urplötzlich aufwirbelnden Geistesstrudel finden. Um so jäher und wilder stürzte sich, wider mein Wissen,

Rolf in denselben hinein; alle seine bisher gezügelten Leidenschaften hatten über Nacht ein bedeutsames Ziel gefunden und brachen nun auf einmal dagegen los, und bald hatte er sich so weit verstrickt, daß er selbst seine Besinnung, und damit alle Möglichkeit verlor, jemals wieder auf den Standpunct ruhiger Ueberlegung zurückzukehren. Kein Däne war damals fanatischer, deutschenfeindlicher als er, und um so größer ward, anfangs unmerklich, die Scheidewand zwischen uns, da ich fast nur meinen Studien oblag, mich wenig um das politische Gebahren der Mehrzahl bekümmerte, Rolf dagegen sich in politische Clubs mit wüsten Gelagen stürzte, die dem hochverrätherischen Uwe und allen seinen Anhängern Rache und Verfolgung predigten.

Vielleicht wäre der Zwiespalt zwischen uns nicht so arg geworden, wenn Rolf ehrlicher und offener gegen mich zu Werke gegangen wäre und mir die Wandelung seiner Ansichten nicht verborgen hätte; so aber nahm er von vornherein an, ich als geborner Deutscher sei auch sein geborner Feind, zwischen uns könne ferner keine Gemeinschaft mehr bestehen und es sei daher überflüssig, über unsre Empfindungen und Ansichten noch Worte austauschen zu wollen. Ja, hätte ich eine vollkommene Kenntniß der Umwandelung seines Wesens gehabt, ich hätte mich hüten können,

ich würde zwar mit Schmerz den schönen Traum, daß er mein bester Freund sei, aufgegeben haben, aber ich würde nicht in die bodenlose Tiefe gestürzt sein, die mich allmälig zermalmen und zuletzt verschlingen sollte.

Doch hier muß ich etwas Anderes einschalten, wovon ich bisher noch nicht gesprochen habe. Schon lange bevor Rolf und ich die Universität bezogen, war der sehnliche Wunsch in dem alten Baron erwacht, Caroline, seinen entschiedenen Liebling, mit seinem Sohne durch ein dauerndes Band vereinigt zu sehen, und die sichtbare Neigung der jungen Leute zu einander bestärkte ihn in diesem Wunsch. Beide verknüpfte ja von Jugend an eine zarte, reine Liebe und auch von mir, wie von uns Allen, wurden sie von Anfang an als künftige Gatten betrachtet.

Mit welcher Innigkeit Rolf an Carolinen hing, lasse ich dahingestellt, auch habe ich keinen Grund, anzunehmen, daß seine Liebe für sie eine geheuchelte oder eine blos vorübergehende jugendliche Verirrung gewesen sei. Nein, er liebte sie wirklich, und gerade die Ueberzeugung, daß er sie wirklich liebte, erhöhte in unsern Augen die Verwerflichkeit seiner späteren Handlungsweise und ließ uns an der Güte seines Herzens zweifeln. Wie aber Caroline diesem Manne ergeben war,

davon will ich kaum zu reden wagen, denn ihre Liebe, ihre Hingebung, ihr gänzliches Aufgehen in diesen jugendlich schönen Mann läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Wenn Du weißt, und Du mußt es wissen, wie Caroline jetzt in ihrem Alter die ihr Zugehörigen zu lieben, für sie zu sorgen versteht, wie sie sich jeden Augenblick für sie zu opfern bereit ist, dann kannst Du Dir eine Vorstellung machen, mit welcher Wärme und Innigkeit dieses sanfte Wesen einem Manne anhängen konnte, den sie für das Ideal ihres ganzen Lebens und für das Endziel aller ihrer Hoffnungen hielt.

Genug, gerade zu der Zeit, als Uwe Lornsen die Köpfe in Kiel in Feuer und Flammen setzte und als ich ohne allen Argwohn, wenngleich in geringerem Maaße als sonst, meinen Verkehr mit Rolf fortsetzte, der seinerseits mich schon auffallend zu vermeiden anfing, wurde dem alten Baron, ich weiß nicht, von Wem er ausging, der Vorschlag gemacht, uns Beide nach Kopenhagen zu senden, um uns dort unsere Studien beenden zu lassen. Der Baron wollte gegen diesen, ihm ganz unverfänglich scheinenden Vorschlag nichts einwenden, wenn wir selbst damit einverstanden wären, zumal es ja eine ausgemachte Sache war, daß wir uns einst im Lande niederlassen und hier oder da in den Staatsdienst treten würden.

So wurden wir denn nach Harup beschieden und die verhängnißvolle Frage wurde an uns gerichtet. Rolf stimmte, ohne einen Augenblick nachzudenken, der Aufforderung, nach Kopenhagen zu gehen, bei, ich dagegen, der ich schon lange gewünscht, in Berlin meine Studien zu vollenden, sprach nach einigem Besinnen diesen Gedanken aus, und Juell Wind, der Vater, war gütig genug, uns Beiden die Erfüllung unsrer Wünsche zu gewähren. Nur hatte er vorher noch eine längere Unterredung mit seinem Sohn, die, wie ich sehr bald erfuhr, Carolinen betraf, und da Rolf ihm seine Liebe zu derselben wiederholt betheuerte, so bestand der alte Herr auf eine öffentliche Verlobung, wahrscheinlich mit aus dem Grunde, um seinen heißblütigen Sohn dadurch vor anderen unliebsameren Verbindungen in der dänischen Hauptstadt zu bewahren.

Caroline wurde gerufen und um ihre Meinung befragt. Sie schwamm natürlich in Wonne und gelobte ewige Treue und Anhänglichkeit an des Barons Haus und seinen einzigen Sohn. So theilte man denn auch mir das Vorgehende mit und wir feierten ein großes Fest, an dem die ganze Nachbarschaft Theil nahm. Ach, es war dies das letzte glückliche Familienfest auf dem Schlosse zu Harup und kein Mensch ahnte, welche Folgen sich daran knüpfen würden. Wie Caro-

line überglücklich, ja selig am Arm ihres Geliebten erschien, so sah auch Rolf ziemlich befriedigt aus, ich aber wurde zum ersten Mal von einem seltsamen Gefühl beunruhigt, denn ein gewisses Mißbehagen an Rolf, der sich mir niemals mehr wie früher mit der alten Wärme näherte, fing an wie eine leise aufdämmernde Ahnung von etwas Unheimlichem in meinem Herzen Platz zu greifen.

Rolf reiste nach Kopenhagen, ich nach Berlin, wo ich meine Studien beendete und dann nach Kiel zurückkehrte, um meine gesetzlichen Prüfungen abzulegen. Als dies mit Erfolg geschehen war und ich darauf Harup besuchte, empfing mich der alte Baron mit großer Herzlichkeit, übergab mir mein kleines Vermögen und beschenkte mich außerdem mit einer großen Summe Geldes, um davon Reisen im Auslande zu machen, bevor ich mich in der Heimat als Arzt niederließ. So sah ich Prag, Wien, Paris und London, und innerhalb dreier Jahre sammelte ich reiche Erfahrungen in meinem Fach, die ich im Vaterlande am besten verwerthen zu können hoffte. Achtundzwanzig Jahre alt kehrte ich dahin zurück und fand in Harup Alles gesund und anscheinend in bester Verfassung vor. Bald darauf ließ ich mich in Apenrade als Arzt nieder, und vier oder fünf Jahre später lernte ich Deine

Mutter, die Tochter des ersten Geistlichen der Stadt, kennen, verband mich mit ihr und Du erblicktest das Licht der Welt.

Ueber die damaligen Zeiten brauche ich nur wenige Worte zu machen. Alles in Allem genommen, waren wir zufrieden. Der gute Erfolg in meinem Beruf machte mich glücklich und mein behagliches Familienleben ließ nichts zu wünschen übrig. Da ich rasch überall Eingang fand, so erwarb ich, nicht mühelos, aber doch ohne Anstrengung, ein hübsches Vermögen, was noch dadurch wuchs, daß Deine Mutter, die Nichte eines wohlhabenden Apothekers, ihren Onkel beerbte. Auch von anderer Seite her ging es mir gut. Durch Baron Juell Wind's Verwendung, der nach wie vor mein väterlicher Freund blieb und im Alter die Empfindungen und Ansichten der Jugend treu bewahrte, wurde ich Amtsphysicus, und nun war mein irdisches Loos ein durchaus angenehmes und ungetrübtes — so dachte ich wenigstens damals, denn bis dahin hatte ich nur die Lichtseiten des Lebens kennen gelernt."

Der Erzählende machte hier eine Pause und holte tief Athem, als müsse er sich zum weiteren Vortrage stärken. „Wo aber blieb Rolf?" fragte Franz nach einer Weile.

Doctor Marssen rückte unruhig hin und her, fuhr

sich mit der Hand über die Stirn und sagte dann: „Höre weiter und frage nicht. Rolf — ach ja, Rolf — hatte in Kopenhagen den richtigen Weg gefunden, um eine schnelle und gute Carriere zu machen. Auch er überstand seine Examina und ward bald darauf Hülfsarbeiter im Ministerium des Aeußern, eine Stellung, die seinem Vater und seiner Braut weniger zusagte als ihm, da Beide seine Rückkehr nach Schleswig schon lange sehnlichst erwartet hatten, um ihn in ihrer Nähe zu haben. Erst auf wiederholte Bitten seines Vaters entschloß er sich einmal, auf einige Tage herüberzukommen. Aber das sollten keine Freudentage für die Beiden sein. Er kam — warum soll ich viele Worte darüber machen — als Däne und nur als Däne nach Schleswig, mit einem Groll gegen alle Deutschen im Herzen, der sich in jedem seiner Worte verrieth. Gegen seinen Vater versuchte er freilich noch ein Hehl aus seiner Denkweise zu machen, aber seine Braut setzte er offen von der patriotischen Richtung seiner Gesinnung in Kenntniß und ermahnte sie sogar mit halb drohenden Worten, dahin zu wirken, daß auch sein Vater, vor Allen aber ich diesen Weg beträten, da es mir sonst schlecht ergehen könnte.

„Aber wie kann ich denn das?“ fragte ihn eines Tages das arme liebende Mädchen, das sich bisher

noch nie in seinem Leben mit politischen Dingen beschäftigt hatte. „Dein Vater sowohl wie mein Bruder sind feste und reife Männer, sie haben ihre Ueberzeugungen für sich und es möchte schwer halten, ihnen andere beizubringen."

„Ach was," erwiderte er, „politische Ueberzeugungen sind keine unumstößlichen Grundsätze, wenn sie falsch sind. Sieh' mich an, ich habe meine jugendliche falsche Ueberzeugung auch gebessert und befinde mich nicht schlecht dabei. Gerade diese Abschwörung alles deutschen Interesses wird mir eine große, glänzende Laufbahn öffnen und Du sollst mit mir in dieselbe eintreten, — wenn Du nämlich willst."

Meine Schwester, auf das Heftigste bewegt, verließ ihren sie herrisch behandelnden Bräutigam weinend und wollte sich eben in ihr Zimmer einschließen, als der alte Baron sie rufen ließ, um irgend etwas mit ihr zu besprechen. Diesem Gebote mußte gehorcht werden. Caroline verbarg ihre Thränen, so gut es ging, und trat an das Lager des alten Herrn, der damals gerade in seinem einzigen, ihm übrig gebliebenen Bein an der Gicht litt. Aber sein Auge war hell und scharf geblieben und sein Herz schlug liebevoll in Bezug auf Alles, was Carolinen betraf, und so fragte er sie, warum sie geweint habe. Sie wollte

nicht mit der Sprache heraus, aber der Baron, mochte er nun eine Ahnung von dem Vorgefallenen haben oder nicht, drang mit seinem gewohnten festen, unwiderstehlichen Wesen so lange in sie ein, bis er wußte, was geschehen war.

Baron Juell Wind, als er diese Mittheilung erhielt, senkte schweigend den Kopf und hieß meine Schwester sich entfernen. An ihrer Stelle mußte Rolf erscheinen und es entspann sich nun eine Scene zwischen Vater und Sohn, wie sie noch niemals in Harup vorgekommen war. Zum ersten Mal in seinem Leben trat Rolf rücksichtslos auch gegen den alten Vater mit seiner Gesinnung hervor, bekannte sich zum wahren, einzigen, untheilbaren Dänenthum und legte einen Trotz und eine gefühllose Härte gegen den alten Mann an den Tag, daß dieser fast erschrak und schwieg, aber bald darauf, nicht weniger hartnäckig als sein Sohn, die Keime von Entschlüssen in sich vorbereitete, die letzterem verderblicher werden sollten, als er in seinem übermüthigen Stolz vielleicht damals denken mochte.

Am anderen Tage erbat sich Rolf noch eine Unterredung mit seinem Vater, und in dieser beanspruchte er die vollständige Auszahlung seines mütterlichen Vermögens, wovon er bisher nur die Zinsen erhalten hatte. Der Baron, in Geldangelegenheiten bis auf

einen gewissen Punct stets willfährig, verzog keine Miene und überwies ihm das gerade nicht sehr große Capital, und wenige Stunden darauf reiste Rolf nach Kopenhagen zurück, um sich daselbst in dänischem Uebermuth gegen Schleswig zu vervollkommnen und alle Mäßigung, wie er sie in solchen Dingen von seinem Vater so oft predigen gehört, in den Wind zu schlagen und mit flottem Segel seinem erhabenen Ziele zuzusteuern.

Der Alte grollte im Stillen, aber er sprach kein Wort über seinen Sohn, weder mit Carolinen, noch mit mir, der ich täglich zu ihm hinausfuhr und ihn in seiner Krankheit ärztlich behandelte. Nur wandte sich seine Liebe noch sichtbarer uns Beiden, vorzüglich aber Carolinen zu, er konnte es kaum noch eine Stunde ohne sie aushalten, und Morgens sandte er oft schon um fünf Uhr einen Boten in ihr Zimmer ab, um sie benachrichtigen zu lassen, daß der neue Tag angebrochen sei und daß es einen armen Kranken gebe, der Verlangen nach ihr habe. An seinen Tod dachte er damals noch nicht, denn er war trotz seiner früheren Verwundung und seiner jetzigen Krankheit noch rüstig, liebte das Leben und hoffte dasselbe noch so lange zu genießen, bis — Rolf von Kopenhagen zurückkehrte, Harup übernähme und an Carolinens Seite ein glücklicher Mann würde. Dennoch aber fing er allmälig

an, Carolinens Zukunft in verschiedener Weise sicher zu stellen. Er legte nicht nur kleine Capitalien für sie bei seinem Bankier in Hamburg an, sondern er machte ihr auch kostbare Geschenke, welche er ausdrücklich als solche bezeichnete, die sie in Zukunft zu Gelde machen könne, was er auch später in seinem Testament schriftlich wiederholte, zu einer Zeit, als sich schon alle Verhältnisse um uns her anders, ganz anders gestaltet hatten.

Ein gewisser Zwiespalt aber war durch jenen letzten Besuch Rolf's bereits factisch in der Familie ausgebrochen. Die alte herzliche Weise, sich gegenseitig von ihren innersten Gedanken und Empfindungen zu unterrichten, war geschwunden; Rolf's Briefe wurden vom Vater nicht mehr mit lautem Freudengeschrei begrüßt, der alte Mann wurde stiller, nachdenklicher, zurückgezogener, und selbst wenn Caroline bei ihm war, mit ihm sprach oder ihm vorlas, hörte er nicht auf sie, sondern gab sich meist seinen gewiß nicht angenehmen Grübeleien hin.

Auch mir ging es damals nicht ganz nach Wunsch, denn in mein bisher so glückliches Haus zog allmälig der Vorbote eines bitteren Leidens ein. Gegen das Ende des Jahres 1836 warst Du mir geboren worden, und von diesem Tage an verging Deine Mutter

wie eine Blume, deren Wurzeln allmälig vertrocknen, trotzdem es ihr nicht an Wärme, Licht und Regen fehlt. Das zu sehen, die Gefahr zu erkennen und doch nicht helfen zu können, erfüllte mein ganzes Herz mit einer unnennbaren Wehmuth und ich beschäftigte mich damals weit mehr im Hause mit meinen eigenen Angelegenheiten, als außerhalb, und auch die streitenden Meinungen der Menschen über sonst wichtige Dinge des Lebens waren mir ziemlich gleichgültig geworden, wie ich denn nie ein eifriger, das heißt activ thätiger Politiker gewesen bin, und doch — und doch siehst Du mich jetzt aus meinem Vaterlande verbannt.

Laß mich nun über jene Jahre rascher hinweggehen. Es lag damals, wie Du eben gehört hast, viel Schatten auf meinem Wege, aber dennoch gebrach es mir nicht an Licht, denn ich hatte mein gutes Weib, Dich, Carolinen und den alten Baron, der mir immer gleich hold blieb und den ich so oft besuchte, als es ging, denn er kränkelte von jetzt an beständig, obwohl er nie ernsthaft krank ward.

Als ich eines Tags ungerufen zu ihm kam, fand ich ihn jedoch kränker denn je und meine Schwester in Thränen. Ich dachte mir fast, was geschehen war. Auf meine Frage erfuhr ich denn auch sogleich das Unheil. Rolf hatte an seine Braut geschrieben und

ihr mitgetheilt, daß er ihr ferner das Gelöbniß der Liebe und Treue nur halten könne, wenn sie sich zu seinen ihr bekannten politischen Ansichten bekenne.

„Dann ist er in meinen Augen auf ewig ein Erbärmlicher!“ hatte der Alte gerufen, als er den Brief gelesen. „Wer sein Herz nur unter solchen Bedingungen schlagen läßt, ist nicht werth, daß ein Weib sich ihm ohne Bedingung ergiebt. Reiß' ihn aus Deinem Herzen, Mädchen; mit einem solchen Menschen kannst Du niemals glücklich werden!“

Das waren nun allerdings wahre und ehrlich gemeinte Worte und sie kamen aus dem eisenfesten Herzen eines willensstarken Mannes, aber ein schwaches, nur ihren Gefühlen lebendes Weib, wie meine arme Caroline, konnte so leicht nicht den Geliebten aus ihrem Herzen reißen, der bisher wie ein irdischer Gott darin gethront und dem sie alle Tage Weihrauch und Verehrung geopfert hatte. Ach, das arme Mädchen mußte damals eine schwere Prüfungszeit durchmachen, und wenn sie sich bei Tage zwang, vor den Augen ihres zweiten Vaters ruhig und gefaßt zu erscheinen, so brachte sie ihre Nächte in Thränen und mit Gefühlen hin, die Niemand als Gott sah, zu dem sie unaufhörlich flehte, daß er das Herz Rolf's zum Bessern wenden möge. Aber ein so felsenhartes zähes Herz,

wie das Rolf's war, wendet sich so leicht nicht von seinen vorgefaßten Meinungen ab, das sollte Caroline sehr bald erfahren, denn eines Tages langte ein Brief von ihm an, worin er mit kalten Worten schrieb, daß er sich wundern müsse, von ihr noch keine Meldung ihrer politischen Wiedergeburt empfangen zu haben. Er gebe ihr noch vierzehn Tage Bedenkzeit. Wenn er am Ende derselben — der Tag war genau bezeichnet — keine befriedigende Antwort in Händen habe, so nehme er an, daß sie mit ihm brechen wolle, und glücklicherweise sei er schon jetzt darauf vorbereitet.

Dieser herzlose Brief entschied über meiner armen Caroline Schicksal in diesem Leben. Laß mich den Stachel, der noch immer davon in meinem Herzen sitzt, kurz abbrechen, genug — von dem Tage der Ankunft dieses Briefes an war meine Schwester nicht mehr die Braut Rolf's und diese Entscheidung wurde ihm nicht durch Caroline selbst, sondern seinen eigenen Vater mit kurzen, einfachen, weder Vorwurf noch Tadel enthaltenden Worten übermittelt.

Aber der alte ingrimmige Baron blieb nicht bei diesen einfachen Worten stehen, er ging auch zu verständlichen Handlungen über, die mehr als alles Reden und Schreiben darthaten, wie tief und schmerzlich sein

Herz durch die Handlungsweise seines Sohnes getroffen war. Der alte Däne berief zwei Advocaten, einen dänisch und einen deutsch gesinnten, an sein Krankenbett, schaffte Zeugen an und adoptirte in ihrer Gegenwart meine Schwester als seine wirkliche Tochter, mit allen gesetzlichen Rechten einer solchen, indem er sich mündlich und schriftlich dahin aussprach, daß allein das herzlose und unmännliche Betragen seines Sohnes, dem er hiermit den Laufpaß ertheile, ihn zu diesem Schritt veranlaßt habe.

Damit schien die Sache vor der Hand abgethan, aber sie war es bei Weitem nicht. Alles, was bisher auf Harup geschehen, wurde in der Umgegend und weit darüber hinaus ruchbar und die Nachbarn und sonstigen Bekannten ergriffen Partei für und wider, wobei es nicht fehlen konnte, daß die ächt dänisch Gesinnten Carolinen und mir die Schuld aufbürdeten, über die unväterliche Schwäche des Alten den Stab brachen und seine Hinfälligkeit als eine geistige Unzurechnungsfähigkeit darstellten, was sie ganz gewiß nicht war. Nur einige alte bewährte Freunde von gleich unwandelbar edelmännischer, treufester Gesinnung, mochten sie nun Dänen oder Deutsche sein, billigten sein Thun und besuchten ihn nach wie vor, denn es hat von jeher unter den Dänen auch ruhig und besonnen urtheilende

Männer gegeben, wie es leider auch unter den Deutschen Abtrünnige gab.

Einige mit Rolf befreundete Familien aber, die verbissensten und starrköpfigsten von allen, ergriffen ganz im Stillen Partei gegen den alten braven Edelmann und trugen die in Harup vorgefallenen Familienereignisse in ihren brieflichen Darstellungen nach Kopenhagen, und zwar in einer Weise, die alles Licht auf den edlen urdänischen Rolf, alle Schatten aber auf den unzurechnungsfähigen Vater und auf uns arme Deutsche fallen ließ, die doch wahrhaftig niemals den Baron zu seinem energischen Thun gestachelt hatten.

Damals geschah es auch, daß Baron Juell Wind ganz im Stillen sein schönes Gut Harup an einen vermögenden Freund verkaufte, unter der Bedingung, ihn bis an sein Ende darauf wohnen zu lassen, den Handel aber geheim zu halten, bis er die Augen geschlossen habe. Eben so legte er das dafür empfangene Geld bei seinem Bankier in Hamburg nieder, verschrieb es, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, Carolinen und händigte die Abschriften von allen seinen Verhandlungen einigen Vertrauensmännern ein, von denen er gewiß sein konnte, daß sie erst zur rechten Zeit von dem ihnen anvertrauten Geheimniß den richtigen Gebrauch machen würden.

Unterdessen waren Jahre vergangen und über mich brach eine traurige Katastrophe nach der andern herein. Deine gute Mutter starb in meinen Armen, und nicht genug des Elends damit, siechte auch Caroline sichtbar hin, deren halb gebrochenes Herz nur mit Mühe und großer Sorgfalt aufrecht erhalten werden konnte. Wenn ich allein in meinem öden Hause saß, erschütterte mich der herbe Verlust des geliebten Weibes, und auch die Sorge um Deine Erziehung quälte mich; kam ich nach Harup hinaus, so schwebte mir die bleiche Leidensgestalt meiner Schwester wie ein Gespenst entgegen, und der im Stillen grollende und sich in seinem Schmerz verzehrende alte Baron war nicht dazu angethan, meine trauernde Seele aufzuheitern. Damit aber noch endlich ein Drittes, Gewaltigeres, Bittereres geschehe, brach einige Jahre später das Jahr 1846 herein und König Christian der Achte erließ jenen unköniglichen offenen Fehdebrief, der ganz Schleswig Dänemark incorporirte und mit einem Schlage alle darin wohnenden Deutschen zu Dänen machte.

O mein Sohn, bis dahin hatte ich mich noch in keinerlei politische Verbindungen gemischt, ich hatte mich nur um meine persönlichen Angelegenheiten und die meiner Familie bekümmert, von jetzt an aber

wurden auch an mich, den Mann, ernstere Anforderungen gestellt und mein blutendes Vaterland erhob seine Stimme laut zu mir und fragte mich um meine wirkliche Meinung in dem vorliegenden Streitpunct. Kann es Dich Wunder nehmen, daß ich mich von nun an auch zu der Partei hielt, zu der ich durch meine Geburt, durch die Natur selbst gehörte, und daß sie, weil sie die schwächere, vom stärkeren Gegner unterdrückte war, meine ganze Seele und deren Mitgefühl in Anspruch nahm? Nein, Du wirst gegen mich gerecht sein, und nun ist der Zeitpunct gekommen, wo ich, wenigstens mit einigen Strichen, Dir die Lage der Sache zeichnen muß, damit Dir klar werde, wie wir allmälig mit in die Handlung gerissen wurden und wie ich ohne mein Verschulden gezwungen ward, aus dem stillen Kreis der Häuslichkrit herauszutreten, der bis dahin meine ganze männliche Wirksamkeit umfaßt hatte.

Bevor ich mich jedoch zu dieser Darstellung trauriger äußerlicher Verhältnisse wende, will ich Dir erklären, warum ich Dich damals aus meinem Hause und in die Fremde brachte. Jene Verhältnisse, die immer drängender wie Gewitterwolken über unsern Köpfen anwuchsen, werden Dir indessen schon den nöthigen Aufschluß gegeben haben. Du warst jung,

unbefangen und hattest keine Kunde von den Zerwürfnissen, die alle Gemüther um Dich her in Gährung setzten. Ich wollte Dich unbefangen erhalten, wollte Dein reines Herz nicht von Jugend an mit dem bitteren Hasse und dem das ganze Leben vergällenden Gift politischer Parteiungen erfüllen, endlich Dich auch nicht den Gefahren preisgeben, die allen deutschen Kindern in unsrer Umgebung allmälig zu drohen begannen. So faßte ich mit schwerem Herzen den Entschluß, Dich in Deutschland, fern von unserm bedrohten Heerde aufwachsen und erziehen zu lassen. Ein zufälliger glücklicher Umstand bestärkte mich in diesem Beschluß und beschleunigte die Ausführung desselben. Dein bisheriger Hauptlehrer, mein wackerer Freund, der eben so gelehrte wie gewissenhafte Rector Thomsen, siedelte aus Familienrücksichten nach Düsseldorf über und seiner Huth, der ich vertrauen konnte, übergab ich Dich. So also schiedest Du von Deines Vaters Hause und nun kann ich in meiner Erzählung weiter fortfahren.

Wie Du weißt, waren die eigentlichen Ursachen des ganzen Zerwürfnisses in unserm Vaterlande die schon seit längerer Zeit sich ausprägende Feindseligkeit zweier Nationalitäten, von denen die kleinere, seltsam genug, der größeren den Vorrang ablaufen wollte.

Dabei aber waren von Anfang an die Deutschen der passiv sich verhaltende, die Dänen der activ vorgehende Theil. Die Deutschen wollten Niemand deutsch machen, nur einfach Deutsche bleiben, und wer unter ihnen deutsch geworden ist, ward es aus eigenem Antrieb oder vielleicht aus innerer Naturnothwendigkeit, weil jede Nation das unbewußte Streben in sich trägt, sich von ihren Gebrechen zu emancipiren und die Vorzüge eines höher cultivirten Volkes anzunehmen. Die Dänen dagegen strebten mit aller Gewalt von Anfang an dahin, die Deutschen in den Herzogthümern zu Dänen zu machen, auf alle Weise, mit jedem Mittel, sei es auch noch so verwerflich, ungerecht und tyrannisch — das läugne, wer frech, unklug oder unwissend genug dazu ist.

Bei den Dänen lag also der Hauptgrund des Hasses und Widerstandes gegen die Deutschen in der Wahrnahme des wachsenden Einflusses, des allmälig sich ausbreitenden und die scandinavischen Völkerschaften durchdringenden Germanismus'. Mit seiner größeren Bildung, seiner ihm angeborenen Intelligenz, seiner Redlichkeit und Bildungsfähigkeit überwucherte letzterer die starre scandinavische Nation, und da diese weder mit inneren noch äußeren Mitteln siegreich dagegen operiren konnte, so schürte diese bewußte Schwäche

ihren Groll und Haß, der endlich eine solche Höhe erreichte, daß er sie zu den brutalsten, ungerechtesten Bedrückungen zwang, wo sie noch irgend die Obermacht hatte. In unserm armen Vaterlande kämpfte also nicht der Feind gegen den Feind, der Mann gegen den Mann, sondern allein der Däne gegen den Deutschen, und zwar mit einem Fanatismus, einer Halsstarrigkeit und Hinterlist, die stets die Hülfsmächte der schwächeren Partei sind, die, sich ihres Frevels innerlich bewußt, darum gerade erst recht auf die Durchführung ihrer höllischen Feindseligkeiten versessen ist.

Von Seiten der größeren auswärtigen Mächte, namentlich England's, wurde dieser fanatische Haß der Dänen gegen die Deutschen immer und zu jeder Zeit geschürt, denn auch John Bull blickt, wie seine scandinavischen Vettern, mit Neid, Groll und einem nur leise übertünchten, von Zeit zu Zeit überzuckerten Haß auf den ihm an erfinderischem Geiste wenigstens ebenbürtigen, an Intelligenz ihn überflügelnden Deutschen, dessen Gemüthstiefe und politische Redlichkeit seinem anerkannten Wuchergeiste lächerlich erscheint. In neuester Zeit ist auch noch eine ächt weibische Eigenschaft hinzugekommen, um den Actionstrieb der Briten gegen die Deutschen zu schüren — die Eifersucht auf den,

trotz aller künstlichen Hindernisse zur See allmälig anwachsenden Germanen: eine um so lächerlichere Eifersucht, als England's Flotte so groß und gewaltig ist, daß Jahrhunderte und eine gänzliche Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse dazu gehören würden, um Deutschland dem Briten darin den Rang ablaufen zu lassen.

Die guten Deutschen haben diese gemeine Politik nie gehörig gewürdigt, sind ihr in ihren Uranfängen aus gemüthlicher Bescheidenheit nie mit voller Macht entgegengetreten, was Wunder also, wenn John Bull allmälig in seinem insularen Dünkel so weit erstarkte, daß er uns, wie mit seinem großländischen Schacher, so auch in jeder anderen Beziehung über den Kopf gewachsen zu sein glaubt. O ja, im Grunde hat der Brite Recht: die deutsche Nation ist ungeheuer zu fürchten, wenn sie einmal aus ihrem Schlummer erwacht und mit ihrer ganzen Macht auf den Schauplatz der Welt tritt, denn sie ist die größte, intelligenteste und im Großen und Ganzen die gebildetste Nation der Welt. Aber leider, der Starke ist zu seinem eigenen Schaden oft mit Blindheit geschlagen, ein Beweis, daß niemals alle guten Eigenschaften in einem Individuum vereinigt sind, und während die ganze Welt diese Blindheit kennt, scheint sie Deutschland allein nicht zu kennen,

wenigstens wollen die Führer, denen es wiederholt gepredigt und bewiesen ist, nichts davon hören, und wenn sie es hören, nicht befolgen, weil — die Führerschaft über halb Blinde eine angenehmere und leichtere ist als über vollkommen klar Sehende. Ein trauriger Irrthum, der sich früher oder später auf irgend eine ungeahnte Weise bestrafen wird!

Verzeihe diese kleine mir entschlüpfte Expectoration, mein Sohn. Würde sie laut, so würde sie mir vielleicht wenig Gönner verschaffen; wer aber aus Furcht, einen Gönner zu verlieren oder weniger zu gewinnen, oder auch von oben her mit einem scheelen Blick angesehen zu werden, seine Meinung verhehlt, der begeht an sich selbst, an seiner eigenen Mannesehre eine Schandthat, die selbst der Lohn des Mächtigen nicht zu vergolden und der Beifall „beförderter Sclaven" nicht zu versüßen vermag. —

König Christian der Achte warf uns also den Fehdehandschuh hin und unser kleines Vaterland nahm ihn muthig auf. Wäre Christian von seinen Creaturen nicht so verblendet oder von seinen Schreiern nicht so gefährdet gewesen, er hätte diesen Schritt nicht gethan und Dänemark hätte, mit Schleswig und Holstein im Bunde, fortan ein glückliches Land sein können. Aber die Dänen wollten mit den Schleswig-

Holsteinern nicht glücklich und zufrieden sein, sie wollten über sie triumphiren und sie in den Staub treten. Das wird sich noch einmal bestrafen, denn die Nemesis schläft nicht und über den Nationen wacht mit scharfem Strahl — noch aufmerksamer als über dem Einzelnen — Gottes allsehendes Auge.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurück, die noch lange nicht zu Ende ist und in der ich von nun an erst, wenn auch nicht handelnd, doch wenigstens duldend auftreten werde. Was auf den Erlaß jenes offenen Briefes geschah, weißt Du. Wir in Schleswig lebende Deutschen mußten Brust an Brust, Herz an Herz zusammenhalten, wenn wir von der hochgehenden dänischen Woge nicht verschlungen werden wollten. Ich that nur meine Schuldigkeit, wenn ich im Kreise meiner Bekannten mich als deutscher Mann betrug, in meiner amtlichen Thätigkeit dagegen gestaltete sich nichts anders, denn die hatte glücklicherweise mit dem bald ausbrechenden Hader nichts zu thun. Baron Juell Wind, zwar schwach an Körper, aber ungebrochen an Geist, bestärkte mich in meinen persönlichen Anschauungen, denn er sah das Unrecht, die Vergewaltigung ein, welche uns die Regierung des Dänenkönigs anthat. Indessen zürnte er nur innerlich, nie äußerlich, und niemals entfuhr ihm ein lei-

denschaftliches Wort. Nur ein Versprechen mußte ich ihm geben, und ich gab und hielt es: unter allen Umständen, was sich auch ereignen möge, an meiner Stelle zu bleiben, meine ärztliche Wirksamkeit in aller Ruhe fortzusetzen und mich von allen öffentlichen Demonstrationen fern zu halten, damit man keinen Grund finde, gegen mich als einen Ruhestörer einzuschreiten.

Bevor ich nun auf den Krieg komme, der unverhofft 1848 ausbrach, muß ich noch einige Wort über Rolf nachholen. Rolf war längst einer dänischen Gesandtschaft in England, später in Frankreich und endlich in Deutschland zugetheilt. Welche Stellungen er an den verschiedenen Höfen oder bei den Regierungen eingenommen, weiß ich nicht, aber er hat jedenfalls eine gute Carrière gemacht. Wir hörten damals selten, höchstens durch Zeitungen von ihm, denn mit seinem Vater hatte er jede Verbindung abgebrochen, seitdem dieser ihm in so drastischer Weise Carolinens Verzichtleistung auf seine Person verkündet. Wir waren daher sehr verwundert, als wir eines Tages in einer dänischen Zeitung eine Notiz lasen, woraus hervorging, daß Baron Rolf Juell Wind schon längst mit einer Ausländerin von großem Vermögen verheirathet sei, deren Name und Herkommen uns jedoch fortan

ein Geheimniß blieb, da Niemand von uns die Neigung empfand, ernstere Forschungen danach anzustellen.

Auf seinen alten Vater machte diese Nachricht einen bei Weitem betrübenderen Eindruck als auf Carolinen. Letztere hatte bereits in dieser Beziehung mit ihrem Schicksal abgeschlossen und sich mit wunderbarer Ruhe in das Unvermeidliche gefunden, obwohl es in ihrem Innern genug stürmen mochte. Der alte Baron dagegen war tief in seinem edelmännischen Stolz und als Familienhaupt verletzt. Sein einziger Sohn hatte gegen sein Wissen und seinen Willen ein fremdes Mitglied in die Familie eingeführt, sich gewissermaßen dadurch von der Familie selbst losgelöst, und fortan benahm sich der alte Herr so, als ob er gar keinen Sohn mehr habe.

Während des Krieges von 1848 bis 1850 erfuhren wir in der Aufregung und Verwirrung, die damals in allen unsern Verhältnissen herrschte, nichts von ihm, und erst 1851, als wir wieder an Dänemark ausgeliefert waren, ward er uns in's Gedächtniß zurückgerufen, denn er erschien plötzlich in Schleswig als einer der königlichen Commissarien und Regierungsbevollmächtigten, um die so arg erschütterten dänischen Interessen gegen die übermüthigen Deutschen wahrzu-

nehmen und dänisches Recht, das heißt Gewalt gegen diese zu üben.

Als der alte Baron hiervon Kunde erhielt, gab er strenge Befehle, niemals, es komme was da wolle, diesen königlichen Commissarius vor seine Augen zu lassen, allein er hatte den Besuch desselben vergeblich befürchtet; der allmächtige Beamte fand in Schleswig so viel zu thun, namentlich so viel Recht zu sprechen, daß er an seinen alten Vater nicht denken konnte, und so kam er niemals nach Harup, obwohl ich weiß, daß er einige Mal in Apenrade gewesen ist, woselbst ich ihn jedoch nicht sah.

Während des Krieges war ich ruhig und von Niemanden angefochten in meinem Amte geblieben; ich behandelte dänische wie deutsche Kranke und Verwundete, und oft hatte ich so viel zu thun, zumal ich der einzige in Apenrade zurückgebliebene Arzt war, daß ich kaum Zeit zum Schlafen und zum nothwendigsten Essen behielt. Dennoch sprach ich überall, wo sich die Gelegenheit dazu bot, dreist meine deutsche Gesinnung aus, niemals jedoch ließ ich mich mit Dänen in Streitigkeiten über ihre Verhältnisse ein, und da mich Jedermann, welcher Nation er angehören mochte, mit Achtung behandelte, so glaubte ich — o thörichte Selbsttäuschung! — keinen Feind zu haben, der mir von

dieser oder jener Seite her Schaden bereiten könne. Doch, welcher Mensch auf Erden hat wohl noch niemals einen Feind gehabt? Wer ist nie ungerecht verläumdet, begeifert, verlästert worden? Rühme sich dessen, wer will, aber ich glaube ihm nicht, selbst wenn er im Uebrigen der glaubwürdigste der Menschen wäre!

So waren denn endlich die schrecklichen Kriegsjahre, die unsre kühnsten Hoffnungen hatten aufflammen und spurlos erlöschen sehen, vorübergegangen. Wir Schleswig-Holsteiner waren Dank der inneren Zerrissenheit des großen Deutschland's aus unserm kurzen Freiheitstraum erwacht und der dänischen Gnade schonungslos anheimgegeben. Nun, was das bedeuten will, weiß die Welt, ich brauche darüber kein Wort zu verlieren.

Bis zu diesem Augenblick war ich auf keine Weise von irgend einer Seite her gefährdet gewesen. Niemand war mir zu nahe getreten und ich war unschuldig genug, mir einzubilden, daß Niemand auf der Welt das Recht oder einen Grund habe, mir zu nahe treten zu können. Auf welche Art man aber gegen mich verfuhr und wie auch ich persönlich in das allgemeine Unheil mit hineingerissen ward, will ich Dir nun mittheilen.

Eine in der Nähe von Apenrade angesessene, sehr

reiche und angesehene deutsche Familie, die seit langer Zeit mit Baron Juell Wind, dem Vater, in herzlicher Freundschaft verkehrte und in welcher ich seit Jahren Arzt war, befand sich wegen des einzigen Sohnes in großer Sorge, der den Krieg gegen Dänemark mitgemacht hatte. Er war als Dragoneroffizier bei Idstedt schwer verwundet in die Gefangenschaft der Dänen gerathen. Die bekümmerte Familie erfuhr trotz aller ihrer Bemühungen nichts Gewisses über sein Schicksal, als jedoch der Friede geschlossen war, hörte sie durch einen dänischen Bekannten, daß der junge Mann nach Kopenhagen gebracht und in einem Lazareth liege, daß man aber auf seinen Tod gefaßt sein müsse, da er lebensgefährlich verwundet sei. Das Lazareth war genau bezeichnet und alle übrigen Angaben so treu gemacht, daß man an der Wahrheit derselben keinen Augenblick zweifeln konnte.

Die Eltern des jungen Mannes waren untröstlich und kamen eines Sonntags zu mir nach Apenrade, um mir den Fall vorzutragen und möglicher Weise sich einen Rath zu holen. Ich war nach Harup gefahren und hielt mich dort gewöhnlich Sonntags Nachmittag auf, wenn ich nicht anderweitig beschäftigt war. Da man in meinem Hause hiervon Kenntniß hatte, sagte man es den Rath Suchenden und diese

fuhren sogleich nach Harup hinaus, um mich daselbst zu treffen. Baron Juell Wind befand sich gerade in aufgeheiterter und mittheilsamer Stimmung und ließ die Freunde bei sich eintreten, wo alsbald der vorliegende Fall verhandelt und nach allen Seiten besprochen wurde. Mich sowohl wie den alten Baron dauerten die armen wehklagenden Eltern, und das schließliche Resultat unsrer Berathungen war, daß ich dem Wunsche derselben nachzukommen mich bereit erklärte und nach Kopenhagen gehen wollte, um mich als Sachkundiger von dem Befinden des Verwundeten zu überzeugen, vorausgesetzt, daß meiner Reise von Seiten meiner vorgesetzten, jetzt natürlich wieder dänischen Behörde kein Hinderniß in den Weg gelegt würde.

Wir fuhren auf der Stelle nach Apenrade zurück und ich begab mich zu dem Polizeimeister, den ich persönlich sehr gut kannte und der mit meinen Verhältnissen im Allgemeinen, wie mit denen, in welchen ich zu der Familie des verwundeten Offiziers stand, vertraut war. Auf meine Vorstellung der Sachlage ward mir mit höflicher Miene der Bescheid gegeben, daß meiner Reise nach Kopenhagen von hieraus nichts im Wege liege, daß er mir die dazu nöthige Bescheinigung ertheilen werde und daß ich den erbetenen Urlaub antreten könne, wenn ich mich verpflichtete,

nirgends anders hinzugehen und spätestens in acht Tagen wieder in Apenrade zurück zu sein.

In zwei Stunden erhielt ich die nöthigen Papiere, steckte einiges Geld zu mir und packte meinen kleinen Koffer. Dann fuhr ich noch einmal, um Abschied zu nehmen, nach Harup hinaus und trat am nächsten Morgen mit einem Dampfer meine kurze Reise nach Kopenhagen an.

Das nun folgende Jahr ist es, mein Sohn, über welches Du später so oft Klage gegen mich geführt, als hätte ich Dich in Düsseldorf vergessen gehabt, weil ich nie selbst an Dich geschrieben habe. Jetzt endlich sollst Du den Grund hören, warum ich Dir nicht schrieb, nicht schreiben konnte, und warum ich Dir später, als ich mich wieder mit Dir in Verbindung setzte, keine genügende Aufklärung meines Dir unbegreiflichen langen Schweigens gab. Es geschah Letzteres ganz allein aus dem Grunde nicht, weil ich Dich in Deiner schönen Gemüthsruhe, wenigstens nach meinem Gefühl, nicht stören wollte, was gewiß der Fall gewesen sein würde, wenn ich Deinen Fragen und Bitten Gehör geschenkt und Dir Aufschluß über meine Erlebnisse gegeben hätte. Höre nun endlich, was mir damals begegnete, und dann wirst Du erkennen, daß ich nicht aus unväterlicher Gleichgültig-

keit die Correspondenz mit Dir auf so lange Zeit unterbrach.

Ich kam nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt im Monat October in düsterer und verbitterter Stimmung in Kopenhagen an, denn der dänische, das Postschiff führende Capitain hatte mir unverhohlen seinen Widerwillen bewiesen, einen verrätherischen Deutschen — das waren wir in den Augen der Dänen ja Alle — nach dem göttlichen Kopenhagen mitzunehmen. Es war ein roher, trotziger Mensch, wie es so viele seeländische Seeleute sind, und er wurde um so feindseliger gegen mich, als er sah, daß alle seine wüthenden Tiraden bei mir nichts fruchteten und ich denselben nur eine kalte Gelassenheit entgegensetzte.

Als wir in den Hafen von Kopenhagen einliefen, wurden die Passagiere an Bord gehalten, bis eine obrigkeitliche Person ihre Papiere in Empfang genommen hatte und damit nach der Stadt gegangen war. Nachdem wir endlich nach seiner Rückkehr die Erlaubniß erhalten, an Land zu gehen, nahm ich mir einen Wagen, als mich ein fremder Herr sehr freundlich bat, ihn bei dem heftigen Regen, der gerade fiel, mit nach meinem Gasthof zu nehmen, da er sich eben nach demselben habe begeben wollen, als er mich dem Kutscher seinen Namen nennen hörte.

Natürlich gab ich sofort meine Einwilligung und wir langten bald in dem Gasthof an, wo ich mir ein Zimmer geben ließ und dabei meinen Reisegefährten aus den Augen verlor.

Es war spät Abends geworden, ehe wir in Kopenhagen an's Land kamen, und so konnte ich an diesem Tage keine Forschung mehr nach dem Verwundeten anstellen. Ich ging ruhig zu Bett, nachdem ich an der Wirthstafel zu Abend gespeist. Am nächsten Morgen lag ich noch im Bett, als meine Thür von außen geöffnet wurde, mein Reisegefährte vom vorigen Tage mit einigen Polizeidienern in's Zimmer trat und mir verkündete, daß ich sein Gefangener sei. Auf meine Frage, wie das möglich sei und wer mich verhaften lasse, zuckte er die Achseln, berief sich auf die Befehle seiner Vorgesetzten und sprach seine Meinung etwa dahin lautend aus, daß man wahrscheinlich von mir in Erfahrung gebracht, daß ich ein dänenfeindlicher Mann sei und daß ich gegenwärtig aus keinem anderen Grunde nach Kopenhagen gekommen sein könne, als im Auftrage irgend einer deutschen Verbindung den Spion im feindlichen Lager zu machen.

Ueber diese gehässige Auslegung meiner zu einem ganz anderen Zweck unternommenen Reise war ich auf das Aeußerste empört und berief mich auf die Papiere,

die mir der Polizeimeister in Apenrade gegeben habe und in welchen der Zweck meiner Reise klar ausgesprochen sei.

Der Mann lachte höhnisch, sprach aber kein Wort mehr und blieb bei mir, bis ich angekleidet war, worauf ich in einen Wagen gebracht und nach einem Gefängniß gefahren wurde, wo ich ein allerdings leidlich bewohnbares Zimmer erhielt.

Ich will Dir meine Stimmung über die Lage, in welche ich so plötzlich und unerwartet versetzt worden war, nicht zu schildern versuchen, überdieß will ich rasch erzählen, um mit meiner traurigen Geschichte zu Ende zu kommen. Mit einem Wort, acht unendlich lange und trübe Tage blieb ich in meinem Gefängniß sitzen, ohne daß ein Mensch zu mir kam und ohne daß ich mich mit der Außenwelt in die geringste Beziehung setzen konnte. Nach diesen acht Tagen aber ward ich zu einem Verhör berufen und mußte daselbst vor meinen Richtern zunächst meinen ganzen Lebenslauf zu Protocoll dictiren. Als ich damit zu Ende war, sahen sich die Herren lächelnd an und schüttelten die weisen Köpfe, da sie wahrscheinlich Alles besser als ich selber wußten. Zuletzt forderten sie mich auf, Alles zu bekennen, was ich bisher verschwiegen, und da ich nicht wußte, was ich hierauf antworten sollte,

fügte ich mit der besten Absicht von der Welt die Worte hinzu, daß sie sich über meinen Leumund in Apenrade erkundigen könnten und die Wahrheit meiner Aussage in jedem Punct bestätigt finden würden. Baron Olaf Juell Wind auf Harup sei mein bester Freund und dieser werde ihnen die zuverlässigste Auskunft über mich geben können.

Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen und mich auf den Ehrenmann berufen, der ihn führte, so lachten mir die dänischen Herren laut in's Gesicht, wiesen mir ihre grimmigen Zähne und sagten: „Da haben Sie sich Ihr eigenes Urtheil gesprochen, mein Herr Doctor. Der alte Narr Juell Wind auf Harup ist bekannt als enragirter Dänenfeind, wie kein Anderer in Schleswig, was sogar sein Herr Sohn eingeräumt hat, der königliche Commissarius in Schleswig, auf dessen Befehl wir Sie, gerade heraus gesagt, in diesem Augenblick vernehmen müssen."

Ueber diese neue und unerwartete Enthüllung meines Schicksals wurde ich so betroffen, daß ich schwieg und mich in das Unvermeidliche ergab. Nun freilich war mir Alles klar wie der Tag und ich sah ein, daß ich in meinem Vertrauen auf menschliche Gerechtigkeit und Billigkeit, und in dem naiven Glauben, daß mein gutes Gewissen auch von Anderen respectirt

werden müsse, in eine schlau gelegte dänische Schlinge gefallen war, der mich nur eine höhere Macht wieder entziehen konnte.

Mein erstes Verhör war zu Ende und ich wurde in mein Gefängniß zurückgebracht. Erst vierzehn Tage später hatte ich das zweite Verhör zu bestehen, welches kein anderes Resultat als das erste ergab. Nach diesem vergingen drei bis vier Wochen und es folgte ein drittes, und so unzählige, bis endlich der Winter verstrich und das junge Jahr mit hellem Auge in mein dunkles Fenster schaute. In dieser ganzen Zeit hatte man mir zwar gute Nahrung und dänische Zeitungen gegeben, aber jede Absendung von Briefen versagt, ja mir die nöthigen Utensilien dazu hartnäckig verweigert.

Wiederholt hatte ich mich während dieser Zeit nach dem Befinden des armen verwundeten Offiziers erkundigt, um dessenwillen ich die verhängnißvolle Reise unternommen hatte. Am Ende des Januar, also nach vier Monaten erst, war man so gnädig, mir zu sagen, daß er bereits im November seinen Leiden erlegen sei und daß man diese Nachricht durch die Zeitungen nach Apenrade vermittelt habe.

Apenrade! Ach, wie oft flogen meine Gedanken über das Meer dahin! Wie oft weilte ich mit stillen

Herzenswünschen in meinem kleinen Hause am Markt, wie oft in dem noch stilleren Krankenzimmer auf Harup bei dem alten Baron und meiner guten Caroline! Am allermeisten aber quälte mich der Gedanke, daß der Baron seinem Alter und seinen Leiden in den verwichenen Wintermonaten erlegen sein könne, daß Caroline ganz verlassen und ohne jeden Schutz in dem großen Hause sei, daß, wenn der Baron gestorben, vielleicht schon sein Erbe gekommen und sie hart und streng daraus vertrieben habe. Nun, Du kannst Dir ja denken, wie einem Gefangenen, der nichts zu thun hat, als über sein Unglück nachzugrübeln, zu Muthe sein muß, wie er sich schwarze Schreckbilder in Hülle und Fülle malt, wie er sich zu den alten noch neue Sorgen schafft und wie tief sein Geist niedergedrückt wird, wenn er keine Seele in seiner Nähe hat, die ihn tröstet und erhebt, als sein eigenes reines Gewissen, das ihm allein Gott zu seiner Selbstermuthigung gegeben hat.

Laß mich über diese erste Schreckensperiode meines Lebens rasch hinweggehen, ich fühle mich noch heute in dieser reinen Luft und unter Gottes freiem Himmel beklommen, wenn ich nur daran zurückdenke. Zehn Monate war ich endlich in strengster Haft und keine Aussicht vorhanden, daß mein Loos sich besser gestal-

ten würde. Da wurde ich eines Tages vor meine alten Richter gerufen und einer von ihnen sagte mir mit huldvoll erhabener Miene Folgendes:

„Mein Herr, Sie sind nach der Ansicht Ihrer Richter für Ihre antivaterländische Gesinnung hoffentlich genug bestraft und werden sich in der Folge hüten, gegen Dänemark irgend etwas Feindseliges zu unternehmen. Nicht wahr?"

Ich horchte hoch auf, aber ich konnte darauf nichts antworten, denn ich wußte nicht, was ich sprechen sollte.

„Wenn Sie jetzt," fuhr der Sprecher fort, „diese Schrift unterzeichnen wollen, so können Sie sich aus Ihrer Haft entfernen, nachdem Sie die Kosten Ihrer Unterhaltung bezahlt haben."

Dabei legte er mir ein langes Schriftstück vor, welches der Hauptsache nach besagte, daß ich mich künftig jeder Feindseligkeit gegen Dänemark enthalten solle, daß man mich mit größerer Strenge denn je polizeilich beaufsichtigen werde und daß ich bei dem geringsten Verdacht, daß ich gegen meine Pflicht und mein Gewissen — o Ihr gewissenhaften dänischen Männer! — gehandelt, abermals gefänglich eingezogen und nach Kopenhagen gebracht werden würde.

Diese Schrift, mein Sohn, mußte ich unterzeichnen

und ich unterzeichnete sie, weil ich dadurch allein meine Freiheit wieder erhielt. Nachdem ich nun eine mir vorgelegte Rechnung für meine Unterhaltung bezahlt, wurde ich mit meinem Koffer nach dem Hafen gefahren und, ohne einen Schritt in die Stadt gethan zu haben, auf ein Schiff gebracht, welches direct nach Apenrade abging. Mit welchen Gefühlen ich mich wieder unter Gottes freiem Himmel und von des Meeres Wellen geschaukelt sah, will ich Dir nicht beschreiben. Ich war über alle Begriffe unglücklich und doch wieder über alle Begriffe glücklich — im Ganzen also in einem so seltsamen Zwiespalt widersprechender Empfindungen befangen, wie ich ihn niemals wieder im Leben zu ertragen hatte.

Als ich in Apenrade aus dem Schiff auf die Brücke trat, zitterten mir die Füße so sehr, daß sie mich kaum tragen konnten. Mein Gepäck einem Jungen gebend, der mich und meine Wohnung kannte, schlich ich langsam durch die engste und stillste Gasse nach dem Markt hinauf und doch war ich in Schweiß gebadet, als ich vor meinem Hause ankam. Es stand friedlich wie immer da und nur die geschlossenen Fensterläden und die herabgelassenen Vorhänge verriethen, daß der Herr nicht daheim sei. Mich hatte Niemand erwartet und Niemand konnte mich erwarten. Alle

wußten durch die Zeitungen, daß ich in Kopenhagen eingekerkert worden, und da das Verfahren der Dänen gegen gefangene Deutsche bekannt war, glaubte man mich sobald nicht wieder zu sehen. Du kannst Dir also denken, mit welcher Freude ich von meiner alten Magd willkommen geheißen ward und wie rasch sich die Kunde von meiner Ankunft in der Stadt verbreitete.

Meine erste Frage galt meiner Schwester und dem Baron Juell Wind. Und da hatte ich wenigstens die Freude zu erfahren, daß alle meine früheren Befürchtungen in Bezug auf ihre Person nicht eingetroffen waren, denn meine Schwester war gesund, Baron Juell Wind lebte noch und ich — ich hatte nur ein einziges Gefühl, nämlich Gott zu danken, daß er sie mir erhalten habe.

Nachdem ich nur wenige Worte mit meiner Dienerin gewechselt und mich in andere Kleider geworfen, denn die, die ich so lange im Kerker getragen, hielten kaum noch länger zusammen, lief ich trotz des strömenden Regens zu Fuß nach Harup hinaus, denn meine Unruhe und Sehnsucht nach meinen Lieben ließ mich nicht so lange warten, bis ein Wagen geholt war, da der Baron Juell Wind meine eigenen Pferde sammt dem Kutscher nach Harup genommen hatte.

In weniger als einer Stunde stand ich vor dem Schlosse des Landsitzes und ruhte mich einen Augenblick, ehe ich über die Schwelle schritt, um mein laut pochendes Herz zu beschwichtigen; dann erst trat ich ein und wandte mich zuerst nach des Barons Zimmer, auf den Diener kaum achtend, der bei meinem Anblick die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Aber da sollte mir eine unerwartete Ueberraschung zu Theil werden. In dem Zimmer stand neben meiner Schwester der sechsundsiebzigjährige Baron fest und aufrecht auf seinem Stelzfuß und Krückstock, und alle seine Bewegungen verriethen mir, daß er kräftiger und gesunder als je sei, was zu finden ich am wenigsten erwartet hatte. Beide schrieen vor Schreck und Freude laut auf, als sie mich erblickten, der alte Baron weinte wie ein Kind, nachdem er mich begrüßt, und meine Schwester war nicht von meinem Halse wegzubringen.

„Ja," sagte der alte Baron, nachdem ich ihm mit flüchtigen Worten mein Schicksal erzählt und dann meine Freude ausgedrückt hatte, ihn auf den Beinen zu finden, „ja, mein Sohn, das dankst Du allein Deiner Gefangenschaft und sie hat also doch wenigstens ein Gutes gehabt. Haha! Der liebe Gott da oben hat mich wunderbar gestärkt, als ich aus der Zeitung erfuhr, was Dir begegnet war, und zwei

Stunden später war ich gesund, stand von meinem Sopha auf und ging einher, wie Du mich jetzt gehen siehst. Und das hat so bis auf den heutigen Tag gedauert und ich erkenne dankbar die Gnade Gottes an. — Aber nun sage mir, warum hast Du Dich bei Deinem ersten Verhör nicht gleich auf mich, einen geborenen Dänen berufen? Ich hätte Dir schon ein Zeugniß ausstellen wollen, vor dem die gewaltigen Herren da drüben den Hut hätten abziehen sollen!"

Ich lächelte wehmüthig und wollte nicht mit der Sprache heraus, denn ich überlegte, ob es nicht gerathener wäre, in diesem Puncte ihm die Wahrheit zu verschweigen. Aber der erfahrene und kluge Mann hatte meine zweifelhafte Miene entziffert und beinahe schon die Hauptsache errathen. „Sprich," rief er mit seiner gebieterischen Commandostimme, die uns immer einen so großen Respect eingeflößt hatte, „und behüte Dich Gott, daß Du mir ein Wort von der wirklichen Wahrheit verhehlst. Ich bin ein Mann, der Alles hören kann und dem das Herz nicht mehr vor Kummer bricht."

In zwei Minuten wußte er Alles, auch, daß sein eigener Sohn den Verhaftungsbefehl für mich nach Kopenhagen gesandt hatte.

Baron Juell Wind konnte doch nicht, wie er

glaubte, Alles ertragen, ohne stark erschüttert zu werden, denn diese meine letzte Mittheilung wirkte überaus heftig auf ihn. Er ergriff meine und Carolinens Hand, dann wurde er schwach auf den Beinen und wir mußten ihn auf das Sopha tragen, wo er lange, mit seltsamen Blicken uns anstarrend, liegen blieb, endlich aber, als er sich wieder erholt, mich bat, ihn mit meiner Schwester allein zu lassen und nach der Stadt zurückzukehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen, die durch meine lange Abwesenheit natürlich nicht in bester Verfassung sein konnten.

Ich legte den Weg nach Apenrade diesmal in meinem eigenen Wagen zurück und begab mich sofort zum Polizeimeister, um ihm meine Ankunft zu melden. Aber da sollten mir viele Ueberraschungen zu Theil werden, auf die ich am wenigsten vorbereitet war. Zunächst fand ich einen neuen und mir ganz fremden Polizeimeister vor, der, trotzdem er mich nie gesehen, doch meine Verhältnisse sehr genau zu kennen vorgab und schon längst seine Instructionen über mich erhalten haben wollte. Er empfing mich kalt, obwohl gerade nicht unhöflich, und theilte mir mit, daß ihm schon seit vierzehn Tagen meine demnächstige Rückkehr angezeigt sei und daß er mir zu allererst zu melden habe, daß mein Amt als Physicus bereits in anderen

Händen sei, da meine lange Abwesenheit dies unumgänglich nöthig gemacht.

„Aber ich werde es von heute an doch wieder übernehmen?“ fragte ich mit laut schlagendem Herzen.

Der gestrenge Herr lächelte auf eine sehr gezwungene Weise, trat an das Fenster, aus dem er auf die Straße hinabsah und kehrte dann zu mir zurück, ohne es zu wagen, seine Augen zu den meinen zu erheben. „Herr Doctor,“ sagte er endlich, „ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Sie ein für alle Mal aus dem Amte entlassen sind und daß es keiner anderen Formalitäten dazu bedarf. Gründe brauche ich Ihnen nicht anzugeben, Sie können sie sich aber selbst denken, wenn Sie ein so kluger Mann sind, wie man sagt.“

Alle fernere Unterredung mit diesem Menschen für überflüssig haltend, entfernte ich mich, in einer Stimmung — doch, laß mich darüber schweigen. Das war ja nur die erste Ueberraschung, dir mir vorbehalten war. Bald sollten ihrer mehrere folgen. Nicht ich allein war aus meinem Amte entlassen, allen in Apenrade angestellten Deutschen war es eben so ergangen und die bekannte Schreckensregierung der Dänen in Schleswig hatte schon lange ihre ersten Triumphe gefeiert.

Da sah denn die Stadt und Alles, was darin lebte, ganz anders wie früher aus. Es gab keine deutschen Geistlichen, keine deutschen Schulmeister, keine deutschen Advocaten und sonstige deutsche Beamten mehr, mochten sie einen Namen haben, welchen sie wollten. In allen Stellen hatten sich vollblütige, aus Seeland geschickte Dänen eingenistet und beuteten sie mit unbeschreiblicher Willkür aus. Selbst die Familien hatten die deutschen Erzieher und Erzieherinnen ihrer Kinder entlassen müssen, und wo früher die reine deutsche Sprache gehört ward, erscholl jetzt nur ein fast unverständlicher Jargon, da die meisten Menschen, welche dänisch zu sprechen gezwungen wurden, die Sprache nicht verstanden. Gesellschaften, in öffentlichen Localen und Familien, gab es nicht mehr, denn die Deutschen kamen zu damaliger Zeit nicht mehr zusammen, weil sie die Spione fürchten mußten, die sich überall eindrängten und die Geselligkeit ungenießbar machten. Selbst auf den Straßen gingen sie wenig zusammen, da es verboten war, daß Deutsche stehen blieben und sich unterhielten, indem dies als ein Versuch zum Complot betrachtet wurde. Auf das geringste Versehen gegen die bekannt gemachten Anordnungen waren Geld- und in Wiederholungsfällen Freiheitsstrafen gesetzt, und eigens gedungene Büttel gingen von

Haus zu Haus, die Geldstrafen einzuziehen oder dafür das erste beste Geräth wegzunehmen.

Doch was soll ich Dir weiter diese nie und nirgends dagewesene Misere enthüllen, die Zeitungen haben sie ja aller Welt verkündet, und ich will mir jetzt nicht das Blut mit der Erinnerung daran vergällen. Wenn man in Apenrade weiter leben wollte, mußte man von der dänischen Herrschaft Alles ertragen, einen Widerstand gab es nicht mehr und ich hatte an mir selbst erfahren, wie man mit Leuten, die nicht einmal den geringsten Widerstand gezeigt, umzugehen sich erlaubte. So ertrug denn auch ich jene Vergewaltigung einer Nation, die, wenn sie es wirklich wollte, ganz Dänemark leicht zu ihren Füßen werfen konnte, und ich fügte mich mit einer Ergebung in das Unvermeidliche, die ich mir früher nicht zugetraut hatte. Allein die harte Nothwendigkeit ist oft die beste Schule der Weisheit, und wir damals in Schleswig lebende Deutschen fingen an, in einer Art weise zu werden, daß die dänische Regierung denn doch bisweilen ein stiller Schauer überlaufen haben mag; denn daß es in Schleswig auf die Dauer nicht so bleiben könne, mußte und muß sich jeder Mensch sagen, der nur mit halben Sinnen auf der Erde einhergeht. Immer und überall ist die größte Tyrannei kurz vor ihrem Sturz

geübt worden und Dänemark wird so lange tyrannisch über deutsche Männer regieren, bis seine Tollkühnheit zur Blindheit wird und es sich dann in sein selbstgegrabenes Grab stürzt.

So nahm ich denn jetzt meine Praxis wieder auf und ich hatte einen reichen Zulauf von Patienten aller Art. Denn alle Dänen, die man in Schleswig zu Beamten gemacht, selbst der Arzt, den man mir zum Nachfolger gegeben, verstanden nichts von den Dingen, die sie leisten sollten. Dieser Arzt war früher Apotheker gewesen und besaß höchstens die Fähigkeit eines Verwaltungsbeamten, eben so wie die Schulmeister Soldaten, die Postmeister und Juristen Winkeladvocaten und ehemalige Schreiber aus Kopenhagen waren, die, ohne je davon geträumt zu haben, jetzt studirte Männer vorstellen mußten und so über Nacht eine ungeheure Carrière gemacht hatten.

Also ich nahm meine Geschäfte als Arzt wieder auf und, da es überall an Aerzten fehlte, die der Krieg mit fortgeführt und zerstreut hatte, so zogen mich Dänen wie Deutsche zu Rathe, sobald eine ernstliche Krankheit in ihren Familien sie dazu zwang. Diese reichliche Beschäftigung half mir über die anderen traurigen Verhältnisse in meiner Vaterstadt hinweg, ich schloß meine Augen und Ohren, und nur

wenn wir in Harup in inniger Eintracht beisammen saßen, schütteten wir unsere Herzen vor einander aus und waren dabei glücklich, wie es arme Schleswiger in jenen trostlosen Jahren ihrer tiefsten Schmach und Unterdrückung nur sein konnten.

Ohne diese Erquickung würde ich es in Apenrade nicht ausgehalten haben, denn es trieb mich schon längst eine innere Stimme, die mir noch schwereres Unheil verkündete, daraus fort, allein so lange der alte Herr auf Harup lebte und er meiner Schwester bedurfte, die ihm Alles in Allem war, konnte ich nicht daran denken, meine Heimat zu verlassen und mir irgend wo anders mein Brod zu suchen, was mir gewiß leicht geworden wäre, da ich mir ja ein hinreichendes Vermögen erspart hatte und es Orte genug in der Welt gab, wo ich dasselbe ungefährdet und behaglich hätte verzehren können.

Baron Juell Wind wußte, daß ich seinetwegen allein in Apenrade blieb und er vergalt mir meine Anhänglichkeit an seine Person mit unwandelbarer Freundschaft und Herzlichkeit. Seit meiner Rückkehr von Kopenhagen aber war er in eine verbitterte und trübe Stimmung gerathen und ich habe ihn seit jenem Tage nie mehr lächeln gesehen. Ueberhaupt sprach er weniger, selbst mit Carolinen, und wälzte insgeheim ernste

und schwere Entschlüsse in sich herum, die erst allmälig zur Reife gediehen und die er weder mir noch meiner Schwester mittheilte, welche doch sonst in alle seine geheimsten Gedanken eingeweiht war. So war sie auch bisher sein Secretair gewesen, hatte auf sein Dictat alle Schreiben an seine Geschäftsleute ausgefertigt, die er nur mit seinem Namen zu unterzeichnen pflegte, jetzt aber schrieb er häufig des Abends selbst und Caroline mußte dann das Zimmer verlassen, um ihn ja nicht zu stören. Auch gingen von seiner Hand verfaßte Briefe in dieser Zeit nach verschiedenen Richtungen ab und überhaupt entwickelte der alte Herr eine Thätigkeit nach Außen hin, als wäre er noch einmal wieder jung geworden oder als müsse er eifrig etwas nachholen, was er in früheren Zeiten versäumt.

Eines Tages aber, etwa drei Monate nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen, sagte er mir, als ich nach einem Besuche Abschied von ihm nahm: „Morgen, Leo, ist zwar nicht Dein Besuchstag in Harup, komm' aber dennoch heraus und sieh nach mir, es steht mir ein wichtiger Tag bevor und ich muß mich mehr als gewöhnlich anstrengen. Ich könnte dabei schwach werden.“

„Was für einen wichtigen Tag haben Sie denn?“ fragte ich.

„Ich mache morgen mein Testament,“ versetzte er

mit düsterer Stirn, „und eine Menge Leute, Advocaten und Zeugen, werden hier erscheinen, um meine wohlüberlegte Willensmeinung zu vernehmen und gesetzlich zu bestätigen. Das ist ein unangenehmer Tag für mich alten Mann, aber es geht nicht anders, er muß ertragen werden, da es noch Zeit dazu ist. Wäre mein Herr Sohn ein vernünftiger und gerechter Mann geblieben, so wäre das Alles nicht nöthig geworden, ich hätte Deiner Schwester und Dir ganz einfach Legate ausgesetzt und dann hätte er alles Uebrige nehmen können. So aber hat er das verscherzt und nun bekommt e r nur ein Legat und Ihr das Uebrige."

„Wie," rief ich erschrocken, „auch ich? O, ich bitte darum, daß Sie mir nichts vermachen; Sie haben mir früher schon genug gegeben und ich bin Mann genug, mir selbst das Nöthige zu erwerben, habe mir ja auch schon ein eigenes Vermögen erworben."

„Sei still," erwiderte er ernst, „Du änderst nichts mehr an meinen Entschlüssen, sie sind für alle Zeiten gefaßt. Dir ausdrücklich vermache ich auch nichts, sorge nicht darum, aber Deiner Schwester, meiner einzigen Tochter, vermache ich Alles, in der vollen Ueberzeugung, daß auch Du etwas haben wirst, so lange sie etwas hat. O, ich kenne Euch Beide, so gut ich meinen Herrn Sohn Rolf kenne, und der ist jetzt

im Reiche Dänemark ein bedeutender, vornehmer Mann geworden, der seines alten Vaters nicht mehr bedarf. Dank seiner dem Staate geleisteten Dienste bezieht er einen hohen Gehalt, und da er auch eine so reiche Frau geheirathet hat, braucht er meine Ersparnisse nicht mehr. Doch — ängstige Dich nicht um ihn, Leo, ich sehe, Du fühlst Dich durch diese Mittheilung bedrückt, Dein Gerechtigkeitsgefühl stimmt nicht ganz mit meiner Handlungsweise überein, aber sei ruhig, ich werde gerecht gegen ihn sein, sein Pflichttheil entgeht ihm nicht, den darf ich ihm sogar nicht vorenthalten. Doch nun geh' und komm morgen bei Zeiten wieder."

Ich ging in der That sehr bedrückt von ihm fort und kam am nächsten Mittag eben so bedrückt wieder. Ich fand das ganze Haus voll eingeladener Gäste, von denen ein Theil dasselbe noch nie betreten hatte. Männer dänischer und deutscher Abkunft waren da, redliche und unredliche, befreundete und feindlich gesinnte, und während ich mit Caroline still in deren Zimmer saß und mit ihr über das Vorgehende sprach, was sie auf keine Weise billigen wollte, wurde der wichtige Act der Testamentsunterschreibung vollzogen und Baron Olaf Juell Wind hatte ein für alle Mal über sein großes Vermögen verfügt.

Viele der eingeladenen Männer sah ich gegen

Abend kopfschüttelnd von dannen gehen, allen aber, Freunden wie Gegnern, hatte der alte ritterliche Herr, der in seiner ehemaligen Staatsuniform erschienen war, so sehr imponirt, daß sie trotz des Widerspruchs, den Manche erhoben, doch zuletzt, von der rechtlichen Denkungsart des Testators überzeugt, ziemlich befriedigt abreisten.

Von dem Testamente wurden fünf Abschriften gemacht und eins in Apenrade, eins in Kopenhagen und eins in Hamburg niedergelegt; eben so wurden Vertrauensmänner ernannt, die über die richtige Vollstreckung desselben in künftiger Zeit zu wachen hatten. Auch Caroline erhielt eine Abschrift, aber versiegelt, und mit dem Befehle, dieselbe erst nach dem Tode des Testators und zwar in meiner Gegenwart zu eröffnen. Desgleichen wurde der obersten Magistratsbehörde in Apenrade eine Abschrift für Rolf eingehändigt, unter der Bedingung, daß erst nach dem Ableben des Vaters dem Sohne, der damals wieder in Kopenhagen lebte, dieselbe übersandt werden sollte.

Dies geschah im Anfang des Jahres 1852, und am Ende desselben hatte ich einen großen Verlust zu beklagen. Meine Frau hatte, wie Du weißt, von ihrem Onkel eine Apotheke geerbt, die einen reichen Ertrag lieferte. Ich hatte sie übernommen und an einen tüch-

tigen Pharmaceuten verpachtet, der allerdings wie ich ein Mann von deutschem Stamme war. Plötzlich erhielt ich den Befehl, den Pächter der Apotheke augenblicklich zu entlassen, da er das Vertrauen der Behörden verloren habe. Ich versuchte auf jede gütliche und demüthige Weise diesen Befehl rückgängig zu machen, allein vergebens. Ich mußte den Pächter gegen alles Gesetz entlassen und verlor dabei eine hübsche Summe Geldes, da ich mich persönlich dem armen Manne verpflichtet hielt. Doch was soll ich Dir den schmählichen Fall noch weiter ausmalen — mit einem Wort, nach einem Jahre ward ich durch neuen Befehl und endlose Quälereien gezwungen, die Apotheke an einen Dänen zu verkaufen, da sie mir sonst ganz geschlossen worden wäre, und zwar zu einem Preise zu verkaufen, der nicht die Hälfte ihres Werthes betrug.

Als ich am Tage, wo dies geschah, zu dem Baron hinauskam und ihm mein neustes Unheil erzählte, nickte er dreimal mit dem Kopf und sagte: „Ich habe mir schon lange gedacht, daß es so kommen würde. Gieb Acht, es kommt noch besser. Da sie Euch Deutsche nicht alle köpfen oder verbannen können, wollen sie Euch das Leben unerträglich machen, damit Ihr von selbst gehet oder vor Kummer sterbet und die Herren von den Inseln da drüben das Reich allein für sich behal-

ten. Haha! Es ist schändlich, bei Gott, aber es ist ächt Dänisch, ich kenne meine Landsleute, wenn sie das Uebergewicht haben! Das ist der alte verfluchte Flibustier- und Piratensinn, der noch immer in ihren Köpfen spukt und in ihrem Blut gährt, und ehe nicht hundert Tausend Mann von Deutschland herüberkommen und ihnen das ganze Land wegnehmen, eher fügen sie sich nicht, und selbst wenn sie sich gefügt haben, fügen sie sich doch noch nicht und so geht es fort bis in alle Ewigkeit. Das sind eben die Dänen! Und mich — ach, mich hat Gott auch einen werden lassen, aber es ist nicht mit meinem Willen geschehen, das kann ich beschwören."

So klagte und grollte der alte Herr, fast alle Tage, so oft ich zu ihm hinauskam, aber das Essen schmeckte ihm, er trank täglich mit Appetit seine Flasche Burgunder und dabei war er heiter und zufrieden, bis in sein einundachtzigstes Jahr, denn bis zum Jahre 1856 im Januar lebte er. Diesen Todesfall aber, da er für mich mit besonderen Umständen verknüpft war, die mich endlich in die Verbannung trieben, muß ich Dir umständlicher erzählen und ich leite diese letzte Schreckensperiode meines Aufenthalts im Vaterlande damit ein, daß ich Dir sage, daß die letzten Jahre in einer Art Windstille verstrichen, die nichts Feindliches ahnen ließ,

daß wir uns, da wir nicht anders konnten, in die barbarische Dänengewalt fügten und alle Tage auf die Geburt eines neuen uns rettenden Mesias' hofften, der uns aber eben so wenig geboren wurde, wie er es jemals den Juden ward.

Der erste Tag des Jahres 1856 war angebrochen. Ich war, nachdem ich früh am Morgen meine Glückwünsche auf Harup abgestattet, nach Hadersleben gereist, wohin ich wegen eines sehr schweren Krankheitsfalles durch einen Eilboten berufen worden war. Ich hatte hinterlassen, daß ich spätestens am 4. Januar wieder in Apenrade zurück sein würde. Bald nach meiner Abreise erkrankte der alte Baron heftig, und Caroline, die sich nicht anders zu helfen wußte, schickte zu einem alten Wundarzt in der Stadt, den sie durch mich als einen tüchtigen Practicus kannte. Derselbe kam auch sogleich nach Harup hinaus, verordnete das Nothwendige, gab die beste Hoffnung und fuhr wieder fort. Durch ihn zunächst wurde die Erkrankung des Barons in der Stadt bekannt und kam so zu den Ohren der ersten Magistratsperson, die, wahrscheinlich für solchen Fall mit Instructionen versehen, nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Nachricht nach Kopenhagen zu telegraphiren, woselbst damals der Sohn des Erkrankten noch immer seine einflußreiche Stellung

behauptete. Die Antwort kam umgehend zurück und lautete dahin: nicht zu dulden, daß Doctor Marssen den Kranken in Behandlung nehme, sondern daß der Amtsphysicus, der in meine Stelle getreten, berufen werde. Dies geschah von Seiten der Behörde in meiner Abwesenheit, und als ich am 4. Januar Mittags in Harup eintraf — der Brief, den mir Caroline sogleich durch die Post nachgesandt, war mir nicht zugekommen, weil er wahrscheinlich auf dem Postamt erst geöffnet und durchstöbert war — fand ich den Herrn Amtsphysicus, diesen unwissenden und einer so schwierigen Krankheit durchaus nicht gewachsenen Mann, vor dem Bette des Barons sitzen, während dieser schlief und Caroline erwartungsvoll und weinend ihm zu Häupten stand.

Als meine Schwester mich kommen sah, flog sie in meine Arme und schluchzte laut. Auch der Physicus erhob sich und stellte sich mir mit bedeutsamer und vornehmer Miene als der vom Sohne des Kranken in Kopenhagen herbeigerufene Arzt vor.

Ich wollte eben einige Worte darauf erwidern, als der Kranke aus seinem Schlummer erwachte und uns alle Drei gleich erkannte, wenigstens meine Schwester und mich, denn den Fremden hatte er noch nie gesehen und nur aus meinen früheren Mittheilungen

erfahren, daß derselbe auf so herrische Weise mein Nachfolger im Amte geworden war.

Zuerst nun nickte der Kranke mir und meiner Schwester freudig zu, dann wandte er sein großes braunes Auge verwundert auf den Physicus. Ich werde diesen, allmälig starrer werdenden und fragenden Blick des alten Mannes nie vergessen, der so deutlich sprach, wie nur Worte es hätten thun können: „Wer sind Sie und was wollen Sie?“

„Ich bin der Amtsphysicus Krabbe,“ sagte er mit kaum verständlicher Stimme, „und befinde mich auf ausdrücklichen Befehl Ihres Herrn Sohnes in Kopenhagen hier.“

Da richtete sich der alte Herr ohne alle Anstrengung im Bette auf, sah den Mann ingrimmig an und schmetterte mit seiner Commandostimme die Worte hervor: „Verlassen Sie mein Zimmer augenblicklich, Herr, mein Sohn hat hier nichts mehr zu befehlen!“

Der Physicus, vollkommen eingeschüchtert, that einen raschen Schritt rückwärts, machte Jedem von uns eine tiefe Verbeugung, murmelte einige Worte in den Bart und verschwand aus dem Zimmer wie ein durch höhere Autorität verscheuchtes Gespenst. Jene wenigen Worte aber waren die letzten klaren und zusammenhängenden Sätze des Kranken gewesen, denn

kurz nach dem Weggehen des Physicus verfiel er wieder in Schlummer, aus dem er nur noch selten und nie ganz bei völliger Besinnung erwachte."

Der Erzählende, der in den letzten Minuten schwer geathmet hatte, hielt hier einige Augenblicke inne, als bedürfe er der Ruhe, dann seufzte er leise auf, fuhr aber bald wieder mit ruhiger Stimme folgendermaßen zu reden fort:

„Drei Tage kämpfte der Tod mit dem so fest am Leben hängenden Greise; alle Mittel, die mir und der Wissenschaft zu Gebote standen, wandte ich an, um sein irdisches Dasein noch um einige Stunden zu verlängern, allein es gelang mir nicht, dem Tode die erfaßte Beute zu entreißen, das Alter machte seine Rechte geltend, die Gränze des Irdischen war erreicht und Baron Olaf Juell Wind schlummerte still und sanft, wie er gelebt, zu seinen Vätern hinüber.

Meiner Schwester Schmerz war unsäglich groß, als habe sie einen wirklichen Vater verloren, was ihr der Verstorbene ja auch in der That gewesen war. Alles Gute, was sie im Leben genossen, war von ihm gekommen, er hatte unzählige Woltthaten auf sie und auf mich gehäuft, und vielleicht gerade, weil wir uns dessen so lebhaft bewußt waren, suchte uns Beide ein unausgesprochenes, aber seltsam trauriges Vorgefühl

heim, als ob wir durch diesen Tod selbst an eine wichtige Gränzscheide unsers Lebens getreten wären und daß nun Tage über uns hereinbrechen könnten, die uns weniger gefallen würden als die früheren, so oft und bitter wir auch schon heimgesucht worden waren.

Wenige Stunden nach dem Ableben des reichen und angesehenen Mannes hatte sich die Kunde davon nach allen Richtungen verbreitet und die erste fremde Person, die im Trauerhause erschien, war der dänische Hardesvogt mit seinen Gehülfen, der, ohne auf unsere Anwesenheit die mindeste Rücksicht zu nehmen, sofort die Versiegelung des Nachlasses des Verstorbenen vornahm.

Ich brauchte das eigentlich nicht zuzugeben, da mir bekannt war, daß Baron Juell Wind in seinem Testament sich die Versiegelung ausdrücklich verbeten hatte, allein ich stand von allem activen Vorgehen gegen die gesetzlichen Anordnungen der dominirenden Gewalt absichtlich ab, und Caroline war durch kein Zureden zu bewegen, schon jetzt die ihr übergebene Abschrift des Testamentes zu eröffnen.

Zwei Tage vergingen uns in banger und erwartungsvoller Stille. Caroline war auf Harup in ihrem Zimmer geblieben, wo einige Näherinnen ihr den

Traueranzug anfertigten; ich kehrte nur spät Abends nach Apenrade zurück und leistete ihr den ganzen Tag Gesellschaft, indem ich mit ihr die Anordnungen zur Beerdigung traf, wie sie mir Baron Juell Wind oft genug im Leben auf die Seele gelegt hatte.

Ganz gegen den Wunsch des Entschlafenen, der ohne alles Gepränge hatte begraben werden wollen, versammelte sich am Begräbnißtage eine große Menschenmenge auf dem stillen Schlosse. Niemand konnte es verhindern, daß sich nah und fern Wohnende aus freien Stücken, theils aus Theilnahme, theils aus Neugierde, oder auch aus anderen Gründen dabei betheiligten. Außer den zahlreichen Bekannten und Nachbarn, die alle, ob Freunde, ob Feinde, eine große persönliche Achtung für den redlichen Mann gehegt, erschienen auch viele arme Leute, die der Verstorbene bisher unterstützt hatte, und unter denen sich, ich weiß nicht durch Wen, die Kunde verbreitet, daß der Baron ihnen eine bedeutende Summe in seinem Testament ausgesetzt habe, was sich später auch wirklich als richtig erwies.

Am Abend nach dem Begräbniß, welches am Morgen stattgefunden, kehrte ich mit meiner Schwester nach Apenrade in mein kleines Haus zurück, nachdem wir die ihr unzweifelhaft zugehörigen Besitzthümer auf

einem Wagen vorausgesandt, und nun erst, als wir uns behaglich in unserer letzten Heimat eingerichtet, konnte ich Carolinen bewegen, an das Testament ihres zweiten Vaters zu denken und dasselbe endlich einer genauen Durchsicht zu unterwerfen.

Ich war auf Alles, was nun kam, längst vorbereitet, denn ich kannte meine Schwester, die, so sanft und nachgiebig sie sonst war, einen ungewöhnlich festen und beharrlichen Sinn in der Befolgung Dessen besaß, was sie einmal als recht und billig erkannt zu haben glaubte. So sah ich sie denn vor Schreck erbleichend zusammensinken, als sie jetzt erfuhr, daß sie die Universalerbin des reichen Mannes sei, und daß dessen einziger leiblicher Sohn sich, in Folge seiner früheren, den Vater empörenden Handlungsweise, nur mit einem Pflichttheil begnügen müsse.

„Das nehme ich nun und nimmermehr an,“ rief sie entschlossen, nachdem sie sich von dem Schreck erholt, „und Du, Du, Leo, wirst mich nicht bestimmen oder überreden wollen, von dem Rechte Gebrauch zu machen, welches mir hier ganz gegen meinen Wunsch übertragen wird.“

„Ich kann und will weder etwas dafür noch dagegen thun,“ sagte ich ihr ruhig. „Baron Juell Wind, Dein Vater, hat gesetzlich über sein Vermögen

verfügt, und auch Du wirst Dich seinen Anordnungen so gut wie jeder Andere unterwerfen müssen."

„Das wollen wir abwarten," erwiderte sie. „Wir sind nicht die Ersten, die für oder gegen das Testament auftreten werden, das weiß ich gewiß; aber es wird in Kopenhagen Menschen geben, die an unserer Stelle handeln und mich hoffentlich von der Last befreien werden, die durch dieses Testament auf meine Seele gehäuft ist."

Dabei blieb es vor der Hand und die gute Caroline sollte in ihren Voraussetzungen von den Menschen in Kopenhagen Recht haben, wie auch Dir bald das Nächstfolgende beweisen wird.

Nicht auf uns allein hatte der Inhalt des Testamentes eine so große Einwirkung geübt, auch auf Andere brachte er dieselbe hervor; denn kaum war das Vermächtniß des Barons, so wie der Umstand bekannt geworden, daß Harup mit allem und jedem Inventar schon längst zu Gunsten Carolinens verkauft sei, so fluthete ein wahrer Strom von Vorwürfen und Anklagen gegen uns auf, und die am mildesten über uns urtheilenden Gegner waren die, welche uns ganz einfach einer nichtswürdigen und bei einem unzurechnungsfähigen Greise vollkommen geglückten Erbschleicherei beschuldigten. Von den mir näher Stehenden,

die mich und Caroline kannten und meinen öffentlichen wie privaten Character besser zu würdigen wußten, wurde dieses herbe Urtheil natürlich nicht über uns verhängt, im Gegentheil, man nahm herzlich für uns Partei, man gönnte uns das uns zugefallene Glück — was wahrhaftig unter den obwaltenden Umständen kein Glück für uns war — und fand es ganz in der Ordnung, daß Baron Juell Wind in seinem letzten Willen nach seiner Ueberzeugung entschieden hatte.

Ich für mein Theil bekümmerte mich indessen nicht um das Gerede der Leute. Wo ich dennoch gefragt wurde, erzählte ich ehrlich den wahren Sachverhalt und ließ mich niemals auf nähere Erörterungen darüber ein. Ruhig wie bisher ging ich meinen Geschäften nach, nur konnte ich sehr bald bemerken, daß alle Personen, die mit den verschiedenen dänischen Behörden in Apenrade in irgend einer Verbindung standen, mit einem Wort: alle Dänisch Gesinnten, mir geflissentlich aus dem Wege gingen, mich mit höhnischen Blicken verfolgten, wo sie es unbeachtet thun zu können glaubten, und in ihrem ganzen Wesen einen stillen Triumph durchblicken ließen, der denn auch bald zum Ausbruch kam und mich auf eine Weise niederwerfen sollte, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte.

Gegen meine Schwester, die das Haus mit keinem

Schritt verließ, konnte und wollte Niemand einschreiten, sie war doppelt und dreifach durch das Gesetz geschützt, welches der alte Baron zu ihren Gunsten aufzurufen wohl verstanden hatte, dafür aber schüttete man allen Groll über meine unschuldige Person aus und bald sollte ich das Weh empfinden, zu erfahren, auf welche nie dagewesene Weise man das Glück eines Mannes untergraben konnte, dem man von keiner anderen Seite her beizukommen im Stande war.

Vierzehn Tage hatten wir in größter Zurückgezogenheit von aller Welt in unserm stillen Häuschen verbracht und ich hatte Carolinen nur verlassen, wenn ich meine Kranken besuchen mußte, als ich eines Morgens vom Polizeiamt der Stadt eine schriftliche Vorladung zu einem Termin auf einem Gerichtszimmer erhielt, in welchem, wie mir bekannt war, nur wichtige Verhandlungen gepflogen wurden. In der Ueberzeugung, daß diese Vorladung mit der Erbschaft in irgend einer Verbindung stehe, sagte ich Carolinen nichts davon und begab mich zur bestimmten Zeit auf das Amt. Hier wurde mir zu meinem gränzenlosen Erstaunen die Mittheilung gemacht, daß ich mich von Neuem in Untersuchung befände und zwar aus dem Grunde: den verstorbenen ehrenwerthen Baron Olaf Juell Wind weder wissenschaftlich noch gewissenhaft

ärztlich behandelt, vielmehr nach oberflächlicher Beobachtung in seiner Krankheit fahrlässig im Stich gelassen und somit unmittelbar seinen Tod, wenn nicht veranlaßt, doch verschuldet zu haben. In Folge dieses, mich und meine ärztlichen Leistungen sehr gravirenden Vorfalles sei ich des öffentlichen Vertrauens verlustig gegangen und ich müsse deshalb von gegenwärtiger Stunde an über alle Kranken, die noch in meine Behandlung kämen, wöchentlich vollständige Krankenberichte, nebst Angabe der ihnen verordneten Arzneien, der Behörde einreichen, damit diese im Stande sei, mein ferneres ärztliches Wirken gehörig zu controliren. Im Uebrigen sei der Amtsphysicus Krabbe beauftragt, mir in vorkommenden schwierigen Fällen als Beistand und Berather zu dienen und ich habe deshalb allen Anordnungen desselben Folge zu leisten.

Als mir diese Mittheilung von dem dänischen Herrn in dänischer Sprache gemacht wurde, stand ich einen Augenblick wie versteinert da, denn einen solchen gewaltthätigen Eingriff in die persönlichen Rechte eines gebildeten und schuldlosen Mannes, der allen Anforderungen der Wissenschaft wie des Gesetzes jederzeit entsprochen hatte, war mir ganz unbegreiflich und, soviel ich weiß, noch in keinem Staate Europa's vor-

gekommen. Und dennoch war dieser Angriff gegen mich geschehen und mir stand in meinen augenblicklichen Verhältnissen kein Mittel zu Gebote, welches mich dagegen zu schützen vermochte.

Als ich mich aber bald von meinem ersten Erstaunen erholt hatte, erklärte ich dem Beamten, daß ich keinesfalls gewillt sei, diesen Anforderungen nachzukommen, daß keine Behörde befugt sei, auf diese Weise in meine mir vom Staate garantirten Rechte einzugreifen und daß ich dagegen gerichtlichen Beistand ergreifen, mein Recht bis zum Aeußersten verfolgen und dasselbe erlangen würde, trotz aller mächtigen Gegner, die mir in diesem Falle gegenüberstehen möchten.

Man lachte mir in's Gesicht, als ich dies ruhig und ohne alle Aufregung vorbrachte, und erwiderte mir höhnisch: ich solle den angedrohten Proceß nur beginnen, ich würde mich aber bald überzeugen, daß kein Gericht denselben führen werde, da ich von langer Zeit her als Uebelgesinnter bekannt sei, daß ich von jeher ein unruhiger Kopf gewesen, und daß man deshalb sich vorgesehen und vom höchsten Tribunal in Kopenhagen selbst die Befehle zur gesetzlichen Einschreitung gegen mich habe ertheilen lassen.

Als ich diese Aufklärung über meine Lage erhielt, verstummte ich, denn ich sah ein, daß ich von

mir unbekannten Richtern bereits vor der Untersuchung verurtheilt sei, und daß mir kein Protest, er sei so gerecht wie er wolle, gegen eine solche Gewaltmaßregel etwas helfen werde. So erkannte ich denn zu meiner tiefsten Betrübniß, daß meine Existenz in Schleswig vernichtet war, daß man, da man mir wegen der Erbschaft meiner Schwester kein Hinderniß in den Weg legen konnte, das Aeußerste gethan, um mir ein längeres Verweilen in meiner Heimat unmöglich zu machen, denn daß ich mich als Mann von Ehre, Gewissen und Rechtlichkeitsgefühl nicht unter jene maaßlosen Verordnungen beugen würde, stand bei mir auf der Stelle fest. Meine Feinde waren also mächtiger als ich, und so viel Beistand ich auch von meinen Freunden erwarten konnte, sie waren ohnmächtig gegen die höhere politische Gewalt, die uns Deutsche, noch ehe wir für schuldig befunden, schon alle verurtheilt hatte.

Dennoch nahm ich, bevor ich meiner Schwester den letzten Schlag mittheilte, Rücksprache mit verschiedenen mir befreundeten Advocaten, allein sie zuckten sämmtlich die Achseln und riethen von einem Vorgehen gegen die feindliche Uebermacht ab, da nichts im Stande wäre, den gegen mich von Oben her verhängten Beschluß rückgängig zu machen. Eine Be-

stätigung dieser Ansicht erhielt ich acht Tage später, als mir eine noch verschärfte schriftliche Wiederholung jener Mittheilung von der Behörde überreicht wurde, worin am Schlusse der meine Existenz wirklich vernichtende Entscheid ausgesprochen war: daß ich von der obersten Medicinalbehörde des Staats für unfähig erkannt sei, ferner im Reiche Dänemark ausübender Arzt zu sein und daß ich die mir verliehenen dahin zielenden Documente zurückzureichen habe.

Erst nachdem ich alle Schritte, dies unverdiente Unheil von mir abzuwenden, für vergeblich erkannt, entschloß ich mich, meine Schwester von meiner verzweifelten Lage in Kenntniß zu setzen. Sie nahm ganz gegen Erwartung meine Mittheilung wunderbar gefaßt auf. „Mich bindet nichts mehr an dieses unglückliche Land,“ sagte sie, „seitdem mein guter Vater todt ist. Suche Dir eine andere Heimat, wo Du willst, ich folge Dir gern und willig dahin.“

So fingen wir denn ohne Säumen unsern Abzug von Apenrade vorzubereiten an, ohne daß ich außer meinen besten Freunden irgend Jemanden meine Absicht zu erkennen gab. Nur unter der Hand waren wir um so thätiger. Ich hatte das Glück, mein letztes Besitzthum in der Stadt, mein Wohnhaus, ziemlich gut zu verkaufen, eben so meine Wagen und Pferde,

und nachdem ich auch meine Möbel und sonstige Dinge, die ich nicht mitnehmen wollte, theils verschenkt, theils verhandelt, meldete ich mich bei der Polizeibehörde und bat um den Auswanderungsconsens. Mit diesem Gesuch trat ich bei dem Polizeimeister so unerwartet ein, daß er erstaunt aufblickte und mir erst nach einer Weile zu verstehen gab: so eilig das Land zu verlassen, liege ja eigentlich keine Nothwendigkeit vor und ich hätte lieber die mir bestellten Bedingungen annehmen sollen und dann noch lange unangefochten im Lande leben können.

Ich antwortete ihm nichts hierauf und fragte nur, zu welcher Zeit ich meinen Paß erhalten könne?

„Den können Sie sich überall hin nachschicken lassen," erwiderte er brummend, da er an meinem Schweigen merkte, daß ich auf seine Meinungsäußerungen gar nicht geachtet hatte.

„So schicken Sie ihn mir nach Hamburg, und hier ist die Adresse, unter welcher er mich erreichen wird."

Das war meine letzte Verhandlung mit einer dänischen Behörde in Schleswig, und schon einige Tage später, nachdem wir noch einmal ganz im Stillen das Grab unseres Wohlthäters in Harup besucht, befanden wir uns auf der Reise nach Hamburg, um uns sogleich zu dem befreundeten Bankier zu begeben, der in Ge-

meinschaft mit einem ihm beigegebenen Advocaten das Vermögen meiner Schwester verwaltete.

Beide empfingen uns mit der herzlichsten Freundschaft und wollten uns sogleich von dem vorhandenen und schon bedeutend durch Zinsen angewachsenen Vermögen Rechnung ablegen. Allein wie erstaunten sie, als Caroline ihnen sagte, daß sie dieses Vermögen nicht als das ihrige betrachte, vielmehr gegen das Testament ihrerseits einen Protest einzulegen beabsichtige.

„Ich erkenne und ehre Ihre Absicht wohl, mein Fräulein," erwiderte ihr der Advocat, „aber ein solcher Protest ist ganz überflüssig. Wenn Sie das Vermögen wirklich nicht für sich in Anspruch nehmen wollen, so können Sie es ganz einfach in der Bank oder wo Sie sonst wollen, stehen und uns auch fernerhin für die Verwaltung desselben sorgen lassen. Anderweitige Bestimmungen, je nach Ihrer Ansicht, können Sie dann jeden Augenblick treffen. Auch würde Ihnen jener Protest gar nichts nützen; der Testator hat sich einmal zu Ihren Gunsten ausgesprochen, und falls Sie keinen Gebrauch von Ihrem Vermögen machen wollen, so ist das eine rein persönliche Angelegenheit, die Gerichte aber bekümmern sich nicht darum."

„Bis sie sich darum bekümmern müssen," erwiderte

meine Schwester, die auf ihrem einmal gefaßten Vorsatz unabänderlich beharrte.

„Wie so? Was meinen Sie?" fragte der Advocat und der Bankier in einem Athem.

„Ich bin überzeugt," erwiderte sie, „daß der enterbte Sohn des Baron Juell Wind sich nicht mit der Enterbung beruhigen, vielmehr Alles aufbieten wird, um die fremden Ansprüche den seinigen und natürlicheren nachzusetzen."

Die beiden Männer lächelten und nickten sich mit stillem Einverständniß zu. „Sie brauchen das nicht mehr zu befürchten," sagte dann der Advocat, „denn der Sohn des Erblassers hat sowohl in Kopenhagen wie hier bereits Einspruch gegen das Testament erheben lassen, ist aber mit allen seinen Ansprüchen ein für alle Mal zurückgewiesen worden."

Caroline sowohl wie ich machten große Augen, denn davon hatten wir noch kein Wort gehört.

„Ja," fuhr der Advocat fort, „der Herr hat sich viel Mühe gegeben, um die Erbschaft für sich zu erlangen und hat uns durch seinen Advocaten sogar mit einem Proceß deshalb bedroht. Allein er hat sich bald zufrieden geben müssen, nachdem er von verschiedenen Seiten her die nöthige Aufklärung erhalten. Das Testament, hat man ihm begreiflich gemacht, ist in

aller Form Rechtens ausgestellt. Der Erblasser hat gerechte Gründe für seine Enterbung gehabt und es sei keine Aussicht vorhanden, wenn er auch noch so viele Kosten aufwende, ihn jemals für sich zu gewinnen. Namentlich aber habe die Erklärung seines Vaters ein schweres Gewicht geübt, daß er ihn deshalb enterbt und nur auf den Pflichttheil gesetzt, weil er sich gegen seinen Willen und die in der Familie üblichen Grundsätze mit einer Ausländerin verbunden und weil er hierdurch alle kindliche Achtung gegen seinen Vater aus den Augen gesetzt habe. Auf diesen Bescheid hat sich der Advocat Ihres Gegners und dieser selbst zufrieden gegeben und Sie können die Sache ein für alle Mal als abgemacht betrachten."

Caroline senkte den Kopf und schwieg. Endlich aber gab sie den beiden Herren die Erklärung ab, die sie schon vorher angedeutet, daß sie das Erbtheil nicht als das ihrige betrachte und daß sie fernerhin von ihr oder mir erfahren würden, was mit den alljährlich ablaufenden Zinsen des Capitals zu beginnen sei.

Dies, mein Sohn, war die letzte gerichtliche Verhandlung, die Deine Tante wegen ihres Vermögens abhielt, und seitdem hat sie nur mit mir privatim darüber geredet und ich habe ihren Wunsch und Willen pünctlich befolgt. Doch davon nachher. Ich habe erst

noch einiges Andere nachzuholen, um in meiner Erzählung bis auf diesen Tag zu gelangen.

Die erste Frage, die uns nun in Hamburg entgegentrat, betraf die Wahl unsers künftigen Aufenthalts. Ich wäre gern in Hamburg geblieben, aber da hatten wir den traurigen Schauplatz unsers Mißgeschicks beständig zu nahe vor Augen. Einen Augenblick lang dachte ich an eine Auswanderung nach Amerika, aber Caroline lehnte dieselbe bestimmt ab, und auch Deinetwegen war mir ihr Widerspruch recht. Unsre deutsche Heimat war uns Beiden zu lieb, als daß wir sie, so lange uns noch die Wahl blieb, mit dem unbekannten Lande jenseit des Meeres hätten vertauschen sollen, und so beschlossen wir Beide, uns nicht davon zu trennen. So nahmen wir uns denn vor, für's Erste zu reisen und uns da eine neue Heimat zu suchen, wo es uns am besten gefallen würde.

Wir begannen unsere Reise damit, daß wir Dich am Rhein besuchten, worüber Du damals eine so große Freude hattest, ohne das unermeßliche Wehgefühl zu ahnen, welches uns aus unsrer Heimat so schmählich Vertriebenen das Herz zerriß. So sehr auch wir uns freuten, Dich wiederzusehen und in der hoffnungsvollsten künstlerischen Entwickelung zu finden, und so überaus schön uns der Rhein mit seinen

malerischen Burgen und seinen weinbekränzten Höhen entgegentrat, so vermochte doch alles dies noch lange nicht die Wolken zu lichten, die unser Gemüth so trübe verschleierten. Auch das herrliche Baden mit seinen dunklen Bergwäldern, seinen Gärten und fröhlichen Menschen übte noch keine erheiternde Wirkung auf uns aus, obwohl wir uns gemächlich darin umsahen, denn wir hatten ja keine Eile. Endlich lockte uns die nahe Schweiz und wir traten bei Basel in dieselbe ein, um uns bald nach Zürich zu begeben. Da, beim Anblick des hochherrlichen Sees ging uns zum ersten Mal das Herz wieder auf und eine leise Ahnung beschlich uns, daß es noch eine zweite Heimat auf dieser Erde für uns geben könne. Wir weilten mehrere Wochen am Züricher See und machten uns während dieser Zeit mit den Schweizer Zuständen bekannt. Von Zürich gingen wir nach dem Vierwaldstädter See und fuhren entzückt das herrliche Reußthal hinauf, kletterten über die Furca und den Rhonegletscher und gelangten, wie Du vor einigen Tagen, durch das Haslithal nach dem Berner Oberlande. Hier in Interlaken machten wir einen längeren Halt und kehrten in die gemüthliche Pension bei dem guten Ruchti in Unterseen ein.

Bis hierher waren wir, das empfanden wir jetzt

erst, auf unserer ganzen Reise eigentlich blind, taub und gefühllos gewesen, denn das uns widerfahrene Unglück drückte so schwer auf unser Gemüth, unsern Geist, daß auch unser Körper zu leiden und die ihm anheimgegebenen Sinnesfunctionen nur mechanisch zu verrichten schien. Wenn aber irgend noch ein Funke des alten gesunden Lebens und Gedeihens in uns verborgen lag und es ein Mittel gab, ihn wieder zur hellen Flamme anzufachen, hier ward er entzündet, und das merkten wir sehr bald an uns selber, denn hier wachten wir wie aus einem schweren Traume, einem gefühllosen Schlafe auf und unsre Augen öffneten sich weit, weit, um die Reize in sich aufzunehmen, die Gott der Allmächtige mit seiner unendlichen Vatergüte rings herum so reich ausgestreut hat. Ja, als ich mich hier im Bödeli umgeschaut, als ich das ganze wonnige Thal von einem Ende zum andern durchwandert und nach allen Seiten das angehäufte Schöne und Große darin, vor Allem, als ich die erhabene Jungfrau mit ihren unermeßlichen Schneefeldern und Gletschern gesehen, da sagte ich mir: ja, wenn ich irgend wo gesunden, mich selbst wiederfinden kann, so kann es nur hier geschehen!

Und in der That, mein Sohn, wir fanden uns und gesundeten wieder, denn Caroline theilte alle Ge-

danken und Empfindungen mit mir. Von hier aus unternahm ich Schritte in Bern, um mich in der Schweiz naturalisiren zu lassen, was keine Schwierigkeiten bot, denn ich hatte in einem bei der Regierung angesehenen Mann einen alten Bekannten daselbst gefunden, der sich meiner freundlich annahm und mich in allen meinen Wünschen unterstützte. So blieb ich denn mehrere Monate bei Ruchti in Pension, bis ich durch Zufall im Frühling des Jahres 1857 meinen kleinen Grundbesitz erwarb. Ein alter Engländer, der sich hier niedergelassen, starb plötzlich, und seine Verwandten, die nicht nach dem Festlande übersiedeln mochten, boten sein Haus zum Verkauf aus, nachdem er es eben erst neu erbaut und mit einer hübschen inneren Einrichtung versehen hatte. So kaufte ich es für einen verhältnißmäßig billigen Preis mit seinem ganzen Inventarium und so lebe ich jetzt als Schweizer Bürger in Interlaken in friedlichster und glücklichster Stille. Bisweilen allerdings sucht uns noch ein leiser nachzitternder Schmerz um das Verlorene heim, ein schwermüthiges Gefühl, dem Heimweh ähnlich, verdunkelt uns noch dann und wann eine helle Stunde, aber das neue Vaterland läßt bald darauf wieder seine vollen Reize wirken und wir sind endlich im Ganzen so glücklich und zufrieden geworden, wie es aus

ihrem Vaterlande Verbannte nur sein und werden können.

Ueber die Stellung, die ich unter den Mitbewohnern des Bödeli und meinen Nachbarn einnehme, brauche ich Dir nur wenige Worte zu sagen. Ich habe mich hier nicht als Arzt, vielmehr nur als Privatmann niedergelassen. Im Winter beschäftige ich mich mit wissenschaftlichen Studien und Arbeiten, und im Sommer erfreue ich mich der großartigen Natur, deren geheimnißvolles Walten hier mehr als irgend wo anders dem denkenden Menschen ein schönes Räthsel aufgiebt, das er, wenn nicht zu lösen, doch immer wieder von Neuem zu sehen und zu hören die Neigung besitzt. In dieser Weise wollte ich ganz unbemerkt und unbeachtet leben, allein man kann nur schwer ganz von einem Beruf lassen, dem man alle Kräfte und Mittel geweiht, den man so viele Jahre getrieben und daher liebgewonnen hat und in den man immer wieder zurückfällt, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Einige schwer Erkrankte, denen ich zufällig einen heilsamen Rath gab, in den Bergen Verunglückte, denen ich beisprang, brachten mich bald als Heilkünstler in Ruf, und so kam es, daß man mich in verzweifelten Fällen, wo auch ich nicht immer nützen kann, weit und breit zu Rathe zieht. Nun,

ich habe meinen Nächsten überall gern geholfen, wo ich konnte, also thue ich es auch hier gern, und so bin ich allmälig in meinem jetzigen Wohnort ein geachteter Mann geworden, wie ich es einst in meinem Vaterlande war, und ich habe eine so schöne Wirksamkeit gefunden, wie sie sich ein arbeitsamer Mensch nur wünschen kann.

Hier hast Du das Leben, welches ich mit meiner Schwester noch heute ruhig führe, und es ist Dir nun nichts mehr in unseren Verhältnissen verborgen geblieben. Freue Dich, daß Du ähnlichen Schicksalsschlägen, wie wir sie erlitten, für Dein ganzes Leben entrückt bist, denn Du lebst in einem Lande, in welchem der Mensch mit seinem zu Gott aufstrebenden Geist sich nach allen Richtungen frei bewegen nnd alle seine Fähigkeiten entwickeln kann, ohne bald hier, bald da ein Hemmniß und einen Wächter aufgestellt zu finden, der ihm zuruft: bis hierher darfst Du nur gehen und nicht weiter!

Mein mir übrig gebliebenes kleines Vermögen ist in Hamburg sicher angelegt; ich besitze gerade so viel, daß ich einfach und gemächlich leben kann. Schwelgerische und größere Genüsse, als ich sie mir hier bereiten kann, habe ich nie geliebt und niemals Bedürfniß danach gehabt.

Meiner Schwester stehen freilich, außer ihrem kleinen elterlichen Vermögen, bedeutendere Mittel als mir zu Gebote, wie Du eben erfahren hast, aber sie hat sie bis auf den heutigen Tag nicht angerührt, die unerhobenen Zinsen vielmehr sammeln und zum Capital schlagen lassen. Welchen Gebrauch sie einst davon machen wird, wenn sie es überhaupt je als das ihrige betrachtet, weiß ich nicht und danach forsche ich auch nicht, da es eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen uns ist, nicht mehr über gewisse Personen und Verhältnisse zu reden, was ihr stets eine bittere Pein verursacht. Wenn ich jedoch aus einigen Andeutungen schließen darf, die sie mir dann und wann zufällig oder in mittheilsamen Augenblicken gemacht hat, so glaube ich, daß sie das vom Baron Juell Wind ererbte Vermögen niemals für sich, oder ihre Angehörigen in Anspruch nehmen, sondern es einst den Kindern Dessen vermachen wird, dem es nach ihren Begriffen von Recht und Billigkeit eigentlich gebührt. Darin nun kann ich ihr nicht entgegenstreben, ja es liegt Etwas in mir, was mich ihr in diesem Puncte beizupflichten zwingt. So schwer Rolf Juell Wind Carolinen auch einst gekränkt und so bitter er mich im tiefsten Herzen verwundet hat, Caroline trägt ihm keinen Groll mehr nach und ich hasse ihn nicht, er ist mir

nur gleichgültig geworden. Darin aber stimmen wir Beide überein, daß seine Kinder, wenn er welche hat, an seinen schlimmen Handlungen unschuldig sind, also auch nicht die Nachtheile verdient haben, die ihrem Vater aus dem Verluste eines so bedeutenden Vermögens erwachsen sind.

Hier hast Du Alles, was ich Dir über unsere Verhältnisse sagen kann. Du willst jetzt nach Italien und brauchst Mittel dazu. Willst Du diese Mittel von der Tante beziehen, da ich sie Dir nicht so reichlich gewähren kann, wie ich wohl möchte, so gehe sie selbst wiederholt mit Bitten an und vielleicht gelingt es Dir, ihrem Liebling, ihren Sinn zu ändern und sie zu vermögen, wenigstens einen Theil von den Zinsen anzugreifen —"

„Halt, mein Vater," unterbrach Franz Marssen den Redenden mit aufwallender Wärme und legte seine Hand fest auf dessen Arm, „Gott bewahre mich vor einem solchen Versuch! Ich bin weit entfernt davon, Tante Caroline überreden zu wollen, auch nur einen Pfennig dieses Vermögens für mich anzugreifen. Ehe ich das thue, lieber will ich keine Studienreise machen und mich mit Dem begnügen, was ich hier habe und finde. Nein, dieses Vermögen Carolinens ist ein heiliger Schatz, den keine fremde Hand anrüh-

ren darf. Die Seelenruhe der guten Tante würde gestört werden, wollten wir nur unsere Augen darauf richten. So werde ich mir denn selbst zu helfen suchen. Ich werde meine drei fertigen Bilder ausstellen, einige andere dazu malen und vielleicht finden sich Käufer dafür. Bis dahin aber bleibe ich bei Dir, wenn Du mich behalten willst, studire ruhig weiter und bemühe mich, mit eigenen Kräften das Ziel zu erreichen, welches ich mir vorgesteckt. Doch nun habe ich noch eine Frage. Was ist aus Rolf Juell Wind geworden? Habt Ihr keine Kunde von ihm?"

Doctor Marssen runzelte etwas die Stirn, dann sagte er, wie aus einem Traume erwachend: „Ich weiß eigentlich nur sehr wenig von ihm, mein Sohn. Anfangs hatte ich mir alle Mittheilungen über ihn verbeten, denn ich wollte nicht immer und ewig an den schwarzen Flecken in meinem Leben erinnert werden. Späterhin aber gingen mir doch einige Andeutungen zu und erst ganz kürzlich habe ich eine solche erhalten. So viel ich weiß, ist er in Kopenhagen und ein Mitglied des fanatischen Ministeriums, welches mit Friedrich dem Siebenten im Bunde daran arbeitet, Dänemark groß und reich zu machen, indem es die Herzogthümer verschlingt, in Wahrheit aber, ohne es selbst zu ahnen, an seinem Untergange

arbeitet. Rolf Juell Wind giebt dem verblendeten König Rathschläge, dem deutschen Reiche und Volke mit Gewalt, List und Hinterhalt zu widerstehen; dieser eiserne, fanatische, auf keinen festen Grund gebaute Widerstand aber wird sich an Dänemark selbst bestrafen, indem er es zu Grunde richtet. Denn mag es kommen, wie es will, die Herzogthümer werden einst von Dänemark getrennt und zu Deutschland geschlagen werden, wohin sie kraft aller göttlichen und menschlichen Rechte gehören — ob dieser Zeitpunct aber fern oder nahe ist, wer möchte das ermessen, ich gewiß nicht!"

„Wenn aber diese Zeit kommen sollte, mein Vater, und Du noch gesund und kräftig bist, wie dann?"

Doctor Marssen richtete sich stolz auf, drückte seinem Sohne männlich die Rechte und sagte mit fester Stimme: „Dann werde ich mich darüber freuen und Gott für die Erhörung meiner innigsten Wünsche danken', die ich täglich zu ihm emporgesandt habe. Mein Haus im Bödeli aber werde ich bewohnen, bis sich meine Augen schließen, denn ich habe das Leben hier von einer neuen Seite liebgewonnen, so daß mir nichts mehr zu meinem irdischen Glück fehlt. So will ich denn einst im Angesicht dieser erhabenen Schneehäupter begraben werden, und die donnernde Lawine,

wenn sie von ihrem hohen Gipfel sich herabwälzt, soll die Musik sein, die über meinen Gebeinen ertönt, eine Musik, wie sie alle Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, niemals hervorbringen werden und welche allein ein leiser Athemzug Gottes in's Leben ruft. Nein, Franz, Gott ist überall groß und mächtig, hier aber sehe und höre ich seine Größe und Macht in jedem Augenblick, und darum, ja, schon darum allein, mein Sohn, werde ich meine jetzige Heimat nie, nie mehr verlassen. Hier hast Du heute mein letztes Wort und mag es Dir lange in der Seele nachklingen, wie es mir aus der Seele gesprochen ist."

Doctor Marssen hatte seine Erzählung beendet und erhob sich von seinem Platz. Sein Sohn näherte sich ihm und drückte ihm herzlich und dankbar die Hand. Dann aber schloß er das noch immer offene Fenster, zog den Vorhang herab und verließ mit dem Vater das kleine Haus, um sich durch den Garten nach dem Wohnhause zu verfügen, wo Beide ihre Ruhestätte hatten.

Als die beiden hohen Gestalten schweigend durch den Garten schritten, dessen Blätter sich im leisen Nachtwinde bewegten, strahlten über ihnen Gottes funkelnde Sterne in wunderbarer, hochherrlicher Pracht. Außer dem leisen Winde aber regte sich nichts in ihrer Nähe

und nur von dem bleichen gespenstischen Gipfel der Jungfrau dröhnte bisweilen ein ernster, feierlicher Ton herab, der ihnen bewies, daß auch heute, in dieser Nacht, Gottes Athemzug in Thätigkeit sei, und Beide ahnten nicht — o wie konnten sie es ahnen! — daß nicht sein Athem allein, sondern daß auch sein Auge über ihnen leuchtete, daß seine allgütige Vorsicht über ihnen waltete und daß er, wenn er nicht selbst Zeuge ihrer Unterhaltung gewesen, doch einen Zeugen gesandt hatte, den keiner von ihnen gesehen, der aber, wenn es auch nur der leise unter ihrem Fenster rauschende Nachtwind war, doch göttliche Schwingen besaß, auf denen er das Vernommene zu Zielen trug, die, wie immer dem Menschen, als verschleierte Zukunft das eigentliche Räthsel seines irdischen Lebens sind.

Zweites Kapitel.

Die Excellenz.

Als Franz Marssen am nächsten Morgen nach einem weiteren Spaziergange, wozu ihn diesmal mehr denn je ein unabweisbares Bedürfniß getrieben, eine halbe Stunde später als gewöhnlich unter die Veranda trat, wo das Frühstück bei gutem Wetter im Sommer eingenommen wurde, fand er den Vater allein am Tische sitzend und mit gutem Appetit seinen Kaffee und sein Weißbrod verzehrend. Er war nicht in seinem gewöhnlichen Anzuge, vielmehr mit Bergrock und Bergschuhen angethan, was dem Sohne sogleich verrieth, daß er einen Ausflug in's Gebirge vorhabe.

„Guten Morgen, mein Vater!“ rief ihm Franz entgegen. „Aber wie, ich sehe Dich im Reisekleide? Willst Du in die Berge?“

„Ja, Franz,“ erwiderte der Vater, dem Sohne

die Haud über den Tisch hinstreckend, „das Wetter ist zu günstig, um es nicht gründlich genießen zu wollen, und damit der kleine Kreislauf in mir, der seit gestern zu stocken scheint, ein gutes Beispiel habe und munter seine Pflicht erfülle, so will ich ihn zu einem größeren führen und mein armseliges Menschenherz soll sich an dem großen Naturherzen aufrichten und erstarken, damit es noch eine Weile ohne Nachlaß seine Schuldigkeit thue. — Ha, Du siehst mich so fragend an," fuhr er nach einer Weile fort, „als hättest Du mich nicht ganz verstanden, wie? Nun siehst Du, wie es im kleinen menschlichen Organismus einen Kreislauf des Blutes giebt, indem das Blut aus dem Herzen bis in die Fingerspitzen und aus ihnen wieder zum Herzen zurückfließt, so giebt es auch einen größeren Kreislauf in der Natur, der mit ihm viel Gemeinsames hat. Betrachte einmal die großen Gletscher als Herzen und verfolge mit Deinen Gedanken, was sie thun. Von ihnen herab sickert, rinnt und quillt das Wasser und sammelt sich zu ihren Füßen in einen brodelnden Bach. Der Bach brodelt und rinnt weiter und weiter, nimmt viele andere Bäche auf und vergrößert sich zum Strom. Der Strom läuft durch Länder und Länder, bis er sich endlich in's Meer ergießt. Die Feuchtigkeit des Meeres aber verdunstet unter den Strahlen der

Sonne und aus dem Dunste bilden sich die Wolken. Diese Wolken bläst der Wind wieder zu unsern Gletschern herüber und auf sie lassen sie sich als Regen oder Schnee nieder, die allmälig zu Eis gerinnen, um sich von Neuem als Bach und Strom in die weite Welt zu ergießen. Nun, ist das nicht auch ein Kreislauf, mein Sohn? Und wie mich dünkt, ein recht großer, erhabener und vollkommener, nicht wahr?"

„Da hast Du Recht," versetzte der Maler sinnend, der den großen, in ihm angeregten Gedanken noch weiter zu verfolgen schien. — „Wirst Du lange fortbleiben?"

„Einige Tage gewiß."

„Aber wer besucht in der Zeit Deinen Patienten?"

Der Doctor lächelte. „Niemand," sagte er freudig, „der befindet sich ganz wohl. Ich bin heute Morgen schon bei ihm gewesen und habe seinen Arm in einen Gypsverband gelegt. Alle übrigen Verletzungen sind ohne Bedeutung, und so kann er mich recht gut einige Tage entbehren."

„Das freut mich. Wohin wirst Du Deinen Schritt richten?"

„Ich will einmal die Aar verfolgen, bis ich zu ihrem Ursprunge auf dem Aargletscher gelange. Das ist für mich ein großer Genuß, mein Sohn, denn ich

überschaue da auch einen Lebenslauf von seiner Geburt an, der mir interessanter und lehrreicher und dabei übersichtlicher ist als der manches Menschen. Beide haben nur das Eine gemein, daß man, wenn man ihren kleinen Anfang mit ihrem großen Ende vergleicht, sich verwundert, wie aus ein paar Tropfen ein so mächtiger Fluß und wie aus einem so unschuldigen kleinen Kinde ein so seltsames Geschöpf hat werden können, als welches sich uns so oft der ausgewachsene Mensch darstellt."

„Du bist heute heiter," sagte der Sohn, nachdem er wiederholt seine träumerischen Augen auf das lebensfrohe Gesicht des Vaters geheftet hatte.

„Ja, ich bin wirklich froh, Franz, und fühle mich seltsam leicht, nachdem ich gestern Abend einen Alp von meiner Seele gewälzt, der schon lange darauf gedrückt hat. Du aber bist heute sehr ernst und wortkarg, wie mir scheint. Ich hoffe nicht, daß der Alp von meiner Brust auf die Deine gefallen ist."

Franz versuchte heiter zu lächeln, wie der Vater, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. „Ein Alp drückt mich nicht," erwiderte er, „aber doch ist mein Auge etwas getrübt. Es hat gestern Abend dunkle Bilder geschaut."

„Die Dunkelheit wird sich wieder aufklären, mein

Sohn, und wenn das Herz nur klar und hell bleibt, so wird der Schleier auch nicht lange auf dem Auge liegen, der erste beste kleine Windhauch kann ihn verwehen. Doch sieh, da kommt Caroline und hat mir meine Reisetasche mit Fleisch und Wein für die Bergpartie gefüllt. Ah, ich danke Dir, Caroline, das hast Du gut gemacht, und nun muß ich Euch verlassen, Kinder. So, behütet das Haus wohl, lasset keinen Dieb herein und seid vergnügt, das ist Alles, was ich Euch heute sagen will. Mit Gott denn, vorwärts! Ist mein Pferd noch nicht gesattelt — weißt Du es nicht, Caroline?"

Caroline hatte eine reich gefüllte Jagdtasche herbeigebracht und auf einen Stuhl gelegt. Sie nickte dem Bruder die Bejahung seiner Frage mit dem Kopfe zu und ging dann zu dem Neffen, dem sie mit stillem sanften Blick die Hand reichte und ihm herzlich zulächelte, als dieser ihr einen guten Morgen geboten. „Ja," sagte sie dann zu dem Bruder, „Jürgen hat den Rappen gesattelt. Wirst Du denn aber allein reiten?"

„Bis Brienz, ja. Da bleibe ich ein paar Stunden und erwarte meinen Freund Michel, den Gemsjäger aus Grindelwald, dem ich heute Morgen einen Boten gesandt. Er hat mir versprochen, jeden Tag in dieser Woche meines Rufes gewärtig zu sein."

Bald darauf führte Jürgen den glänzenden Rappen vor die Thür, dem die Jagdtasche und der Regenmantel des Reisenden aufgeschnallt wurde, und dieser selbst nahm nun einen herzlichen Abschied von den Seinigen, die ihn bis an das Pferd begleiteten.

„Nimm Dich in Acht!“ rief ihm die zärtlich besorgte Schwester nach, als er davon ritt, und er rief ein fröhliches: „Ja! Ja!“ zurück, während er sich noch einmal umdrehte und zum letzten Male mit der Hand winkte.

„Er ist immer fröhlich, wenn er in die Berge geht!“ sagte Caroline, leise vor sich hin sprechend, als sie nach der Veranda zurückkehrte.

„Nun, heute gönne ich ihm den Frohsinn doppelt!“ bemerkte Franz, der die Worte der Tante gehört hatte und sich nun zum Frühstück neben ihr niederließ.

Caroline erwiderte nichts darauf, als wollte sie dem sich hieran knüpfenden Gespräch absichtlich aus dem Wege gehen; als sie aber ihres Lieblings noch immer ernst gebliebene Miene wahrnahm, versuchte sie ihre eigene aufzuheitern, aber auch ihr gelang es nicht recht. Eine Weile saßen sie so schweigend neben einander, da raffte sich Franz zusammen, rückte

der Tante näher, ergriff plötzlich ihre Hand und sagte mit warmem Tone:

„Liebe Tante, ich muß Dich recht herzlich um Verzeihung bitten.“

„Warum?“ fragte sie mit forschend aufgeschlagenem Auge und doch lag in dem Blick desselben ein sprechender Ausdruck, den man ohne Mühe dahin deuten konnte, daß sie die Frage nur zum Schein thue, da sie die Antwort sich schon selbst gesagt.

„Warum?“ erwiderte Franz. „Darum: ich habe Dir gestern wehe gethan, ohne zu wissen, daß ich es that, und das schmerzt mich. Hätte ich gestern Deine Vergangenheit so genau gekannt, wie ich sie heute kenne, so hätte ich jene Bitte, mir die Mittel zu einer Reise nach Italien zu gewähren, nicht ausgesprochen. Also verzeih' mir, ich habe Dich nicht absichtlich quälen wollen.“

Caroline ließ ihm ihre Hand und erwiderte den Druck derselben eben so herzlich. „Ich glaube es,“ sagte sie mit ihrer leisen Stimme, „aber laß uns heute zum letzten Male darüber reden. Da Du von dem Vater jetzt Alles erfahren hast, wie er mir heute Morgen sagte, Alles, was ihm und mir begegnet ist, so wird Dir auch manches Auffallende und Mißtönige in unserm Wesen erklärt sein. Nun werde ich also

auch auf Deine Nachsicht zu rechnen haben, wenn ich einmal Launen zu haben scheine, das heißt schweigsam bin und meine Gedanken in der Erinnerung schweifen lasse."

„Das sollst Du aber nicht thun, liebe Tante, warum willst Du den alten Kummer immer von Neuem beleben?"

Caroline lächelte wehmüthig. „Ich will es auch so eigentlich nicht, mein Lieber, aber es macht sich immer von selbst. Wie das geschieht, erfährt nur Der, der selbst einen solchen Kummer gehabt hat. Du weißt davon freilich nichts und Gott behüte Dich davor! Doch nun laß uns genug darüber gesprochen haben. Lieber will ich Dir sagen, daß ich mich diese Nacht mit dem Gedanken beschäftigt habe, wie Deine Reise nach Italien zu ermöglichen sei, und da bin ich mit meinen kleinen Ersparnissen zu Rathe gegangen und habe gefunden —"

Franz hielt ihr die Hand auf den Mund. „Kein Wort mehr, liebe Tante," bat er, „Du brauchst darüber nie mehr nachzudenken. Die Mittel sind längst gefunden."

„Wie? Wer hat sie Dir denn gegeben?"

Franz Marssen hob sich stolz in die Höhe und streckte seine Rechte über den Tisch hin. „Da liegen

sie," sagte er, „darin allein, und nun hast Du mich erinnert, daß der Mensch nicht zu lange ruhen darf. Die Arbeit ruft und so will ich mich ihr mit ganzer Seele hingeben. Guten Morgen, Tante; vor Mittag siehst Du mich nun nicht wieder."

Wenige Minuten später hatte er sich durch den Weingang nach dem kleinen Hause begeben und bald darauf saß er vor der Staffelei, um zuerst an dem landschaftlichen Bilde, dann an dem Portrait zu arbeiten, wozu ihn plötzlich die Neigung anwandelte und wobei ein neuer, siegreicher Gedanke seinen Pinsel zu regieren schien. Jedoch, wie leicht ihm die Arbeit auch sonst werden mochte und wie gern er sich namentlich dieser hingab — mit ganzer Seele, wie er vorher gesagt, war er heute nicht dabei. Die Erzählung seines Vaters in der vergangenen Nacht hatte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Er konnte von den Personen, die ihm vor Augen geführt waren, und von den Schicksalen, die sie betroffen hatten, gar nicht loskommen; immer wieder kehrte er in Gedanken nach dem nordischen Lande zurück, das ja eigentlich auch seine Heimat war, und beklagte aufrichtig und herzlich das trübe Geschick, dem so viele brave Menschen daselbst verfallen waren. Vor allen Dingen aber bedauerte er das gestörte Lebensglück seiner guten Tante, denn

daß diese noch immer an ihren Jugenderinnerungen tief und schwer litt, war ihm nur zu klar. „Doch was hilft's," sagte er sich endlich, „sie leidet, wie schon viele Menschen gelitten haben und noch viele leiden werden. Ja, Gott behüte mich vor einem ähnlichen Schicksal! Den Wunsch sprach sie heute Morgen aus und ich hege ihn gewiß. Aber ich werde mich zu hüten wissen, daß mir Dergleichen begegnet — ha!"

Dieser Ausruf galt seinem Bilde. Er war eben dabei, das Auge der schönen jungen Schottin zu malen und hatte schon lange die dunkelbraune, fast schwarze Farbe aufgetragen, die er in dem bezaubernden Antlitz des seltsamen Wesens so oft bewundert und in Gedanken auf seiner Palette im Voraus gemischt hatte. In diesem Augenblick hatte er den Lichtpunct eingesetzt und dabei schoß ihm ein seltsames Gefühl durch den Kopf, denn, waren seine Erinnerungen so treu und warm, oder war das von ihm geschaffene Auge wirklich der Natur so ähnlich, genug, eine wunderbare, auffallende Aehnlichkeit in Farbe und Blick trat ihm daraus entgegen und es war ihm einen Moment lang zu Muthe, als schaue ihn das Auge des jungen Mädchens lebendig und mit dem bekannten herausfordernden oder vielmehr beherrschenden Blick an.

Da trat er von der Staffelei zurück, legte den

Pinsel fort und starrte eine Weile nach den blauen Bergen hinüber, als ob er in tiefe Gedanken versunken wäre. Endlich brachen sich diese Gedanken Bahn und er sagte halblaut zu sich:

„Ja, zwischen jenen Bergen da drüben und diesem kleinen Hause muß sie ein Unterkommen gefunden haben, denn Alles, was in Interlaken lebt und athmet, bewegt sich in diesen Gränzen. Wo mögen die Herrschaften wohl eingekehrt sein? Ob ich ihr wohl einmal wieder begegne?"

Weiter kam er in seinen Gedanken nicht, denn diese wurden rasch von einer vor einer halben Stunde noch nicht gedachten That abgelöst. Gegen seine Gewohnheit war noch einmal der Wunsch in ihm erwacht, einen Spaziergang durch den belebtesten Theil von Interlaken anzutreten, und da ihm die junge Dame einmal in den Sinn gekommen war, wollte er auf diesem Gange sich bemühen, eine Spur zu entdecken, die ihm Aufklärung gebe, wo sie geblieben sei. Doch nicht auf diese Absicht allein wälzte er die Schuld seiner heutigen Arbeitsunlust, vielmehr auf des Vaters Erzählung und den tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht; und zuletzt, während er sich schon in seinem Zimmer im Vorderhause zum Ausgehen ankleidete, sagte er sich:

„Ich muß durchaus heute gehen, das Stehen und Sitzen behagt mir nicht. Die traurige Geschichte meiner Verwandten liegt mir schwer auf dem Herzen; vielleicht werde ich den Druck los, wenn ich unter Menschen gehe. Das wird mich zerstreuen. Und habe ich mich erst von allen Grübeleien frei gemacht, so wird mir Nachmittag die Arbeit um so besser schmecken."

Schon war er zum Ausgehen fertig, und da er Tante Caroline nicht gleich fand, so trat er den nächsten Weg nach Unterseen an, denn von hier aus wollte er ganz Interlaken durchwandeln und zuletzt vom Brienzer See her wieder in seine abgelegene Wohnung zurückkehren.

Der stattliche, in feiner moderner Sommerkleidung mit grauem Filzhut noch edler als in seinem Bergrock erscheinende Mann schritt langsam zwischen den grünen Wiesen nach Unterseen hinab und labte sein Auge an dem funkelnden Sonnenschein, der auf den Blättern der Bäume und in den Schneefeldern der Berge spielte; dabei aber ließ er die hübschen Gebäude nicht außer Acht, die auf seinem Wege lagen, und er mußte über sich selbst lächeln, als er mit seltener Ausdauer zu den Fenstern derselben hinaufblickte und die ihm begegnenden Leute musterte, was sonst nicht gerade zu seinen Gewohnheiten gehörte, da seine Spaziergänge in der Regel weniger

seine Neugierde als seine Künstleraugen in Anspruch zu nehmen pflegten.

Alle Häuser, meist Pensionen oder Gasthöfe, die er auf diese Weise heute zum ersten Male förmlich studirte, waren bewohnt und vor den Thüren der meisten, im Garten und im Schatten der breiten vorspringenden Dächer, saßen die zeitigen Bewohner und labten sich an dem warmen Wetter und der reinen Luft des wundervollen Tages. Nirgends aber sah unser Spaziergänger ein bekanntes Gesicht und so trat er, bisher wenig befriedigt, aber um so hoffnungsvoller in Unterseen ein, wo gerade zu dieser Zeit ein munteres Leben herrschte, da die Abgangsstunde des Thuner Dampfbootes herannahte und alle dahin fahrenden Wagen, mit Menschen dicht besetzt, in Bewegung waren.

So ging er langsam an Beausite vorüber, welches eine reiche Zahl Fremder unter der Halle und auf den, von Marquisen beschatteten Bänken vor den Thüren aufwies, aber so scharf sein Auge auch die einzelnen Gesichtszüge prüfte, alle Personen waren ihm fremd und keiner von ihnen war er jemals an irgend einem Orte der Welt begegnet.

Gemächlich schritt er nun gegen das alte baufällige Städtchen mit den merkwürdigen Schweizerhäusern aus uralter Zeit vor und hier blickte er sich weniger genau

um, denn hier pflegte kein Fremder von einigen Ansprüchen einzukehren; als er aber über die erste Aarbrücke kam und sich rechts und links Gasthaus an Gasthaus, Pension an Pension reihen sah, galt es wieder aufmerksamer zu sein, denn auch hier wimmelte es von fremden Besuchern aus allen Ländern Europa's. In diesen geschmackvollen und eleganten Häusern gab es schon manche anmuthige Gestalt und manches hübsche Gesicht zu sehen, aber ein so characteristisch schönes, wie das seiner ehemaligen Reisegefährtin, nahm er nirgends wahr. Vor allen Thüren, an Tischen unter Blumen und unter duftenden Topfgewächsen, saßen Fremde, die Männer rauchend und lesend, die Damen an feinen Stickereien arbeitend oder die mit bunten Handschuhen bekleideten Hände müßig in den Schooß legend, plaudernd und neugierig die Vorübergehenden musternd; aus allen Fenstern lehnten alte und junge Gestalten, schauten hübsche und häßliche Gesichter; Spaziergänger drängten sich auf Spaziergänger, Reiter auf Reiter, Wagen rollten hinter Wagen her, aber so langsam Franz Marssen auch ging, so haarscharf er nach allen Thüren und Fenstern spähte, niemals erhaschte er ein Gesicht, was ihm auch nur im Entferntesten bekannt erschienen wäre.

Wenn man auf diese Weise an einem von Men-

schen übervoll gedrängten Orte einen Bekannten sucht, so wächst die Erwartung, das Verlangen, ihn zu finden, mit jedem Augenblick, und schon die getäuschte Erwartung, das betrogene Verlangen bringt eine unruhige Spannung, verbunden mit einer zähen Hartnäckigkeit, sein Ziel zu erreichen, hervor, die sich ganz von selbst erklärt, ohne daß ein tieferer Grund dazu vorhanden zu sein braucht.

Endlich war das ganze von Leben und Fröhlichkeit schwirrende Interlaken durchwandert, ja auch die bedeutendsten Nebenstraßen waren einer genauen Musterung unterworfen worden, aber nichts, gar nichts zeigte sich, was die Hoffnung unseres Freundes befriedigt hätte.

„Nun," sagte der junge Mann zu sich, „da wären wir denn schon an das Ende unserer Wanderung gelangt und kehren eben so klug nach Hause zurück, wie wir davon weggegangen sind. Aber es thut nichts; es soll eben nicht sein, was sein könnte, und damit müssen wir uns zufrieden geben. Doch, jetzt dürfte es wohl Zeit sein, daß ich mich zu Tante Caroline verfüge; sie wird das Essen bereit haben und soll nicht auf mich warten, weil ich ein Nichtsthuer und Gaffer geworden bin. Haha!"

Während er dies zu sich sprach, schlug er von

der Dampfschiffbrücke, wohin er zuletzt gekommen war, den Weg nach seines Vaters Haus ein und erreichte es, als es ein Uhr schlug und Tante Caroline, da sie ihn nicht im Atelier gefunden, schon vergeblich nach ihm ausgeschaut hatte.

Zwar war sie etwas verwundert, als sie ihren Neffen von einem so ungewöhnlichen und vor ihr geheim gehaltenen Spaziergange zurückkehren sah, aber sie sagte nichts. Nur saß sie aufmerksam neben ihm am Tische und beobachtete seine gehaltene Miene, aus der sie ganz richtig schloß, daß sich seltsame Gedanken in seinem Geiste umtrieben. Caroline, obgleich eine kluge Frau, oder vielmehr ein kluges Mädchen, war zwar etwas neugierig, wie alle ihre Schwestern, indessen bezwang sie sich doch stets, wenn sie fürchten mußte, durch ihre Neugierde den inneren Gedankengang ihrer Verwandten zu stören. Ihr Liebling hatte seit dem vergangenen Abend genug zu denken, das wußte sie ja, und da sie auch die Theilnahme kannte, die er an ihrem eigenen Schicksal nahm, so schob sie sein Schweigen und sein zurückhaltendes Wesen fast allein auf diesen Umstand. Endlich aber schien Franz das ungewöhnliche Verhalten Beider selbst zu gewahren und so begann er von seinem Vater zu sprechen, dessen Reise er Schritt vor Schritt verfolgte, wobei er sich schließlich mit der Tante ganz leidlich unterhielt.

Als das Essen vorüber war, ging er einige Mal im Garten mit ihr auf und ab, dann aber zog er wieder den Malerock an und suchte das Atelier auf, wo er sich fleißig an die Arbeit machte und mit Ausdauer darin fortfuhr, bis er plötzlich, viel früher als sonst, seine Pinsel reinigte und sich abermals zu einem Ausgange anschickte.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte er zu sich, „daß ich heute auf dem ganzen langen Wege kein einziges bekanntes Gesicht gesehen habe. Ich bin begierig, zu erfahren, ob es mir heute Abend eben so gehen wird. Hoffentlich nicht! Der Abend ist schön, alle Welt ist im Freien und vielleicht — vielleicht — ist meine Tante ausgegangen?“ fragte er Resi, die ihm zufällig in den Weg trat, als er gerade das Haus verlassen wollte.

„Ja, Herr, sie ist nach dem Rugen spaziert. Ich sollte es Ihnen sagen, hat sie mir aufgetragen, vielleicht kämen Sie ihr nach.“

Franz nickte, schlug aber demungeachtet den Weg nach der Hauptstraße von Interlaken ein, ging einige Male darin auf und ab, schaute wieder nach allen Thüren, Balconen und Fenstern, und als er auch diesmal kein bekanntes Gesicht sah, lachte er fast fröhlich auf und sagte mit einem leisen Anflug verhaltener Ungeduld:

„Thor ich! Das ist mein letzter einsamer Spaziergang bei Tage gewesen, und eigentlich ist es unverantwortlich, daß ich die schöne Zeit so ungenutzt verstreichen lasse. Ich hätte dafür etwas Gutes lesen oder malen, oder Tante Caroline im Walde des Rugen aufsuchen können. Nun, das soll mir für künftig eine Lehre sein. Vorwärts! Steigen wir einmal nach Felsenegg hinauf, es strömen ja so viele Menschen dahin. O, es ist ganz natürlich, da oben finden sie eine schöne Aussicht und genießen den Sonnenuntergang aus erster Hand. Wohlan denn, theilen wir ihren Genuß und machen wir die kleine Reise mit, damit wir das Bergsteigen nicht ganz verlernen."

Bei diesen Worten schlug er den Weg über die gedeckte Zollbrücke ein, die über die schäumende Aar führt, und bald stieg er den anmuthigen Bergpfad hinauf, womit die Landstraße über den Brüning beginnt und auf dem die Spaziergänger in wenigen Minuten nach dem reizend gelegenen Felsenegg gelangen, einer Pension mit Kaffeehaus, das jeden Abend von den periodischen Bewohnern Interlaken's reich bevölkert ist und eine verlockend schöne Fernsicht über den Brienzer See, die Aar und den östlichen Theil von Interlaken bietet, während gerade vor ihm die hohen

Schneeberge der Jungfrau und ihrer Nachbarn aufragen und das weite, kostbare Bild in den schönsten Rahmen der Welt einschließen.

Felsenegg mit seiner luftigen, wie eine Klippe über den grünen Abhang vorragenden Terrasse, war auch heute dicht mit Menschen besetzt, die in einzelnen Gruppen an kleinen Tischen saßen, Wein, Bier oder Kaffee tranken und das liebliche, unter und vor ihnen aufgerollte Landschaftsbild mit Muße betrachteten. Franz hielt eine scharfe Umschau, schritt zweimal die Terrasse entlang und wollte sich eben, da er wieder kein bekanntes Gesicht bemerkte, auf einen einzelnen leeren Stuhl am Geländer niederlassen, als er plötzlich zusammenschreckte, denn in demselben Augenblick nahm er nicht weit von sich entfernt an einem Tisch drei Herren wahr, die mit der Wirthin von Felsenegg sprachen und eben ihren Kaffee, den sie bereits getrunken, zu bezahlen schienen.

Franz Marssen's gutes Auge schaute wie gebannt auf einen der drei Männer hin, denn er hatte ihn auf der Stelle erkannt. Es war kein Anderer als der Vater der schönen Schottin, dessen Gesicht finster wie immer über die Aar hinschaute, während einer seiner Begleiter mit der Wirthin einige Worte wechselte. In dem Augenblick aber, als er die Gruppe genauer studirte,

standen die drei Herren auf und, ohne einen Blick um sich her zu werfen, schritten sie die Terrasse entlang, um ihren Rückweg nach Interlaken anzutreten.

Sie mußten dicht an dem Maler vorübergehen und da sie ihm ihre Gesichter zukehrten, so nahm er mit höflichem Gruße den Hut ab, um sich seinem ehemaligen Reisegefährten bemerklich zu machen. Dieser jedoch schien für nichts Aeußerliches Sinn zu haben; er faßte wohl oberflächlich an den Hut, erhob aber kaum das drohende Auge gegen den jungen Mann und ließ auch nicht das geringste Erkennungszeichen merken, als er langsam und stolz an ihm vorüberschritt.

Wäre diese Begegnung Franz Marssen nicht zu überraschend gekommen und hätte er sich nur einige Ueberlegung dabei gegönnt, so hätte er ganz im Stillen den drei Männern folgen und auf diese Weise die Wohnung des einen von ihnen erfahren können, allein das fiel ihm gerade nicht ein, wie uns oft das am wenigsten einfällt, was uns zunächst zu unserm Ziele führt. Wenige Minuten mochten verstrichen sein, da kam ihm erst der richtige Gedanke, aber nun kam er zu spät, wie so viele gute Gedanken, und um doch nicht ganz vergebens dem Herrn begegnet zu sein, ging er in's Haus, suchte die Wirthin auf und fragte

sie, ob ihr vielleicht die drei Herren bekannt wären, die an dem Tische gesessen hätten, den er ihr genau bezeichnete.

Die gute Frau besann sich nur kurze Zeit, dann sagte sie: „Ah, meinen Sie die drei Herren, die Thee tranken und von denen der eine einen so hellgelben Nankingrock trug?"

„Ob sie Thee tranken, weiß ich nicht, aber sie sind es, die ich meine, — kennen Sie sie?"

„O, ja, wenigstens zwei von ihnen. Den kleinen dicken mit dem Nankingrock und den großen mageren mit dem grauen Haar — sie wohnen schon lange in Interlaken und kommen fast alle Tage hierher, um eine Tasse Thee zu trinken."

„Wer sind sie?"

„Der Erste ist ein niederländischer Generalconsul und der Zweite ein hannoverscher Geheimrath. Die Namen aber habe ich vergessen."

„Und der dritte, den kannten Sie nicht?"

„Nein, er war heute zum ersten Mal hier, aber es muß ein vornehmer Herr sein, denn die beiden Anderen redeten ihn „Excellenz" an und legten eine große Achtung gegen ihn an den Tag."

Franz Marssen fuhr, wie von einer Biene gestochen, zurück, bedankte sich kurz und schlich wie ein geschlagener

Mann davon. Das eine Wort: Excellenz! dröhnte ihm, er wußte nicht warum, in den Ohren wieder, denn noch niemals bis jetzt hatte in einem solchen Titel etwas ihn Verletzendes, etwas wie der Ausfluß einer ihm feindseligen Macht gelegen. Jetzt aber, mit einem und zum ersten Mal, störte ihn dieser Titel fast jählings aus seinen Träumen auf, es war ihm beinahe zu Muthe, als ob er in seinem männlichen Wesen, seinem künstlerischen Stolz beleidigt worden wäre, und ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er langsam und gedankenvoll den Berg hinunter, über die Brücke fort, um nach dem Höheweg zu gelangen, der vom Staub rollender Wagen und fluthender Menschen wirbelte und auf den sich bereits die Schatten des Abends niedersenkten, trotzdem die Gipfel der hohen Schneeberge noch lange den lieblichen Widerstrahl der sinkenden Sonne zeigten.

„Ah," sagte er zu sich, als er wieder zu klaren Gedanken kommen konnte, „dieser Herr ist also eine Excellenz! Nun, dann ist auch seine Tochter eine sogenannte vornehme Dame, wie es ihrer so viele auf der Welt giebt und von denen die Welt so wenig hat. Ja, ja, ich glaube es gern, aber für mich — für mich — doch was will ich denn? Nichts will ich, gar nichts. Was konnte sie mir denn sein? Eine solche vornehme Dame bildet sich stets auf ihren Rang und Stand mehr ein

als recht und billig ist, und betrachtet die armen Künstler als ein Mittel zum Zweck, als ein Spielwerk, einen Unterhaltungsgegenstand, dem man sich eine Minute hingiebt, wenn man gerade bei Laune ist oder Langeweile hat — und gegen eine solche Auffassung vom Künstlerthum sträubt sich eben so sehr mein persönlicher wie männlicher Stolz. So, das wäre also abgemacht. Nun wollen wir uns keine Mühe mehr geben, sie wiederzufinden, es würde das nichts Angenehmes im Gefolge haben und ich kann meinen Kopf zu etwas Besserem gebrauchen, als über eine solche Persönlichkeit lange nachzudenken. Abgemacht, Franz, und nun sieh Dir lieber da drüben die Jungfrau an, das ist auch eine Excellenz, und eine recht große, ewige, unvergängliche, und sie läßt sich von mir eben so gern beschauen, wie von jedem Fürsten, und lächelt mir eben so gnädig, so freundlich, so herzlich zu."

Mit solchen Gedanken schritt er durch Interlaken nach seinem Hause, aber trotzdem er nicht mehr über unbekannte Personen und ihre geheimen Verhältnisse nachdenken wollte, so brach sich doch immer von Neuem die Erinnerung an die in den Bergen verlebten Stunden in ihm Bahn, und gerade dadurch, daß die Person, an die sie sich knüpfte, ihm so weit entrückt war, wurde diese Erinnerung eine um so schönere, reinere,

so daß er sich, als er endlich zu Hause anlangte, im Stillen jedes Wort mit Ruhe wiederholen konnte, was er mit ihr gesprochen, und sich zuletzt sogar darüber freute, wie eine solche zufällige Begegnung ohne näheres Bekanntwerden so wunderbare Empfindungen hervorrufen und eine so fruchtbare Wirkung erzeugen konnte, wie wir hier gesehen, eine Wirkung, die ihn wenigstens um eine schöne Idee bereichert und ihm einen dankbaren Stoff für seine künstlerische Hand geboten hatte.

Noch immer sinnend und fast mit sich zürnend über den halb verlorenen Tag, trat er an den Tisch unter der Veranda, wo ihm Caroline mit herzlichem Gruße entgegenkam, ohne sich mit einer Sylbe zu beklagen, daß er sie nicht auf dem Rugen aufgesucht.

„O wie froh bin ich,“ rief sie, „daß Du wieder da bist, Franz! Hast Du Dich recht amüsirt auf Deinem Spaziergange?“

„O ja, Tante, wie man sich auf solchem Gange amüsirt, wenn man eben nichts Anderes zu thun hat.“

„Bist Du keinem Bekannten begegnet?“ fragte sie halb schalkhaft weiter.

„Wie meinst Du?“ erwiderte er erstaunt und hob das helle blaue Auge forschend gegen sie auf.

„Ich meine,“ sagte sie und legte ihre weiße Hand

sanft auf seine Schulter, „bist Du vielleicht heute Deiner schönen Reisegefährtin begegnet oder hast Du Dich gar nicht nach ihr umgesehen?“

„Ah!“ dachte Franz. „Wir begegnen uns am Ende in einem und demselben Gedanken. Sei vernünftig, alter Freund, und mach' ein unbefangenes Gesicht, Frauen sind schlau, wenn sie auch alt und grau sind. Nein,“ sagte er dann laut, „ich bin ihr nicht begegnet, obwohl ich mich, die Wahrheit zu gestehen, — bisweilen nach ihr umgeschaut habe.“

„Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, mein Lieber, und es giebt der Winkel viele in Interlaken, in die sich so kleine niedliche weiße Mäuse verkriechen können.“

„Weiße Mäuse?“ fragte er lächelnd. „Wie kommst Du auf diesen sonderbaren Vergleich?“

„Wie man überhaupt auf einen Vergleich kommt — nimm es nur nicht übel, daß ich die schöne Schottin eine weiße Maus nannte, Du hast sie mir doch als mit einem wunderbar schönen Teint begabt geschildert?“

„Ja, den hat sie auch, Tante, aber mit einer Maus möchte ich sie am wenigsten vergleichen.“

„Mit welchem Thiere denn sonst?“ fragte Caroline heimlich lächelnd.

„Mit gar keinem Thiere — mit — mit —“

„Du hältst sie doch wohl nicht gar für eine Göttin?"

„Ach nein, aber — im Ganzen, da hast Du es — für eine „excellente" junge Dame. Nun aber, Tante —"

„Was denn? Aber —"

„Ich habe Appetit — gieb mir bald etwas zu essen."

„Oho, mein Junge, das ist ein gutes Zeichen und bald sollst Du das Beste haben, was in Küche und Keller vorhanden ist."

Drittes Kapitel.

Die neuen Nachbarn.

Wenn von den Vorfällen und Erlebnissen der letzten Tage noch etwas Trübes und Beklemmendes in der Seele Franz Marssen's zurückgeblieben war, so hatte es ein gesunder tiefer Schlaf in der nächstfolgenden Nacht und ein fester männlicher Wille, der auf einer edlen Strebsamkeit und auf der Begeisterung für alles Gute und Schöne in der Welt basirte, wieder daraus verwischt und sein Gemüth war vollkommen klar und rein geworden, wie das Bild der Sonne es wird, wenn die Nebelwolken der Tiefe davon gewichen sind. Als er diesmal so früh wie sonst aufstand, fand er einen leicht bedeckten Himmel vor, der gerade das Licht gab, welches der Maler bei seiner Arbeit gern hat, und so setzte er für heute seinen Spaziergang aus und begab sich schon vor dem Frühstück in sein

Atelier, um sofort an die Arbeit zu gehen und wo möglich das am vorigen Tage Versäumte nachzuholen.

Als er das Rouleau aufzog und in den benachbarten Garten blickte, lag eine stille friedliche Scene wie immer vor ihm. Auf dem grünen Rasen funkelten die Thautropfen, in den Blättern spielte ein leichter warmer Morgenwind, und zahllose Vögel jubelten von den obstschweren Zweigen der Apfelbäume ihr alltägliches Dankgebet zum Schöpfer empor.

Franz Marssen wurde von dem stillen Zauber, der auf diesem traulichen Bilde ruhte, tief ergriffen und lange schaute er mit feierlicher Andacht in den Gottesfrieden hinein, der vor ihm ausgebreitet lag. Endlich aber riß er sich doch davon los, rückte seine Staffelei am Fenster zurecht und ordnete Alles zur fleißigsten Arbeit an. Er hatte zuerst die Landschaft mit der Reiterin vorgenommen und an dieser selbst war er am weitesten vorgerückt. Sie wie der Schimmel waren bald fertig und nur noch einzelne Kleinigkeiten blieben zur günstigen Stunde nachzuholen, auf die ein Künstler, mag nun das Licht von außen oder innen kommen, immer hofft. Bis zum Frühstück weilte sein Pinsel auf dieser Stelle des Bildes, nachher aber wollte er an die große Föhre gehen, in deren Schatten die Reiterin hielt, um sie wo möglich noch heute zu

vollenden und dann die erste Hand an die felsigen Umgebungen zu legen.

Um sieben Uhr verließ er das Atelier auf eine halbe Stunde und begab sich nach der Veranda des Vorderhauses. Freundlich von der Tante begrüßt und sie wieder heiter begrüßend, sprach er nur von seiner Arbeit und erschien der mütterlichen Freundin dabei so ganz der Alte und von seinem gestrigen schweigsamen Wesen befreit, daß sie eine große Freude darüber empfand und ihm versprach, heute Abend mit ihm einen Ritt in die Berge zu unternehmen, was sie nur selten und bei besonders günstiger Stimmung that.

Bald nach dem Frühstück aber trat er seinen Gang nach dem Hinterhause wieder an, ein Körbchen mit Brodkrumen tragend, die er den Vögeln im benachbarten Garten jeden Morgen zu streuen liebte und worauf sie zu der bestimmten Zeit schon zu warten schienen. Auch heute flogen sie zahlreich von allen Zweigen herbei und waren so eifrig in ihrer Mahlzeit, daß in wenigen Minuten der Vorrath aufgezehrt war und sie das Feld räumten, um sich an ihre geheimnißvollen Tagesbeschäftigungen zu begeben.

Noch war aber lange nicht der letzte Sperling auf sein luftiges Baumschloß zurückgekehrt, da saß Franz Marssen schon wieder vor der Staffelei, und

unter seinen geschickten Pinselstrichen traten der Stamm und die knorrigen Aeste der Föhre rothbraun und golden schimmernd hervor und die dunklen Nadeln häuften sich daran immer üppiger an, so daß es eine Lust war, das Werk so rasch weiter vorschreiten zu sehen. So geschah es denn, daß bei dem Maler die Außenwelt immer mehr in den Hintergrund trat und er weder sah noch hörte, was um ihn her und noch dazu in seiner unmittelbaren Nähe vorging. Mit Unrecht hat man den Künstlern oft vorgeworfen, daß sie in solchen Momenten der Welt abgestorben seien, aber man bedenkt dabei nicht, daß gerade diese Momente es sind, die ihre schönsten Werke schaffen, an denen die Mit- und Nachwelt mehr gewinnt, als wenn die Hand, die sie schuf, und der Geist, der sie erdachte, sich in jenen Stunden mit dem verführerischen und eben so leicht in Nichts versinkenden Treiben der Welt beschäftigt hätten.

Wenn aber Franz Marssen in diesen Augenblicken — es mochte etwa zwischen der neunten und zehnten Morgenstunde sein — noch Sinn für die ihm zunächst liegende Umgebung gehabt, so hätte er vielleicht doch Etwas wahrgenommen, was der Mühe des Hinschauens und der Unterbrechung seiner Arbeit werth gewesen wäre. Zunächst hatte er vorher, als er die Vögel fütterte,

übersehen, daß unsichtbare Hände in die Nähe seines Hauses, dem Fenster gerade gegenüber, einen grünen wollenen Teppich auf dem Rasen unter einem dichtbelaubten Apfelbaum ausgebreitet und darauf einen kleinen Tisch und zwei Stühle gestellt hatten. Später sodann, während seiner ämsigen Arbeit, sah er nicht, daß eine Dame aus dem nahen Pensionshause mit einem Körbchen in der Hand herankam und sich an dem Tische, das Gesicht seinem Fenster zugekehrt, niederließ und nicht minder ämsig als er selber an einer bunten Stickerei zu arbeiten begann.

Diese Dame mochte schon vor einiger Zeit aus den zwanziger Jahren herausgetreten sein, aber sie sah noch immer ziemlich jugendlich aus, wozu ihre Freundlichkeit nicht das Wenigste beitrug, denn freundlich war dieses Geschöpf fast stets, häufig lächelte es, und wenn dieses Lächeln auch mitunter einen leichten Beigeschmack von duldender Ergebung hatte, so bewahrte es doch eine angenehme Frische und Natürlichkeit, mit denen der muntere Ausdruck der hellblauen Augen und die rothen Lippen des sonst blassen Gesichts in vollem Einklang standen. Die Haare dieser in einen dunkelfarbigen seidenen Morgenrock gehüllten Dame waren hellblond und fielen von den Schläfen in etwas langen zierlichen Locken über die Wangen, wenn sie sich zu ihrer

Arbeit niederbeugte, und das that sie mit anhaltendem Fleiße, obwohl sie bisweilen auch das Gesicht erhob und nach dem offenem Fenster des Malers hinübersah, von dem sie indessen bei der sitzenden Stellung, welche er vor der Staffelei einnahm, nur den dunklen Kopf wahrnehmen konnte.

Aber diese Dame war nicht die einzige Person, die den grünen Schauplatz belebte, es befand sich vielmehr noch eine zweite in ihrer Nähe, die, langsam auf dem Rasen hin und herschreitend, aufmerksam in einer Zeitung las, deren Größe und feiner Druck schon ihre Abstammung aus jenem Insellande verrieth, das sich rühmt, das Mutterland der „göttlichen und unfehlbaren" Times zu sein. Diese Dame ging, wie sie bedeutend jünger als die erste war, auch viel geschmackvoller und eleganter, obwohl immer noch höchst einfach gekleidet einher. Sie trug ein mattgelbes, halb durchsichtiges Sommerkleid, das am Halse mit einem schmalen und gesteiften schneeweißen Kragen schloß, dabei die herrlichen Formen einer untadelhaften Büste hervortreten ließ und um die schlanke Taille von einem breiten glänzenden Ledergürtel zusammengehalten wurde, dessen ausgeschweifte Spitze hoch nach der Brust hinauf ging. Der Kopf dieser jungen Dame war mit einem kleinen mit dunkelrothem Bande garnirten Strohhut bedeckt,

dessen kaum sichtbar vorstehende und an der Seite aufgeschlagene Ränder weniger darauf berechnet schienen, die Sonnenstrahlen von der feinen Haut des Gesichts abzuwehren, als dem stolz getragenen Kopf mit den kurz geschnittenen Haaren zu einer sehr anmuthigen Zierde zu gereichen. Handschuhe trug diese Dame in diesem Augenblick eben so wenig wie die andere, obgleich sie mit keiner Arbeit beschäftigt war, vielmehr hielten die kleinen weißen Hände die große Zeitung an beiden Seiten im Gehen fest und dabei fielen die weiten Aermel zwanglos zurück und ließen einen Arm frei werden, wie man ihn nur selten so blüthenweiß und schön geformt sehen mag, was um so mehr in die Augen fiel, da nicht der geringste Schmuck, weder an ihm, noch an den rundlichen Fingern zu bemerken war.

Die lesende Dame hatte schon geraume Zeit ihr politisches Studium fortgesetzt und war dabei wiederholt der anderen am Tisch beschäftigten näher gekommen, ohne mit ihr zu reden oder ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Als sie aber endlich langsam dem Tische ganz nahe kam, legte sie leise das große Zeitungsblatt darauf nieder, nickte der arbeitenden Dame freundlich und halb schalkhaft zu und warf dann einen raschen fragenden Blick nach dem Fenster des Malers hinüber, dessen reines Profil man von der linken Seite

her bisweilen wahrnehmen konnte, wenn er einmal zufällig den Kopf etwas erhob. Bei diesem Blick nach dem Fenster hinauf können wir auch ihre Züge genauer prüfen und wir erkennen sogleich, daß das Gesicht in diesem Augenblick ungewöhnlich ernst und nachdenklich aussah, obwohl es von einer überraschenden Schönheit und Frische strahlte. Bei dem länger fortgesetzten Hinaufschauen des dunklen Auges sprach sich ein Zug künstlich verborgener Erwartung darin aus und ein leises Beben, das von Zeit zu Zeit die fein geschnittenen rothen Lippen erzittern machte, verkündete eine gewisse Ungeduld des Gemüths, mit einer Spannung vereint, die dem ganzen Antlitz ein eigenthümlich festes und characteristisches Gepräge gab.

Endlich schien die Geduld der jungen Dame die äußerste Probe überstanden zu haben und sie schüttelte gegen ihre Gefährtin das reizende Köpfchen, auf eine Weise, als wollte sie damit ihre Verwunderung über den ausdauernden Fleiß des Malers ausdrücken. Die ältere Dame, als sie diese Geberde sah und ihren Grund erkannte, erbarmte sich ihrer und, ihre Arbeit bei Seite legend, ergriff sie rasch die große Zeitung und rollte sie lächelnd so heftig und schnell zusammen, daß das Papier ein lautes und weithin vernehmbares Rauschen ertönen ließ. Dann aber ergriff sie hastig ihre Arbeit

wieder und blickte nur, schelmisch lächelnd, verstohlen seitwärts nach dem Fenster hin, um die Wirkung ihres so plötzlich hervorgetretenen Beistandes zu erlauern. Kaum aber war das liebevolle Werk vollbracht, so erhielt sie einen kaum ernstlich gemeinten zürnenden Blick der jungen Dame, nebst einem Winke, sich bei dem Folgenden still und passiv zu verhalten und sie allein gewähren zu lassen.

Dieses Folgende sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Der Maler hatte ohne Zweifel das Rauschen des Papieres gehört, hob seinen Kopf neugierig in die Höhe und wandte das intelligente Gesicht nach dem Garten hin, so daß sich dasselbe zum ersten Male ganz und voll den beiden Damen zeigte. Dieses Gesicht aber drückte, als er die Ursache der ihn unterbrechenden Störung erkannte, ein so großes Erstaunen aus, daß die vorher so ernste junge Dame einen Moment lang ein heiteres Lächeln blicken ließ und nun, da ihre Anwesenheit einmal verrathen war, ohne alle Ziererei der grünen Hecke unter dem Fenster näher schritt, wo sie, vielleicht nur zwei Schritte davon entfernt, stehen blieb und ein einfaches „Guten Morgen, mein Herr!“ dem Maler zurief, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte und dicht an die Brüstung des Fensters getreten war.

In diesem Staunen aber verrieth sich durchaus nicht, daß er die junge Dame, auf die sich seine Blicke ausschließlich richteten, erkannt habe, mochte er nun im ersten Augenblick zu überrascht sein oder mochte das lange Kleid derselben, in welchem er sie noch nie gesehen, sie seinem Auge fremd erscheinen lassen. Aber da half ihm die Dame selber zu dieser Erkenntniß, denn sie nahm langsam den Strohhut ab, grüßte damit wie Männer grüßen, und sagte:

„Ich glaube, Sie sind so tief in Ihre Arbeit versunken, mein Herr, daß Sie nicht wissen, wer Ihnen einen so freundlichen guten Morgen bietet. Nun, so nehme ich meinen Hut ab und zeige Ihnen meine Haartracht und mein ganzes Gesicht — erkennen Sie mich jetzt vielleicht wieder?“

Es bedurfte von Seiten des Malers keiner Antwort, um ihr zu beweisen, daß er sie völlig erkannt habe, denn es sprach sich ein so freudiges Gefühl in seinen männlichen Zügen aus, als er dies strahlende, lebenswarme Antlitz sah, welches ihn im ersten Augenblick die Tochter der „Excellenz“ ganz vergessen ließ, daß sie ihn auch ohne Worte verstand. Und doch, als er jetzt dieses Antlitz, das ihm so oft in der Erinnerung vorgeschwebt, ohne es zu wissen, einer strengeren Prüfung unterwarf, schien es ihm ein durchaus ande-

res Gepräge als früher zu tragen und mit den scharf und fast spitz ausgestoßenen Worten, die er eben gehört, in Widerspruch zu stehen. Denn nicht wie sonst zeigte es in diesem Augenblick jenen kühnen, triumphirenden Ausdruck, den es in den Bergen gehabt, noch weniger die trotzige Beimischung, die ihn oft wider Willen halb angezogen, halb abgestoßen, nein, es leuchtete von einer weichen Milde wider, wie sie nur ein ächt weibliches Gemüth verräth, und aus den sonst so feurig und streng blickenden Augen strahlte eine warme, theilnahmvolle Gluth, die Franz Marssen wenigstens früher noch nie darin wahrgenommen hatte. War es vielleicht die weiblichere Kleidung, fragte er sich blitzschnell, die dem schönen Gesicht diesen Ausdruck gab? Denn wie die stolze, halb männliche Schottenkleidung vortrefflich zu der kühnen Miene ihres damaligen Gesichts gepaßt hatte, so paßten jetzt die milderen, weicheren Züge zu dem langen Morgenkleide, das sie viel größer als vorher erscheinen ließ, und höchstens in den kurz hervorgestoßenen Worten, womit sie ihn anredete, spiegelte sich noch einmal das dämonische Wesen eines herrischen Characters ab.

Aber da war endlich die Reihe der Rede auch an ihn gekommen, und ohne zu überlegen, was er sagte, stieß er die Worte hervor, die ihm zuerst auf

die Lippen traten und seine ganze innere Bewegung aussprachen:

„Wie? Sind Sie es wirklich, die ich so unerwartet vor mir sehe?“

„Ja, ja doch, ich bin es!“ rief sie mit ihrem alten heftigen Tone zurück. „Sparen Sie Ihre Verwunderung bis auf einen geeigneteren Zeitpunct auf und antworten Sie mir lieber schnell, denn ich habe lange genug auf Ihr Erwachen gewartet: ist das Ihre Malerwerkstatt, in der Sie so ämsig arbeiten?“

„Ja, mein Fräulein, es ist die meine, Sie haben sie richtig aufgefunden.“

„Aber wo liegt das Haus, worin Ihre Familie wohnt, denn dies ist doch jedenfalls zu klein für mehrere Personen?“

„Dies Häuschen enthält unten nur einen Gartensaal und oben mein Atelier, und liegt am Ende des Gartens meines Vaters. Unser Wohnhaus finden Sie vorn an der Straße, und von der Pension dort aus können Sie das Dach durch die Bäume ragen sehen.“

„Aha, ja, es ist das hübsche Haus mit der blumenreichen Veranda und den breiten Weingängen, nicht wahr? O, ich kenne es schon.“

„Ja, das ist es,“ erwiderte Franz, sich allmälig

von seinem Erstaunen erholend und zu ruhiger Fassung zurückkehrend. „Aber nun bitte ich Sie," fuhr er fort, „sagen auch Sie mir jetzt, wie Sie hierhergekommen, in diesen Garten, wovon ich bisher nicht die geringste Ahnung hatte, da ich, seitdem ich wieder hier bin, noch keinen Menschen darin gesehen habe."

„O, Sie werden jetzt oft genug Menschen darin sehen, denn wir wohnen ja nun in der Pension drüben. Wie wir aber dahin kamen, ist sehr bald gesagt. Wir waren zuerst in den Schweizerhof eingekehrt, aber meiner Mutter war es daselbst zu geräuschvoll und die Zimmer ließen viel an wohnlicher Behaglichkeit vermissen. Mein Vater hatte bald nach unserer Ankunft einen Arzt rufen lassen und der empfahl vor allen Dingen der Kranken Ruhe und Zurückgezogenheit von allem Treiben in Interlaken. Auch machte er meinen Vater zu diesem Zweck auf jene gerade leer stehende Pension aufmerksam und so miethete dieser das kleine Haus für uns. Auf diese Weise bin ich, mit oder ohne Ihre Erlaubniß und ganz wider mein eigenes Vermuthen, Ihre nächste Nachbarin geworden, wie ich vor einigen Minuten entdeckt habe. — Doch nun," fuhr sie schalkhaft lächelnd fort, „da Ihre immer sehr große Neugierde befriedigt ist, lassen Sie auch mich eine Frage thun. Was malen Sie da?"

Franz Marssen lächelte. „Ein Bild!“ sagte er etwas zögernd.

„Ja, das glaube ich Ihnen auf's Haar, aber was für ein's? Kann man es nicht sehen, oder ist es ein Geheimniß?“

Der Maler besann sich nur einen Augenblick, dann sagte er: „Ein Geheimniß ist es eigentlich nicht, obwohl ich, so lange ein Bild noch nicht fertig ist, es Niemanden zu zeigen pflege.“

„O, ich bin Niemand für Sie, also zeigen Sie es mir!“ rief sie mit einer so neckisch bittenden Miene, daß Franz Marssen nicht widerstehen konnte. Er trat an die Staffelei zurück, hob den ziemlich großen Blendrahmen ab und hielt ihn ihr hin, so nahe er ihn an das kleinere Fenster bringen konnte.

„Da haben Sie es!“ sagte er etwas zaghaft, da er in Zweifel war, ob sie sich selbst erkennen würde.

Die junge Dame, die ohne Widerspruch ein sehr scharfes Auge hatte, that, als ob sie das Bild aus der Entfernung, in welcher es ihr hingehalten wurde, nicht erkennen könne und sagte: „Es ist schade, ich kann es von hier aus nicht genau betrachten. Haben Sie auch fertige Bilder in Ihrem Atelier vorräthig?“

„Drei fertige und mehrere erst kürzlich begonnene, ja.“

„So. Ist es erlaubt, Ihr Atelier zu besuchen und sich von Ihren Leistungen zu überzeugen?“

„Warum nicht? Sollten Sie vielleicht ein Vergnügen daran finden, so bin ich jederzeit bereit, Ihnen meine Arbeiten zu zeigen.“

Die Dame antwortete ihm nicht, sah sich rings im Garten um, und da sie nur die an dem Tische sitzende Gesellschafterin ihrer Mutter wahrnahm, die ruhig fortarbeitete, weil sie die in deutscher Sprache geführte Unterredung nur unvollständig verstand, so wandte sie sich wieder zu dem am Fenster stehenden Maler und sagte mit einer etwas befangenen Miene und leiserer Stimme als vorher:

„Sind Sie dort oben allein?“

„Ja, ich bin ganz allein, wie immer, wenn ich arbeite. Meine Verwandten kommen nur auf meine Einladung hierher, wenn ich ihr Urtheil über etwas Neues hören will. Sonst aber kommt wenig Besuch, da ich keine näheren Bekannten hier in Interlaken habe.“

Die Dame nickte befriedigt und schien sich dann auf irgend Etwas zu besinnen. Plötzlich sagte sie mit einem viel sanfteren Aufblick zu dem Maler, als sie selbst vielleicht wußte: „Wohnen im Hause Ihres Vaters da drüben auch Damen?“

„Nur meine unverheirathete Tante wohnt darin und zwar gegenwärtig allein, da mein Vater verreist ist.“

„Verreist?“ fragte die Dame überaus rasch und fast verwundert. „Wohin ist er denn gereist?“ fügte sie mit nur halb unterdrückter Neugierde hinzu.

„In die Berge, mein Fräulein, wie er es im Sommer häufig thut, um sich zu erfrischen und seine Liebe zu der Natur zu stillen.“

„Aha, ich verstehe. Ja, das ist die beste Liebe, die es giebt. Hier lernt man sie kennen. Ich hege und pflege sie auch in mir und bin entschlossen, nächstens einen ernsthaften Ausflug zu unternehmen. Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen und Ihren Rath einholen. Doch davon später. Für jetzt will ich — ja, will ich Ihre Bilder sehen. Ich bin neugierig, ob Sie mit der Farbe und dem Pinsel eben so gut umzugehen wissen, wie mit dem Bleistift. Giebt es vielleicht einen Eingang in Ihr Häuschen von diesem Garten aus, ohne daß man durch das Vorderhaus da drüben zu gehen braucht?“

Franz Marssen, obwohl etwas überrascht von dieser Frage, besann sich nicht lange. „Es giebt einen Eingang unmittelbar aus Ihrem Garten in diesen,“ erwiderte er und deutete mit der Hand nach der rechten Seite hin. „Dort unten an dem großen Apfelbaum

ist eine kleine Pforte, wozu sowohl mein Vater wie Ihr Wirth einen Schlüssel hat. Soll ich Ihnen den ersten aus dem Vorderhause holen?"

Sie besann sich nur einen Moment. „Nein, bleiben Sie, ich werde mir den von unserm Wirth geben lassen," sagte sie, „und holen Sie uns nur von der Pforte ab. Aber ich möchte für jetzt keinem Mitgliede Ihrer Familie begegnen. Sieht uns Jemand in den Garten und in Ihr Haus gehen?" fragte sie mit einem eigenthümlich zaghaften Gesichtsausdruck.

„Es sieht Sie kein Mensch," erwiderte Franz. „Meine Tante ist um diese Zeit stets im Hause beschäftigt und in diesen abgelegenen Theil des Gartens tritt überhaupt nur selten Jemand außer mir."

„Es ist gut," lautete die Antwort heiter zurück. „Ich werde sogleich Miß Rosy benachrichtigen, was wir vorhaben und sie wird mich gern begleiten, da sie, ohne daß Sie es wissen, Ihre Gönnerin ist. Warten Sie also einen Augenblick, ich hole nur den Schlüssel aus dem Hause."

Sie nickte dem Maler freundlicher denn gewöhnlich zu und drehte sich nach ihrer Gefährtin um, die ihr neugierig forschend entgegenblickte.

„Miß Rosy," sagte sie ruhig in englischer Sprache, „hören Sie auf mit Ihrer Arbeit, es giebt eine neue

Unterhaltung für uns arme gelangweilte Personen. Unser Reisegefährte erlaubt uns — ach, nun belebt sich Ihr starres Gesicht — seine Bilder in Augenschein zu nehmen, und den Genuß wollen wir uns nicht entschlüpfen lassen. Kommen Sie, wir wollen den Schlüssel holen, da unten soll eine Pforte sein, die zu dem Nachbar führt."

Miß Rosy erhob sich hastig von ihrem Stuhl, ließ ihre Arbeit liegen und schloß sich mit aufgeheitertem Gesicht ihrer Gefährtin an, die im Gehen ihren Arm ergriff und sie ziemlich eilig der Pension entgegenführte.

Franz Marssen aber stand noch eine Weile am Fenster und sah den abgehenden Gestalten nach. Obgleich er dabei mit seinen Blicken an den schönen Formen der jüngeren hing, sprach er doch von der älteren und sagte zu sich: „Also Miß Rosy! Nun, das ist doch ein Name, der erste, den ich einem Mitgliede dieser geheimnißvollen Familie beilegen höre. Wie lange wird es dauern, bis ich den zweiten und die übrigen vernehme? Aber sie werden bald hier sein — sieht es auch leidlich ordentlich hier aus? O ja, Dank Tante Carolinens Sorgfalt kann sich mein kleines Asyl schon sehen lassen!"

Er trat von dem Fenster zurück, blickte flüchtig

im Zimmer umher, rückte die Staffeleien der fertigen Gemälde zurecht und zog die herabgelassenen Vorhänge der Fenster auf, so daß jetzt das Licht von draußen hell hereinströmte und den bunten Raum mit einem freundlichen Schimmer übergoß. Als er aber hiermit fertig war, verließ er das Zimmer, ohne an das angefangene Portrait zu denken, das auf einer der bei Seite geschobenen Staffeleien stand, und ging in den Garten hinab, der kleinen Pforte zu, die in den Nachbargarten führte. Hier sollte er auch nicht lange warten. Bald hörte er Damenkleider über den Rasen rauschen, dann rasselte ein Schlüssel im Schloß, die Thür, die in einem kleinen Mauerwerk angebracht war, that sich auf und Miß Rosy, die Engländerin, trat zuerst herein. Sobald sie aber den bekannten Reisegefährten vor sich sah, der auch ihr so manche Gefälligkeit erwiesen und dem sie immer mit Freundlichkeit entgegengetreten war, lächelte sie unbefangen, grüßte ihn und bot ihm, der schönen englischen Sitte folgend, die einen Bekannten durch eine Handreichung zu ehren sucht, ihre Rechte, eine Handlung, die die jüngere Dame, wie es schien, mit stiller Verwunderung aufnahm, obwohl sie kein Wort darüber laut werden ließ und ihre sonst so verständlich sprechenden Augen im Zügel hielt.

„Da sind wir!“ sagte sie, sich rasch in dem fremden Garten umblickend. Da sie aber nur einen langen dichten Weingang vor sich sah, in dem sich Niemand außer dem Maler befand und der in gerader Linie nach dem in der Ferne sichtbaren Atelier führte, fuhr sie, schon weiter gehend, fort: „Ah, das ist hübsch hier und Sie bewohnen ein artiges Gartenhäuschen. Nun kommen Sie schnell die Treppe hinauf und zeigen Sie uns, was Sie zu zeigen haben.“

Franz Marssen war den Damen voran die kleine Außentreppe hinaufgesprungen und hielt die Thür in der Hand, um den unerwarteten Besuch unverweilt in sein kleines Heiligthum eintreten zu lassen. Mit sichtbarer Spannung auf den Gesichtern folgten sie ihm und die Jüngere trat zuerst ein und ließ mit unruhiger Hast ihre Blicke in dem ziemlich vollen Raum umherschweifen, sobald sie sich darin befand.

„O,“ rief sie, sich zu ihrem Wirthe umwendend und ihrer Begleiterin befriedigt zunickend, „das sieht ja ganz allerliebst und einladend hier aus, als ob eine sorgsame weibliche Hand bei der Aufräumung thätig gewesen wäre!“

„Das ist sie auch,“ nahm Franz rasch das Wort. „Meine gute Tante selbst läßt es sich nicht nehmen, meine künstlerische Unordnung etwas im Zaume zu halten.“

„So. Ja, es ist hübsch hier und gefällt mir, schon wegen der Aussicht nach dem grünen Obstgarten; aber bilden Sie sich nicht ein, daß wir Ihretwegen hierhergekommen sind. Wir machen diesmal nur der Kunst und ihrem Priester einen Besuch.“

„So fasse ich Ihre Anwesenheit auch auf, die mir gleichwohl sehr schmeichelhaft ist, mein Fräulein. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Menschen, die sich leicht etwas zu ihren Gunsten einbilden. Ich sehe die Dinge im Leben nur an, wie sie sind, und denke nicht darüber nach wie sie sein könnten. Doch sehen Sie da — da haben Sie meine fertigen Bilder und nun sagen Sie mir, ob Sie auf diesen beiden größeren hier den romantischen Schauplatz erkennen, den wiederzugeben ich mich mit eifrigem Bestreben bemüht habe.“

Er rückte bei diesen Worten zwei auf großen Staffeleien stehende Oelgemälde in kostbaren Rahmen in das vollste Tageslicht und die Damen traten rasch vor sie hin und betrachteten sie längere Zeit mit tiefem Schweigen, das von der Wirkung, die sie übten, deutliche Kunde gab. Daß diese Wirkung eine ergreifende war, wenigstens bei der jüngeren Dame, bewies ihr rascheres Athmen, und als sie sich nach geraumer Zeit nach dem bescheiden im Hintergrund stehenden

Künstler umwandte, ließ ihr rosig belebtes Antlitz eine freudige Bewegung ihres Innern erkennen. Da athmete sie noch einmal tief auf und sagte mit wahrhaftem Gefühl:

„Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich über Ihre Arbeit erstaunt bin. Nein, daß Sie ein solcher Künstler sind — ich wiederhole das gern — habe ich nicht gedacht. Ich habe in aller Welt Orten viele schöne Landschaften gesehen, aber so wie diese beiden haben mich selten welche angesprochen. Ich mache Ihnen mein Compliment, und obgleich ich keine wirkliche Kunstkennerin bin, so fühle ich doch, daß diese Bilder zu meinem Innern sprechen. Es sind die Handeckfälle, ich erkenne sie sehr wohl wieder. Dieses bei sonniger Morgenbeleuchtung und dieses schaurige beim leise heraufdämmernden Abend. Das ist schön, das ist groß, und die Natur ist so vollkommen wiedergegeben, wie es, glaube ich, nur möglich ist."

Und sie wandte sich nun zu ihrer Begleiterin und sprach in deren Muttersprache noch mehr ähnliche Bemerkungen aus, die Miß Rosy warm erwiderte. Von ihren Gefühlen gedrängt, trat diese zu dem Maler zurück, reichte ihm noch einmal die Hand und sagte:

„Ja, Sir, das ist schön und groß, und ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen Genuß verschafft haben."

Franz Marssen schwieg noch immer. Der Beifall, den seine Werke fanden, erfreute ihn und machte ihn stumm, nur hatte sein Antlitz eine höhere Färbung angenommen und seine Augen leuchteten mit lebhafterem Glanze über die Bilder und die sie bewundernden Beschauerinnen hin.

Nach einer Weile jedoch, während die Damen noch immer den stäubenden Wasserfällen ihre Aufmerksamkeit schenkten, rückte er das dritte Bild vor einem Fenster zurecht, und als es ihm in der richtigen Beleuchtung zu stehen schien, sagte er: „Und nun haben Sie die Güte, einmal auf diesen Versuch zu blicken und mir Ihre Meinung darüber zu sagen."

Die beiden Damen drehten sich nach dem neuen Gemälde um und starrten im ersten Augenblick wie geblendet darauf hin. „Was ist das? Daraus werde ich nicht klug!" rief die jüngere Dame, wobei sie jedoch das dunkle Auge nicht von dem Bilde abzuwenden vermochte.

„Weil Sie noch nie etwas Aehnliches in der Natur gesehen haben," versetzte der Maler. „Es ist das Innere einer Eisgrotte im Grindelwaldgletscher, einer Kirche oder Capelle ähnlich ausgehauen, und wie gesagt, ich habe nur versucht, das wunderbare Gebilde in Farben wiederzugeben, was eigentlich nicht

möglich ist, wie Sie auch erkennen werden, wenn Sie es erst in Natur gesehen."

„Aber die Natur hat es doch nicht gemacht, wie es hier dargestellt ist?" fragte die Engländerin.

„Nur halb, Miß; sie hat nur den rohen Stoff, das Eis im Gletscher dazu hergegeben, und die Menschenhand hat ihn bearbeitet und ausgehöhlt. So haben beide in Gemeinschaft etwas Wunderbares geleistet und so sollte es eigentlich immer sein, Natur und Kunst müssen Hand in Hand gehen, wenn etwas Großes hervorgebracht werden soll."

„Da haben Sie Recht," bestätigte die Schottin. „Man kann also diese Eisgrotte in Wirklichkeit betreten?"

„Mit Leichtigkeit. Wenige Stufen führen vom Fuß des untern Grindelwaldgletschers mitten in den Eispalast hinein und Sie können darin umherwandeln, wie Sie es in dieser Stube thun."

„Das ist prachtvoll. Das muß ich sehen. Aber wie, nun sagen Sie mir," wandte sie sich zu dem Maler um, „diese drei Bilder haben Sie schon lange fertig, wie es scheint, und sie sind noch nicht verkauft? Warum nicht?"

Franz Marssen zuckte die Achseln und erwiderte bescheiden: „Dafür giebt es zwei Gründe, mein

Fräulein. Einmal findet sich nicht gleich für jedes Bild ein Käufer, und zweitens trenne ich mich schwer von den Erzeugnissen meiner Hand. Hat man sie einmal erst weggegeben, so sind sie für uns selbst verloren und niemals kann man sein Auge wieder daran erfreuen. Sehen Sie da, welchen Vortheil die schreibenden Dichter vor uns voraushaben. Wenn jene ihr Werk vollendet haben, so vervielfältigt es sich durch den Druck, es entschwindet weder ihrer Hand, noch ihrem Geiste und sie sind eben so im Stande, später ihre eigenen Fehler zu entdecken und zu verbessern, wie sich an ihren Vorzügen zu erfreuen, und das ist ein großer Sporn zu neuen Anstrengungen."

„Sie haben abermals Recht," sagte die junge Dame. „O mein Gott, diese Gemälde sind schön und, wäre ich reich — ach, leider bin ich es nicht — so dürfte kein Anderer als ich sie kaufen."

Bei diesen Worten versenkte sie sich von Neuem in das Anschauen des letzten Gemäldes und ein fast wehmüthiger Blick fiel aus ihrem dunklen Auge darauf, den jedoch Niemand sah, da sie vor den Uebrigen stand.

Während sie nun die bläulich schimmernde Eisgrotte noch länger betrachtete oder zu betrachten schien, war Miß Rosy zwischen den vorderen Staffeleien hindurch zu den hinter denselben stehenden getreten, und

plötzlich ließ sie einen Ausruf der Verwunderung hören, als habe sie etwas ganz Neues und Unerwartetes entdeckt. Die junge Dame vernahm denselben eben so wie Franz Marssen, und als dieser der Engländerin nachging, sah er sie vor dem Portrait und der neuen Landschaft stehen, die ihre Gefährtin als Reiterin auf dem Schimmel unter der Föhre zeigte.

„Mein Gott, Sir," rief sie, „wann haben Sie das gemacht? Es ist ja von wunderbarer Aehnlichkeit!"

Die Jüngere war auch herangetreten und Franz, der sein Geheimniß enthüllt sah, antwortete nicht, sondern beschäftigte sich nur damit, die beiden Staffeleien vorzurücken, so daß auch ihre Bilder von dem Tageslichte Glanz und Leben erhielten.

Aber da wurde er durch einen seltsamen Blick der jungen Dame tief erschüttert. Sie trat ihm näher, suchte sein Auge, und Beider Blicke trafen fest aufeinander. Wie der seinige fragend, voller Erwartung war, so war der ihrige voller Erstaunen, der mit einem stillen Vorwurf gepaart erschien. „Wie," sagte sie halblaut und mit fast zusammengebissenen Zähnen, „ist das recht von Ihnen, mein Herr? Wissen Sie, daß es nichts als Diebstahl ist, wenn man sich das Eigenthum eines Anderen, ohne Erlaubniß dazu zu haben, aneignet?"

„Diebstahl?“ wiederholte Franz mit bebender Lippe. „O, Sie urtheilen zu hart und ich hatte eigentlich ein anderes Wort erwartet. Nein, sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, Sie schrecken mich nicht mit Ihrem drohenden Auge nieder. Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß es Diebstahl ist, was hier begangen worden. Ihr Gesicht ist freilich Ihr Eigenthum und das kann Ihnen nichts auf der Welt rauben, als höchstens die Zeit, die an nichts Irdischem spurlos vorüber geht. Gott aber hat es geschaffen, nicht daß Sie allein es wohlgefällig betrachten, sondern er hat die Gunst Jedermann gewährt, der Augen von ihm empfangen hat.“

„So, das ist eine kühne Behauptung, aber sie berührt Ihre Handlungsweise nicht. Sie haben mein Gesicht, meine Gestalt, meine Kleidung nicht betrachtet, wie sie andere Menschen betrachten, sondern Sie haben alles dies auf die Leinwand gesetzt, es sich also angeeignet — wider mein Wissen und Wollen — und darüber eben beklage ich mich.“

Franz Marssen schlug vor ihrem immer funkelnder aufleuchtenden Blick die Augen nieder und sagte still, fast traurig: „Ich habe nicht gedacht, daß Sie mein Thun verletzen würde, wie ich jetzt sehe, sonst hätte ich Sie nicht hierher geführt. Aber so viel muß ich Ihnen noch sagen, daß nicht ich dafür kann, daß

sich dieses Gesicht und diese Gestalt — daß sie die Ihrigen sind, ist Nebensache — meinem Auge so fest eingeprägt haben, so daß meine Hand es mit der Farbe wiedergeben konnte. Indessen sprachen Sie vorher von der Erlaubniß, es wiedergeben zu dürfen. Wenn ich gefehlt habe, so will ich versuchen, meinen Fehler zu verbessern, denn der Mensch kann die meisten seiner Fehler verbessern, wenn er will. Und so bitte ich Sie denn: erlauben Sie mir, daß ich diese Gemälde vollende und geben Sie mir gütigst Gelegenheit, sie möglichst vollkommen, so vollkommen auf der Leinwand darzustellen, wie — wie —"

Er schwieg, denn er fühlte selbst, daß er im Begriff stand, der Dame eine Schmeichelei in's Gesicht zu sagen. Sie winkte auch sogleich mit der Hand und lächelte dabei wieder freundlich wie vorher.

„Es ist wenigstens gut," sagte sie, „daß Ihnen Ihr Vergehen zur Einsicht gekommen ist. Nun, so malen Sie denn die Bilder meinetwegen weiter, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben. Was hälfe es mir auch, wollte ich Ihnen diese Erlaubniß versagen — Sie kehrten sich doch nicht daran. Sie sind ein Mann und die Männer glauben ja mit ihrer Machtvollkommenheit Alles auf Erden ungestraft thun zu können."

„Sie urtheilen eben so strenge über die Männer überhaupt, wie über meine einfache Handlungsweise, aber das verschlägt mir nichts, das machen Sie mit sich selbst ab. Ich will Ihnen nur für Ihre Freundlichkeit meinen Dank aussprechen und nun erst recht fleißig beide Gemälde vollenden."

Die junge Dame lächelte heiter. „Um beide wahrscheinlich so bald und so theuer wie möglich zu verkaufen, nicht wahr?" rief sie mit ihrem alten herrischen Wesen.

Franz Marssen's Gestalt richtete sich bei diesen Worten hoch auf und über seine Stirn ergoß sich eine dunkle Röthe. „Das ist ein Fehler von Ihnen," sagte er dann mit leuchtendem Auge, „und Sie werden wohlthun, zu versuchen, ihn ebenfalls zu verbessern, wie ich den meinigen zu verbessern mich bemüht habe. Diese Bilder habe ich nicht gemalt, um einen materiellen Vortheil damit zu erzielen, o nein, sie sollen mir weiter nichts — weiter gar nichts sein," wiederholte er mit lauterer Stimme, „als eine Erinnerung an eine Bergreise, die allein mir gehört und sonst Niemanden etwas angeht."

Die junge Dame bebte unmerklich zusammen und ihr Auge senkte sich eine Weile vor dem sprühenden Auge des Redenden. Als sie es aber wieder erhob,

lag ein fast sanfter Ausdruck auf den dunklen Augensternen und so sagte sie auch mit ungleich milderer Stimme als vorher: „Ich will meinen Fehler auch verbessern, mein Herr, wenn ich Ihnen auch sagen muß, daß Sie ein etwas strenger Lehrmeister sind. Meinetwegen, behalten Sie diese Erinnerung an die Berge, aber geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie Niemanden sagen, in welcher demüthigenden Lage Sie mich auf dem Rhonegletscher erblickt haben."

Franz Marssen schrak zusammen. „Das thut mir leid," rief er bewegt, „den Fehler kann ich nicht mehr verbessern, ich habe es schon meinem Vater und meiner Tante erzählt, vor denen ich bisher keine Geheimnisse hatte."

„Ihrem Vater und ihrer Tante? Nun, Sie sind wenigstens aufrichtig und bekennen Ihre Fehler. Sie haben sich gegen jene Personen wohl Ihrer Handlungsweise gerühmt, wie?"

„Welcher Handlungsweise?"

„Daß Sie ein leichtsinniges Mädchen aus großer Gefahr befreiten —"

„Dessen rühmt sich kein edler Mann, mein Fräulein, und es wäre das erste Mal, daß meine Lippen etwas gesprochen, was mein Herz nicht einmal empfunden hat."

„Dann bin ich zufrieden. Aber sonst werden Sie doch Niemanden mein damaliges Mißgeschick verrathen?"

„War denn das so demüthigend für Sie, daß Sie es Niemanden wissen lassen wollen?"

„Ja, daß Sie es nur wissen, ja — ich vertrage Alles, aber keine Demüthigung. Dagegen sträubt sich mein Herz, meine Seele, mein ganzes Wesen — ich hasse Den, der mich demüthigt oder mich gedemüthigt sieht — und nun kennen Sie mich."

„Ach, mein Fräulein, in dieser Beziehung glaube ich Sie schon länger zu kennen," erwiderte Franz Marssen mit einem wehmüthigen Anflug in seiner Stimme, „und lassen Sie mich zu unserm Gespräch schließlich den Wunsch fügen, daß nicht das Leben selbst diese Demüthigung übernehmen möge, die Sie keinem Menschen gestatten wollen."

Sie hob ihr wie mit Blut übergossenes Gesicht stolz gegen ihn auf und ein neuer funkelnder, fast zorniger Blick schoß ihm entgegen. „Wie meinen Sie das?" fragte sie bitter.

„Wie ich es sagte: so hart die Menschen oft gegen einander sind, das Leben im Großen und Ganzen — nennen Sie es meinetwegen Schicksal — ist oft härter als alle Menschen zusammengenommen,

und davor, daß Sie das erfahren, behüte Sie Gott! Das meinte ich, und ich möchte diesmal nicht unrecht von Ihnen verstanden sein."

Die junge Dame senkte den Kopf, als sänne sie über etwas nach, oder als höre sie die so mild und wohlwollend gesprochenen Worte in ihrem Ohre nachsummen. Dann aber raffte sie sich zusammen, suchte ihrem Blick einen freundlicheren Ausdruck zu geben und nickte dem Maler zu. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „und nun haben wir lange genug in Ihrem Atelier geweilt. Kommen Sie, Miß Rosy, es ist nicht gut, wenn man zu lange den Dunst dieser Oelfarben einathmet, er fällt Einem schwer auf die Brust — und so leben Sie wohl, mein Herr. Wir danken Ihnen eben so für die Erlaubniß, Ihre Bilder zu betrachten, wie für die Belehrung, die Sie uns dabei angedeihen ließen."

Sie stand schon auf der obersten Treppenstufe. Die Engländerin aber, nachdem sie noch einen raschen Blick über die Gemälde geworfen, reichte dem Maler flüchtig die Hand und sagte: „Auch ich danke Ihnen, Sir, und ich glaube," fügte sie leiser hinzu, während ihre Begleiterin schon die krachende Treppe hinabschritt, „Sie haben, so viel ich von Ihrer Rede verstand, Miß Edda eine gute Lehre gegeben. Guten Morgen, Sir!"

Viertes Kapitel.

Am Fenster und unter dem Apfelbaum.

Franz Marssen begleitete seinen Besuch, der rasch den Weingang hinabschritt, höflich bis an die kleine Pforte und verabschiedete sich dann mit stummen Verbeugungen, da auch von Seiten der Damen kein Wort mehr gesprochen wurde. Aber mit sinnend auf die Brust niedergebeugtem Kopfe betrat er sein Malerzimmer wieder und es dauerte etwas lange, ehe er ihn wieder erhob und seine Augen auf die Arbeit richtete, die so eben eine so seltsame Unterhaltung hervorgerufen hatte.

„Da haben wir ja den zweiten Namen," sagte er endlich zu sich, „und fürwahr, einen hübschen und vielbedeutenden obendrein. — Miß Edda! Aha! Ist der guten Miß Rosy dieser Name nur unwillkürlich über die Lippe geschlüpft oder hat sie ihn mir mit Bedacht verrathen? O nein, welchen Grund sollte sie

dazu haben? Also nehmen wir das Erste an. Gut. Jetzt kann ich mein Bild doch mit einem Namen benennen. Edda! welch schöner, klangvoller, gewichtiger Name! Mutter der Erde, Schöpferin alles Guten und Schönen auf Erden, außerdem Inbegriff aller Vernunft und Poesie, in welcher Gestalt oder Form sie des Menschen Herz erfreuen mag — nun, das lasse ich gelten, aber im Uebrigen hat diese Edda mir heute gerade nicht lauter Gutes und Schönes geboten, sie hat mich vielmehr recht bitter und herbe angeblickt, und auch ihre Worte waren oft recht kalt und schneidend zugespitzt. Welch' seltsames Wesen im Gegensatz zu der unnachahmlich schönen Erscheinung; welcher Widerspruch von Augenblick zu Augenblick! Als ich sie heute Morgen zum ersten Male sah, als sie die dunklen Augen zu mir erhob, war sie so mild und sanft, wie nie; sie sah mich fast bittend oder mitleidig an, als hätte sie in mir ein armes, unter menschlicher Leidenschaft blutendes Opfer vor sich, und plötzlich erfaßt sie wieder ihr herrischer Trotz, ihre Stirn zeigt eine gebieterische Hoheit und aus ihren Augen sprühen verzehrende Blitze, als wollte sie mein Innerstes versengen! O ja, das mag zwar Alles recht interessant und unterhaltend für den sein, der Gefallen an solchem Widerspruch findet, aber für mich ist es eben nicht

erfreulich, es läßt mich zu keinem behaglichen Empfinden kommen und fast — fast beängstigt es mich. So, nun wollen wir unsere Reflexionen beendigt haben und wieder an die Arbeit gehen. Jetzt aber kommt das Portrait an die Reihe, denn ich habe dem prächtigen Gesicht trotz alledem wieder ein paar hübsche Züge abgelauscht."

Bald darauf lag das stille Malerzimmmer in seinem früheren Halbdunkel da und Franz Marssen, nachdem er sich nur flüchtig überzeugt, daß Niemand mehr im benachbarten Garten sei, saß wieder vor der Staffelei und gab sich ungestört seiner Arbeit hin. Ob mit der früheren Unbefangenheit und geistigen Sicherheit, wollen wir dahingestellt sein lassen, denn einen kleinen Nachhall hatten die Worte, die vorher gesprochen waren, gewiß in seinem Innern zurückgelassen, und je häufiger er sich jedes derselben wiederholte und die damit verbundenen Blicke sich vergegenwärtigte, um so befangener wurde er und die vorher schon eingestandene Beängstigung wuchs zu einer unbestimmten, ihm bisher ganz fremden Besorgniß an. Wohl mochte er sich fragen, wenn er den Grund dieser seltsamen Empfindungen erforschen wollte, warum er beängstigt und besorgt sei, aber er fand keine genügende Antwort darauf und höchstens schien ein

instinctartiges inneres Vorgefühl in ihm zu walten, das ihm wie eine unbekannte, nie vernommene Stimme eine Art von Warnung zuflüsterte. Wovor aber wollte ihn diese Stimme warnen? Auch das wußte er nicht, aber am Ende schien es doch dieses dämonisch funkelnde, schwarze Auge zu sein, das ihn jetzt wieder aus seinem eigenen Bilde auf eine so geheimnißvolle, bedeutsame Weise anschaute, denn in diesem Auge lag ein Blick, wie er noch nie einen ähnlichen im Leben gesehen. War es ihm doch bisweilen, als ob aus diesem strahlenden Lichtmeer ein Pfeil hervorschießen könne, der, aller Riegel und Schranken seines Willens spottend, mit unaufhaltsamer Gewalt sich Bahn bis zu der Stelle bräche, in welcher die Empfindungen des Menschen ihre Wohnung haben.

Während er sich aber im Stillen diese Bemerkungen vorsprach oder dachte, wie man bisweilen halb im Traume zu denken pflegt, wenn man mit etwas ganz Anderem beschäftigt ist, malte er fleißig weiter, und erst als es halb ein Uhr war, legte er seine Geräthschaften zusammen, schloß die Thür des Zimmers und begab sich nach dem Vorderhause, um mit Tante Caroline allein das Essen einzunehmen.

Das Erste, was diese ihm erzählte, war, daß sie am Morgen einen Boten von Doctor Marssen erhalten

habe, der ihnen von Kandersteg aus angezeigt, daß er wahrscheinlich einige Tage länger ausbleiben werde, als ursprünglich in seiner Absicht gelegen. Er habe seine Reisetour geändert und wolle der Weißen Frau einen Besuch abstatten, wenn Michel, den er erwarte, ihm nicht einen anderen Vorschlag zu machen habe. Er sei ganz munter und wünsche ihnen dasselbe.

„Daran thut er recht," sagte Franz, als die Tante ihren Bericht abgestattet hatte, „und ich begreife es wohl, daß man, wenn man einmal unterwegs ist, von seinem Wege abschweift. Es liegt eine magnetische Gewalt in diesen Bergen, und ist man erst einmal darin, so kann man sich ihnen so leicht nicht wieder entziehen. Ich wünschte, Du machtest einmal eine weitere Partie mit uns, es würde Dir das recht wohlthun, Tante, und Du würdest doch auch die geheimen Mächte der Berge kennen lernen."

„Mein lieber Junge," erwiderte sie, „ich habe die geheimen Mächte der Ebene genügend kennen gelernt und trage nach denen der Berge, wenn sie noch schlimmer sind, wie Du meinst, nicht das geringste Verlangen. Dehnt Ihr Eure Partien so weit aus, wie Ihr wollt, ich aber will mich hier mit meinen kleinen begnügen. Ihr habt Kräfte und Lust, da draußen umherzuschwärmen und die Berge zu ersteigen,

ich brauche die meinen für das Haus und meine Pflichten darin, und weiter zieht mich meine Neigung nicht."

„Aber heute Abend reiten wir doch?" fragte der Neffe.

„Ich habe es Dir ja versprochen und hast Du mich je mein Wort zurücknehmen sehen, mein Junge? — Doch nun sage mir einmal, Du bist ja heute Morgen sehr fleißig gewesen und bist wohl sehr weit mit der schönen Reiterin vorgerückt, da Du nichts von Dir hast sehen oder hören lassen?"

Franz lächelte und machte dabei ein Gesicht, als trage er ein gewaltiges Geheimniß in sich, eine Maske, die, wie er wußte, stets einen großen Eindruck auf die gute Tante übte. Sie sah ihn auch sogleich fragend an und in ihren sanften Zügen drückte sich eine unverholene Neugierde aus.

„Wenn Du heute nichts von mir gesehen oder gehört hast," sagte er mit ernsterer Miene, „so hast Du sicher weder die Augen noch die Ohren recht aufgemacht, denn gerade heute hätten beide viel Neues bei mir wahrnehmen können."

„Was denn? O, so sprich doch nicht in Räthseln und laß mich so lange warten; denn daß Dir etwas Ernstliches begegnet ist, habe ich Dir — um aufrichtig zu sein — angemerkt, sobald Du vorher in meine Nähe tratst."

„So. Was Du schlau bist! Nun ja, ich habe heute Morgen einen sehr interessanten Besuch gehabt.“

„Besuch? Wer war denn da?“

„Zwei Damen, liebe Tante.“

„Zwei Damen? Bei Dir? Du scherzest!“

„Nein, ich rede im vollsten Ernst. Doch, Du wunderst Dich mit Recht und ich habe es auch gethan. Mit einem Wort: in der benachbarten Pension drüben ist eine Familie eingekehrt, die mir bekannt ist, und zwei Damen aus dieser Familie sahen mich am offenen Fenster malen und so wurden sie begierig, meine Bilder zu sehen und ich zeigte sie ihnen. Das ist das Ganze.“

„So, so!“ sagte die Tante sinnend. „Aber wer war es denn? Ich irre mich wohl, wenn ich glaube, daß Dir die schöne Reisegefährtin wieder begegnet ist?“

„Nein, darin irrst Du nicht, denn sie und die Gesellschafterin ihrer Mutter, eine Engländerin, Miß Rosy genannt, waren es selbst, die mich besuchten.“

Die Tante schwieg eine Weile, dann sagte sie mit bedächtiger Miene: „Das ist eigentlich seltsam, Franz, nimm es mir nicht übel, ich meine, daß Dich ein paar so junge Damen im Atelier besuchen —“

„Nein, Tante, seltsam ist es nicht, und gerade daß sie mich im Atelier besuchen, ist das Natürliche da-

bei, denn sie kamen ja nicht zu mir, dem Mann, sondern zu mir, dem Künstler, und das sagte die schöne Schottin auch."

„Freilich, wenn man es so nimmt, hast Du Recht. O, was Ihr Künstler Euch doch für interessante Vorrechte herausnehmt! Das sollte einmal einem anderen jungen Manne begegnen, was würde die Welt da schreien, und wenn er auch noch so unschuldig und rein wäre! Aber Du wirst mir ja ganz roth, mein Junge? O, beunruhige Dich nicht über meine altjüngferliche Ansicht. Ich bin die Letzte, die Dir diesen gewiß angenehmen Besuch mißgönnen könnte. War die junge Dame denn recht freundlich gegen Dich oder kehrte sie wieder ihre vornehme Miene heraus?"

Franz fiel bei diesen Worten plötzlich die „Excellenz" ein und er starrte eine Weile gedankenvoll vor sich hin. „Nun," sagte er langsam, „im Ganzen trug sie ihr gewöhnliches Benehmen zur Schau. Freundlich, was man so nennt, ist sie eigentlich nie, aber bei ihrem eigenthümlich abspringenden Wesen — ich kann es nicht anders bezeichnen — ist es schon viel, wenn sie nicht immer sprudelt wie ein tosender Wasserfall. Ich wünschte wohl, Du möchtest sie sehen und mir dann Dein Urtheil über sie sagen. Ja.

Jedenfalls ist es eine ungewöhnliche Erscheinung und man findet einen endlosen Stoff zu Studien an ihr."

„Das glaube ich auch," sagte die Tante gedankenvoll, „obgleich ich sie noch nicht gesehen habe. Wenn Dein Bild so weit fertig ist, daß man ihre Züge erkennen kann, so laß es mich wissen. Hörst Du?"

„Ich höre, Tante, o ja!" sagte der ebenfalls in Gedanken dasitzende Neffe. — „Aber sprich, ist es Dir recht, wenn wir um sechs Uhr reiten? Und wohin zieht Dich Dein Verlangen?"

„Mir ist Alles recht, was Dir recht ist. Um sechs Uhr also. Gut, ich werde die Pferde bestellen. Und wohin? Nun, über Felsenegg hinaus nach dem Thurmberg und dann nach Ringenberg und Schadenburg. Ich möchte einmal wieder den Brienzer See von oben herab überschauen." —

Dieser anmuthige und nicht zu angreifende Ritt wurde, wie es verabredet, auf den vortrefflich geschulten Pferden ausgeführt und Beide hatten das größte Vergnügen daran. Als sie aber in der Abenddämmerung zurückkehrten, mußten sie eine Zeit lang vor der Zollbrücke halten, denn viele Wagen und Fußgänger bewegten sich über dieselbe nach Interlaken hin, da der schöne Abend alle Welt auf die Straßen gelockt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurden die beiden

Reiter, ohne es zu wissen, sehr aufmerksam aus einem Wagen betrachtet, in dem vier Damen saßen, und wenn Franz Marssen seine guten Augen wie gewöhnlich zur Hand gehabt, hätte er seiner Tante die schöne Schottin zeigen können, die eine der vier Damen war und zwar gerade die, welche die im einfachen schwarzen Reitkleide erscheinende Tante Caroline mit Blicken musterte, wie sie wohl selten ein schönes Auge neugieriger und forschender ausgestrahlt haben mag.

Wieder war der neue Tag unter einem leicht bewölkten Himmel aufgewacht, um hoffentlich, wie der vorige, gegen Mittag die Wolken schwinden und die Sonne strahlend durchdringen zu sehen. Als Franz Marssen nach einem kurzen Morgenspaziergange bei der Tante zum Frühstück erschien, fand er sie eifrig mit Nähen beschäftigt, und als er sie fragte, wie es komme, daß sie schon so früh ihre Nadel in Bewegung setze, sagte sie:

„Ich muß mich heute frisch daranhalten, mein Junge. Die Resi wäscht und mir liegt die Sorge für Haus und Küche allein ob. Doch warum erkundigst Du Dich so angelegentlich nach meinen Geschäften? Du hast ja doch sonst für dergleichen Dinge keine Augen?“

„O doch, liebe Tante, und heute sogar mehr als sonst. Ich hätte es nämlich gern gesehen, wenn Du etwa um zehn Uhr zu mir in's Atelier gekommen wärst, Deine Arbeit mitgebracht und mit mir ein wenig, während ich arbeitete, geplaudert hättest."

Die Tante hob verwundert ihr sanftes blaues Auge auf und sah den Redenden lächelnd an. „Warum denn das?" fragte sie.

„Ich habe Dir ja schon gestern gesagt, daß ich wünschte, Du möchtest die Bekanntschaft der — der schönen Nachbarin machen, und da böte sich vielleicht heute Morgen die beste Gelegenheit."

Nun blickte Caroline erst recht verwundert auf, und mit einer Spannung, die aus allen ihren Zügen sprach, fragte sie: „Erwartest Du denn etwa heute nochmals ihren Besuch?"

„Ganz gewiß nicht, denn jetzt läge ja kein Grund mehr vor, mein Atelier zu besuchen, da sie sich bereits mit seinem Inhalt bekannt gemacht hat. Aber in den Garten kommt sie gewiß und dann könntest Du sie ja bequem sehen."

„Ach so, Franz! Ja, nun verstehe ich Dich. Doch heute muß ich leider diesem Vergnügen entsagen, die Wirthschaft erfordert nothwendig meine Anwesenheit im Hause. Ein andermal vielleicht, und

dann will ich sehr gern Deinem Wunsche Folge leisten.“ —

Franz hatte sein Frühstück beendigt und verließ mit freundlichem Kopfnicken die Veranda, um sich nach dem Malzimmer zu begeben. Als er aber diesmal, nachdem er das Fenster geöffnet, den Vögeln ihr Futter zuwarf, ließ er sein Auge, aufmerksamer als am vorigen Tage, über den benachbarten Garten schweifen, allein so tief er auch in das vor ihm liegende Grün eindrang, er nahm keinen Menschen darin wahr, obwohl der Tisch mit den beiden Stühlen noch immer auf der alten Stelle unter dem Apfelbaum in der Nähe des Fensters stand.

„Ah,“ sagte er zu sich, „es ist Niemand da bis jetzt, aber die Neigung, wiederzukommen, scheint vorhanden, sonst hätte man wohl den Tisch und die Stühle wegnehmen lassen. Nun, heute soll mich nicht erst das Geknatter einer englischen Zeitung auf die Anwesenheit eines Fremden aufmerksam machen, ich werde mein Auge offen halten und so leicht soll mir keine Dame entschlüpfen, mag sie nun ein schwarzes oder ein gelbes Kleid tragen.“

Und in der That, obwohl er fleißig bei der Arbeit war, sein Auge hielt er offen und von Zeit zu Zeit blickte er forschend über den Garten hin, der jedoch

einsam und verlassen blieb und sich mit seiner Morgenfrische, seiner warmen Luft und den noch immer sichtbaren Perlen des Nachtthaus umsonst geschmückt zu haben schien.

Endlich, etwa um zehn Uhr, wurde dieser Einsamkeit ein Ende bereitet, denn nachdem erst einige helle Stimmen in der Ferne hörbar geworden, trat von dem Hause her, auf dem einzigen Kieswege, der den Garten durchschnitt, eine weibliche Gestalt heran, die wieder ein hellgelbes Kleid trug und keine Andere als die Zeitungsleserin von gestern sein konnte.

Franz Marssen hatte sein Auge also nicht vergeblich offen gehalten; er sah die junge Dame heranschreiten und obwohl er noch vor der Staffelei saß, hatte er jeden ihrer Schritte verfolgt, bis sie endlich, langsam gehend, den Tisch erreichte, sich auf einen Stuhl daran niederließ und, ohne einen Blick nach dem offenen Fenster zu werfen, abermals eine Zeitung aus der Tasche zog und wieder zu lesen begann.

Franz, an das eigenthümliche Wesen der geheimnißvollen Miß Edda schon gewöhnt, und entschlossen, ihr keinen Schritt entgegenzuthun, rührte sich nicht. Er malte so eifrig wie je und nur ganz verstohlen blickte er bisweilen seitwärts, ohne irgend eine Verän-

derung in der Stellung oder Aufmerksamkeit der Lesenden wahrzunehmen.

Diese kleine Scene mochte etwa eine Viertelstunde gedauert haben, als die Dame die Zeitung auf den Tisch legte, ihren Kopf nach dem Fenster umwandte und, da sie den stillen Künstler bemerkte, aufstand und sich seinem Fenster näherte.

Jetzt erhob sich auch Franz, der Alles bemerkt hatte, stellte sich aufrecht an's Fenster hin und rief der Nahenden einen höflichen: „Guten Morgen!" entgegen.

„Guten Morgen, Herr Maler!" rief sie mit ihrer hellen Stimme zurück und winkte vertraulich herauf, wobei Franz zu seiner Freude bemerkte, daß sie wieder mild und freundlich aussah, wie gestern am Anfang ihrer Unterhaltung, so daß er ganz die Tochter der „Excellenz" in ihr vergaß und sie nur für das nahm, was sie ganz gewiß am meisten war: für ein junges und dabei recht schönes und seltenes Weib.

„Nun," fuhr sie gleich nach dem Morgengruß fort, „ich bin eigentlich nur hierhergekommen, um mich zu überzeugen, ob Sie fleißig sind. Sind Sie weit vorgerückt seit gestern?"

„Leidlich, mein Fräulein, und heute hoffe ich noch weiter vorzurücken, wenn Sie mir vielleicht die Ehre

erweisen, mir einige Minuten zu Ihrem Portrait zu sitzen, womit ich so eben beschäftigt bin."

Sie hob, gerade nicht unwillig, aber doch auch nicht freundlich das Gesicht zu ihm auf und sagte mit ihrer alten abweisenden Miene: „Ich hoffe, das wird nicht gerade unerläßlich sein. Ein guter Maler, wie Sie ja doch sein wollen und wirklich sind, muß jedes Gesicht, das ihm der Aufbewahrung werth erscheint, zeichnen, malen und treffen können, wie man es nennt, ohne daß eine Modellsitzung nöthig wäre. Auch haben Sie mich ja jetzt oft genug gesehen und müssen meiner Gesichtszüge gewiß sein."

„Ich bin ihrer auch gewiß, o ja, aber einzelne feine Linien und Striche malt man doch gern nach der Natur, um das Ganze vollendet erscheinen zu lassen, und wenn man eine gute Gelegenheit dazu hat, läßt man sie sich so leicht nicht entschlüpfen. Ich denke, Sie werden das ganz natürlich finden?"

„Mag sein. Nur das Wort: gute Gelegenheit gefällt mir nicht. Was wollten Sie eigentlich damit sagen?"

„Ich preise im Stillen ganz einfach damit den Zufall, der Sie hier so ganz unerwartet in meine Nähe geführt hat."

„Aha, ja; sehen Sie wohl, der Zufall hat es in

dieser Beziehung ganz gut mit Ihnen gemeint und er hat uns wirklich, wie ich Ihnen an den Reichenbachfällen sagte, noch einmal zusammengeführt."

„Viele Menschen glauben an keinen Zufall," bemerkte Franz Marssen ernst, „sondern nennen es Bestimmung."

Miß Edda wurde bei diesen Worten ungewöhnlich ernst und senkte einen Augenblick den Kopf; als sie ihn aber bald wieder erhob, sagte sie lächelnd: „Ich gehöre nicht zu den Menschen, die es so nennen. Die Vorsehung, denn sie allein könnte doch nur die bestimmende Macht sein, müßte viel zu thun haben, wenn sie sich um alle kleinen Begegnisse der Menschen in der Welt bekümmern und sie veranlassen oder verhindern wollte. Zu welcher Classe von Menschen gehören Sie denn, halten Sie es mit dem Zufall oder mit der Bestimmung?"

„Das wage ich doch nicht so rasch zu entscheiden. Es giebt Thatsachen im Leben, die für Beides sprechen. In diesem Falle aber," fügte er lächelnd hinzu, „bin ich geneigt, es für einen reinen Zufall zu halten und stimme also einmal mit Ihnen vollkommen überein."

„Wie, sind wir denn so sehr in unsern Ansichten verschieden? Wollten Sie das andeuten?"

Franz lächelte und nickte dabei. „Es mag wohl

so sein,“ sagte er, „wenigstens betrachten Sie viele Dinge und Verhältnisse in der Welt, also wahrscheinlich auch die Menschen, aus einem ganz anderen Gesichtspuncte als ich.“

„Das thun wohl die meisten Menschen und ich — ich bin durchaus nichts Absonderliches, und Sie wahrscheinlich auch nicht. Doch nun hat unser Morgengruß lange genug gedauert und ich darf Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Malen Sie ruhig weiter, ich werde mich unter diesen schönen Apfelbaum setzen. Dann können wir uns unterhalten, ohne schreien zu müssen und — und wenn Sie ein geschickter Dieb sind, wozu Sie nun doch einmal in meinen Augen Anlage haben, so können Sie die gute Gelegenheit benutzen, die Ihnen jetzt — freiwillig geboten wird, was Sie anzuerkennen hoffentlich großmüthig genug sein werden.“

Und ohne auf seine Antwort zu warten, die jedenfalls einen Dank eingeschlossen haben würde, trat sie mit ihrem stolzen sicheren Schritt an den Tisch zurück, holte sich selbst einen Stuhl herbei und setzte sich auf den Rasen unter dem Apfelbaum, der dem Fenster des Ateliers am nächsten stand. Alsdann zog sie eine feine Näharbeit aus der Tasche und fing mit leicht vorgebeugtem Kopfe sogleich zu arbeiten an. Der Maler

dagegen ließ sich diese freiwillig gebotene Gelegenheit nicht entschlüpfen, er rückte seine Staffelei dicht an das Fenster, schraubte das darauf stehende Bild höher und schickte sich nun an, seine Arbeit stehend fortzusetzen.

Nach einiger Zeit aber, während welcher er sich vergebens bemüht hatte, sein gemaltes Gesicht mit dem natürlichen zu vergleichen, das bei der vornübergebeugten Haltung unter dem kleinen Hute verschwand, sagte er: „Sie verzeihen, mein Fräulein, aber ich wollte nicht Ihren niedlichen Hut malen; Sie sind so gütig gewesen, mir Ihr Gesicht darzubieten und nun verstecken Sie es schon.“

Die junge Dame erwiderte nichts hierauf, lächelte nur still vor sich hin und nahm den Hut ab, den sie neben sich auf den Rasen legte. Darauf zog sie eine kleine Bürste aus der Tasche, strich sich ungenirt damit ein paarmal durch das dichte braune Haar und sah dann erst schalkhaft zu dem Künstler empor.

„Sind Sie Unersättlicher nun endlich zufrieden?“ fragte sie.

„So sehr, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meinen Dank aussprechen soll.“

„O, o, Sie wissen ja, ich liebe den in Worten bestehenden Dank nicht. Bedanken Sie sich damit, daß Sie mein Gesicht nicht schlechter darstellen als es ist.“

„Ich werde mir die größte Mühe damit geben. Doch ich wollte mir zuerst eine Frage erlauben: wie befindet sich Ihre Frau Mutter?“

Ueber Miß Edda's bisher heiteres Gesicht flog ein trüber Schatten. „Ach,“ sagte sie, „sie befindet sich nicht sonderlich. Ich fürchte, diese Reise wird auf ihre angegriffene Gesundheit nicht heilsam wirken. Sie leidet an einer ganz ungewöhnlichen Abgespanntheit, Erschlaffung und, fast möchte ich sagen, Fühllosigkeit. Der Arzt hat gesagt, sie müsse die ungestörteste Ruhe genießen, sich von allen lärmvollen Zerstreuungen fernhalten und im Herbst nach einem südlicheren Klima gehen.“

„Was für einen Arzt hat Ihr Herr Vater angenommen?“

„Ich kenne seinen Namen nicht, doch traue ich ihm nach seinem Aussehen keine große Weisheit zu. Sollte dieser Mann ihr aber nicht helfen können, so werde ich“ — setzte sie mit bedeutsamem Nachdruck und langsamer sprechend hinzu — „meinem Vater den Rath geben, zu einem berühmten Arzte seine Zuflucht zu nehmen, von dem ich zufällig gestern habe reden hören.“

„Soll denn dieser berühmte Arzt in Interlaken wohnen?“ fragte Franz Marssen, nicht ohne Spannung die nun folgende Antwort erwartend.

„Ja. Eine Dame, deren Mann vor einiger Zeit bei einer Excursion in die Berge Schaden genommen, hat ihn einer Bekannten, mit der ich gestern zusammentraf, außerordentlich gerühmt."

Franz hielt im Malen inne, sah zum Fenster hinaus und fragte mit leicht erröthetem, doch freudigem Gesicht: „Wissen Sie vielleicht den Namen dieses Mannes?"

Miß Edda's Gesicht erröthete gleichfalls, als sie des Malers gespanntes Gesicht wahrnahm, und schaute zuerst vor sich nieder, als besinne sie sich auf den Namen. Dann aber erhob sie schnell den Kopf, senkte ihre klaren Augen fest entschlossen in die ihr begegnenden und sagte mit auffallend lauter, wie mit Mühe hervorgestoßener Stimme: „Ich glaube, die Dame nannte ihn Doctor Marssen."

Franz lächelte freudig und nickte ihr in seiner natürlichen, vertraulichen Weise zu. „Das ist mein Vater, mein Fräulein," sagte er ruhig.

„Ihr Vater?" rief sie erstaunt zurück. „O, das das ist ja seltsam. Da haben wir wieder einen hübschen Zufall, nicht wahr?"

„Oder eine Bestimmung!" erwiderte Franz lächelnd. „Ja, Doctor Marssen ist mein Vater und so haben Sie richtig meinen Namen entdeckt, wie ich den Ihrigen."

„Wie?“ rief sie. „Sie wüßten meinen Namen? Woher denn?“

„Miß Rosy nannte ihn gestern — ich glaube auch zufällig, denn hier kann ja keine Bestimmung obwalten.“

Miß Edda's Gesicht verfinsterte sich. „Scherzen Sie nicht. Was für einen Namen nannte sie Ihnen?“ fragte sie fast streng und überaus hastig.

„Mir hat sie ihn gar nicht genannt, mein Fräulein; sie redete Sie nur damit an, glaube ich.“

„Das ist mir entgangen. O! Und wie lautete der Name?“

„Miß Edda, wenn ich recht gehört habe.“

„O, was das betrifft, so haben Sie gute Ohren, ich weiß es. Also nun haben Sie es endlich herausgebracht! Das ist ein großer wichtiger Fund, nicht wahr?“

„Nein,“ versetzte Franz, den Kopf schüttelnd, „nicht gerade groß und wichtig, aber angenehm; ich weiß wenigstens gern, wie der Mensch sich nennt, mit dem ich mich beschäftige.“

„Das ist mir ganz gleichgültig,“ rief sie mit einer Miene, die offenbar verrieth, daß sie in diesem Augenblick nicht die Wahrheit sprach. „Aber daß Ihr Vater ein Arzt ist, wußte ich bisher noch nicht,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Eigentlich ist er es hier nicht,“ nahm nun Franz das Wort auf und erklärte ihr die Stellung seines Vaters in Interlaken.

„Er würde also wohl nicht meine Mutter besuchen, wenn die Noth uns dazu veranlassen sollte?“ fragte die Dame.

„Ohne Zweifel doch, und wenn ich ihn darum bitte, wird er Ihre Frau Mutter sogleich besuchen.“

Die junge Dame sprang von ihrem Stuhl auf, wie von einer unsichtbaren Feder emporgeschnellt, aber fast augenblicklich setzte sie sich wieder, und wenn auch ein Kampf in ihrem Innern vorging, er ging so rasch vorüber, daß nicht einmal mehr die Spur davon auf ihrem sprechenden Gesicht wahrnehmbar war. Dieses Gesicht aber nahm plötzlich einen ungemein weichen, fast bittenden Ausdruck an.

„Herr Marssen,“ sagte sie, „nein, thun Sie das nicht, ich bitte Sie darum. Mein Vater ist ein seltsamer Mann, Sie kennen ihn ja. Er will nur, daß die Menschen thun, was er von ihnen verlangt, und handelt man ihm entgegen oder kommt man ihm unerwartet zuvor, so nimmt er es übel. Erführe er, daß auf mein Geheiß oder auf meinen Wunsch ein fremder Arzt in unser Haus käme, er würde mir grollen und das — das werden Sie doch gewiß nicht wünschen.“

„Ganz gewiß nicht und Sie können überzeugt sein, daß ich kein Wort mit meinem Vater über Ihre Frau Mutter reden werde."

„Kann ich Ihnen fest darin vertrauen?" fragte sie noch einmal.

„Wie in Allem, mein Fräulein, ich gebe Ihnen mein Wort."

„So danke ich Ihnen und diese Sache ist abgethan. Nun zu etwas Anderem. Wer war die schwarzgekleidete Dame, mit der Sie gestern Abend über die Aarbrücke ritten?"

„Ah, haben Sie uns gesehen? Ich habe keine Ahnung davon, daß Sie uns begegnet sind."

„Das weiß ich wohl, denn Sie waren mit Ihrer interessanten Reiterin vollauf beschäftigt."

Franz hob seinen Kopf in die Höhe und zeigte dabei ein überaus freundliches Gesicht. „O ja," versetzte er, „ich war vollauf mit ihr beschäftigt und das bin ich immer, wenn ich bei der guten Seele bin, die mir überhaupt nur selten das Vergnügen macht, mit mir auszureiten. Es war meine Tante Caroline, mein Fräulein, die Sie gesehen haben."

„Nur ihre Gestalt habe ich gesehen und die war stattlich genug. Sie ist nicht verheirathet, nicht wahr?"

„Ach nein!“ erwiderte Franz mit einem stillen Seufzer.

„Ist sie jung oder alt?“ fuhr die unermüdliche Fragerin fort.

„Sie ist fünf Jahr jünger als mein Vater und der zählt fünfundfünfzig Jahre. Ehemals soll sie ein sehr schönes Mädchen gewesen sein und ich finde sie noch immer hübsch. Vor allen Dingen aber ist sie sehr gut.“

„Hübsch!“ sagte die junge Dame, als hätte sie die letzten Worte überhört. „O ja, das mag wohl sein, wenigstens versprach ihre Figur und Haltung das. Sieht sie Ihnen ähnlich?“

„Wohl kaum. Sie ist blond, ich bin dunkelhaarig, wie mein Vater. Sie hat sanfte, weiche, fast wehmüthige Züge, und ich —“

„Nun,“ fuhr Miß Edda fort, als er im Reden inne hielt — „und Sie, was haben Sie Ihrer Meinung nach für Züge? Ich dächte, sehr strenge, unbändig und übermännlich sähen Sie auch nicht aus?“

„Uebermännlich? Wie verstehen Sie das?“

„Nun, entsetzen Sie sich nur nicht, ich meine es nicht so schlimm, vielleicht habe ich auch einen unrichtigen Ausdruck gebraucht. Sie wissen ja, daß ich eine Ausländerin bin. Im Ganzen sehen Sie aus

wie ein Mann, und das ist die Hauptsache für Sie, denke ich. Doch nun zu Ihrer Tante zurück. Hat sie etwas vom Wesen einer alten, vertrockneten und erkalteten Jungfer?"

„Nicht das Geringste, mein Fräulein, sie ist im Gegentheil das freundlichste, gefälligste, gutmüthigste Wesen, was man sich denken kann, das den wärmsten Antheil an anderen Menschen nimmt und stets an sich zuletzt denkt, wenn von den Vortheilen Aller die Rede ist."

„Nun, Sie tragen da glänzende Farben auf. Doch still — da kommt die plauderhafte Miß Rosy, und nach ihrem Gesicht zu urtheilen, bringt sie eine Botschaft. — „Was giebt es?" rief sie der Engländerin entgegen, die etwas eilig vom Hause herangeschritten kam und es ganz natürlich zu finden schien, daß Miß Edda so nahe bei dem Maler unter dem Apfelbaum saß.

Nachdem sie Franz Marssen einen Gruß mit der Hand zugewinkt, meldete sie, daß so eben Besuch im Hause eingetroffen sei und daß man Miß Edda zu sprechen wünsche.

„Miß Edda," — sie betonte das Wort stark — „wird auf Befehl erscheinen, meine Liebe, aber wer hat es denn so eilig, daß er schon vor elf Uhr Besuch macht?"

„Es ist die holländische Familie, die mit Ihnen über die bewußte Partie Verabredung treffen will.“

„Ah, ist es das? Das ist gut. Ich komme sogleich. Und Sie, Herr — Herr Marssen, ach ja, ich muß mir den Namen merken — malen Sie noch weiter?“

„Bis halb ein Uhr werde ich fleißig sein, mein Fräulein.“

„Gut, so treffe ich Sie noch, sobald der Besuch fort ist. Ich habe noch mehr mit Ihnen zu sprechen. Guten Morgen!“

Franz sah die beiden Damen nicht ganz gleichgültig von seinem Atelier fortgehen, das gestand er sich auch selbst ein. „Jedenfalls,“ sagte er zu sich, „ist diese Miß Edda ein eigenthümliches Wesen und, bei Gott! nicht uninteressant. O wie schade, daß eine so weite Kluft zwischen ihrem und meinem Kreise liegt — sie ist ja die Tochter einer Excellenz — sonst hätte ich im Ganzen eine recht hübsche Bekanntschaft gemacht. Merkwürdig, wie sie sich so genau nach Allem erkundigt — das ist in Wahrheit eine englische oder vielmehr schottische Neugierde. Aber daß sie mir nun doch trotz ihrem kleinen Trotzkopf gesessen hat, ist vortrefflich. Jetzt sehe ich erst, was ich vollbracht habe, obgleich meine Gedanken stets bei ihrer Plauderei waren.

Doch ich will mich ein wenig ruhen — es ist warm heute — ja, jetzt merke ich es erst.“ —

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so sah unser Freund, der schon wieder bei der Arbeit war, die Dame im gelben Morgenkleide herankommen. Als sie sich ihrem alten Platze näherte, trat er einen Augenblick an's Fenster, sie aber richtete keinen Blick auf ihn, sondern setzte sich sogleich auf den Stuhl nieder und nahm die bei Seite gelegte Arbeit wieder vor.

„Ist Ihr Besuch schon so früh fortgegangen?“ erlaubte sich der Maler zu fragen, der ruhig an seine Staffelei zurückgetreten war.

„Natürlich, sonst wäre ich ja nicht hier, um mich abermals von Ihnen — berauben zu lassen. Jetzt malen Sie ruhig weiter und ich werde das Gespräch fortsetzen, welches vorher abgebrochen wurde. Ich muß noch einmal von Ihrer Tante sprechen, denn ich fühle mich ihr sehr verpflichtet.“

„Sie? Meiner Tante verpflichtet?“ rief Franz verwundert und hielt schon wieder im Malen inne.

„Bitte, soll ich Sie noch einmal ersuchen, in Ihrer Arbeit fortzufahren? Unterbrechen Sie sich nicht zu oft, die guten Gelegenheiten finden sich nicht so häufig, wie gerade heute, wo mein Vater außerhalb beschäf-

tigt ist und meine Mutter sich mit Miß Rosy begnügt. Also weiter und sehen Sie mich dabei nicht häufiger an, als durchaus nöthig ist. Ja — ich fühle mich Ihrer Tante verpflichtet, das heißt im Namen meiner Mutter, der sie ihr ruhiges Pferd geliehen hat."

„O, das geschah ja auf meine Bitte —"

„Ach so! Sie meinen, eigentlich wären wir allein Ihnen verpflichtet?"

Franz Marssen lächelte. „Ich erhebe keine Ansprüche, mein Fräulein, das wissen Sie ja," sagte er dann.

„Ich weiß es und Sie wissen es auch von mir, daß ich meine gefühlten Verpflichtungen nicht gern in Worte kleide. Bei Ihrer Tante ist das etwas Anderes — ihr werde ich meinen herzlichsten Dank aussprechen, sobald ich sie einmal sehe, und das geschieht vielleicht bald."

Franz schaute wieder verwundert auf. „Das würde eine große Freude für meine Tante sein," sagte er warm.

„Und für mich auch. Ist Ihre Tante heute und morgen im Vorderhause beschäftigt?"

„Den ganzen Tag fast ist sie thätig, und Morgens ist sie fast immer unter der Veranda zu finden. Soll ich sie vielleicht rufen?"

„O nein, das würde sich nicht ziemen. Ich werde sie schon einmal sehen. Bleiben Sie bestimmt bis halb ein Uhr hier?“ fragte sie mit ihrem alten herrischen Blick.

„Ja, ich habe es gesagt und ich halte mein Wort.“

„O, Ihr Wort verlange ich darauf nicht. Ich glaube Ihrer einfachen Versicherung. Nun aber noch rasch eine Frage, und dann muß ich Sie verlassen. Haben Sie Lust, eine Gesellschaft von Damen und Herren, in der auch ich mich befinde, in den nächsten Tagen auf einem Ausflug in die Berge zu begleiten? Wir beabsichtigen, über die Wengernalp nach Grindelwald zu gehen, Ihre wunderbare Eisgrotte zu besuchen und dann den Gletscher und die benachbarten Gipfel zu besteigen, so weit und hoch wir kommen können. Also entscheiden Sie sich — rasch!“

„Das geht so rasch nicht, mein Fräulein,“ antwortete Franz und trat mit dem Pinsel und der Palette in den Händen an das Fenster. „Erst möchte ich mir zu fragen erlauben, aus welchen Personen die Gesellschaft besteht?“

„Das kann Ihnen einerlei sein. Ich bin dabei, Sie haben also wenigstens eine Bekannte und außerdem wird noch ein Herr uns begleiten, der Sie schätzt

und stets mit Achtung von Ihnen spricht. Wenn ich ihm nicht absichtlich Ihr stilles Asyl verschwiegen hätte, würde er heute schon Sie besucht und also gestört haben, und ich weiß, daß sich die Künstler nicht gern in ihren Arbeiten unterbrechen lassen. Das danken Sie mir und ich bitte es nicht zu vergessen. Doch nun lassen Sie mich auf die Bergreise zurückkommen. Mein Vater und meine Mutter bleiben von der Partie zurück. Ersterer hat unendlich viele und lästige Geschäfte und meine Mutter ist zu leidend, um sich bewegen zu können. Auch haben sie Beide an der Furca und der Grimsel genug für's Erste. Ich aber bin ein Nimmersatt im Bergsteigen. Ich muß mehr, ich muß Alles sehen."

„Schon wieder Alles? O, beschränken Sie sich doch. Sehen Sie nur Einiges gut, dann sehen Sie mehr, als wenn Sie Alles oberflächlich sehen."

„Ich liebe es nicht, daß Sie mich belehren wollen. Sie wissen es ja. Doch Sie haben meine Frage umgangen — Sie wollen also nicht mit?"

Da sie die letzten Worte wieder mit dem ihr eigenen herausfordernden Trotze sprach, so faßte sich der Maler ein Herz, ihr auf ähnliche Weise zu begegnen. „Nein," erwiderte er kurz, „wenigstens nicht eher werde ich mich entschließen, als bis ich weiß, aus welchen

Mitgliedern die Gesellschaft besteht. Gesellschaften, in die ich nicht gehöre, liebe und suche ich nicht."

Miß Edda machte große Augen und von jetzt an sprach sie ruhiger, sanfter und fast überredender. „Sie suchen sie ja nicht," sagte sie, „man hat sie Ihnen ja angetragen. Seien Sie doch nicht so starrköpfig. Warum sollte die Gesellschaft Ihnen nicht passen? Sind Sie so anspruchsvoll?"

„Ich nicht, aber die Gesellschaft könnte es sein."

„Das ist meine Sache. Mit einem Wort: wollen Sie oder nicht?" rief sie mit einem Mal wieder trotziger denn je.

„Wenn Sie so kategorisch sprechen, muß ich mich wohl rasch entschließen, will ich nicht unhöflich erscheinen. Also denn — wenn Ihnen meine Gesellschaft genehm ist — ja, dann will ich mit."

„Nun, das befriedigt mich und mehr verlange ich nicht. Die Sache ist abgemacht. Den Tag und die Stunde werde ich Ihnen noch bestimmen. Aber wie? Noch Eins. Sie sind ja hier bekannt. Wollen Sie für gute Führer den Gletscher hinauf und auch für Pferde sorgen?"

„Für Ihr Pferd ist gesorgt, Sie sollen wieder den Schimmel reiten."

„Das werde ich diesmal nicht thun. Sie sollen

nicht wieder zu Fuß gehen und neben mir her keuchen und sich so übermäßig anstrengen. Das hat mir neulich leid genug gethan. Nein, Sie sollen reiten, wie wir Alle."

„Nun gut, dann sollen Sie meiner Tante Fuchs reiten!"

„Auch dafür danke ich, wenn Sie ihn mir verschaffen wollen. Ich will Ihnen nicht noch einmal verpflichtet sein. Sie erheben zu große Ansprüche an meine Dankbarkeit. Daß ich hier wie gefesselt sitzen muß, ist ein Beweis davon."

„Wenn ich Sie nicht bei diesen Worten lächeln sähe, könnten sie mich kränken. Aber ich verstehe Sie, Sie wollen sich selbst den Fuchs von meiner Tante erbitten, wie?"

„Sie sind fast zu klug für einen Menschen und haben meine Absicht wirklich errathen. Doch still, das Uebrige wird sich finden. Sie werden also für Führer und Pferde sorgen?"

„Die anderen Herrschaften werden Pferde genug in Lauterbrunnen und Grindelwald finden, und für Führer nach dem Gletscher, wenn er durchaus bestiegen werden soll, werde ich sorgen, ja."

„Gut. So wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, und wenn Sie in Ihrer Arbeit nicht weiter ge-

kommen sind, so ist es nicht meine Schuld. Warum sind Sie so streitsüchtig!"

Dabei winkte sie ihm mit der Hand, nickte vornehm vertraulich und ging so rasch fort, daß dem Nachschauenden keine Zeit blieb, auch nur ein Wort zu sprechen. So verfolgte er sie denn nur mit den Augen und wenn er dabei auch den Kopf über das seltsame Wesen schüttelte, welches sie an den Tag gelegt, so konnte er doch nicht umhin, sich einzugestehen, daß sie unter allen Umständen eine interessante Persönlichkeit sei, deren schönen Körper zu malen eine eben so angenehme Arbeit war, wie ihrer geistreichen Plauderei zuzuhören, wenn diese auch oft von Stacheln und Spitzen strotzte und bisweilen tiefer eindrang, als es sonst Worte aus dem Munde eines so schönen Wesens zu thun pflegen.

Fünftes Kapitel.

Die Warnung.

Franz hielt das gegebene Wort und erst einige Minuten nach halb ein Uhr verließ er das Malzimmer und begab sich in das Vorderhaus. Er fand daselbst den Tisch schon gedeckt und Alles in bester Ordnung, wie alle Tage, und Caroline erschien in ihrem sauberen Hauskleide von dunkelbraunem Camelot, als ob sie keine der früher angedeuteten Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen gehabt hätte.

„Guten Tag, liebe Tante,“ begrüßte er sie. „Bist Du Deiner Hausplagen Herr geworden und kannst Du jetzt ruhig bei Tische sitzen?“

„O, schon lange, mein Junge, und seit einer Stunde ist die Resi und bin ich fertig und nun sind wir wieder im stillen alten Geleise. Aber Du bist auch fleißig gewesen und hast wacker bis Mittag vor der Staffelei ausgehalten, nicht wahr?“

Franz lächelte heiter. „Ja,“ sagte er, „aber das ist kein Wunder, ich bin auf angenehme Weise an die Arbeit gefesselt worden, denn meine Reisegefährtin ist wieder im Garten gewesen und hat meine Bitte erhört und mir gestattet, mein Bild nach der Natur zu verbessern und zu vervollkommnen.“

„Nun,“ versetzte die Tante gedehnt, „das ist doch keine so gewaltige Gnade, die sie Dir da erwiesen, mein Freund! Wahrhaftig nicht. Manches schöne Weib würde sich glücklich schätzen, wenn es ein Künstler von Deinen Fähigkeiten malen wollte! So sehe ich wenigstens die Sache an.“

„Du bist sehr gütig, Tante, nur begünstigst Du mich in diesem Falle doch etwas über die Gebühr. Viele schöne Frauen würden sich allerdings schon aus Eitelkeit gern copiren lassen, aber daß es diese eine thut, die nicht an Eitelkeit leidet, ist unter den vorliegenden Umständen eine Seltenheit. Wenn Du sie kenntest, würdest Du mich besser verstehen und Dich mit mir über die mir zugefügte Gunst freuen.“

„O, o, ich freue mich ja, aber — da wir einmal von schönen Frauen sprechen, so will ich Dir erzählen, daß ich heute eine große Schönheit gesehen habe.“

„Wo denn?“ fragte Franz.

„Nun, wo denn sonst als hier, ich habe ja das Haus heute noch nicht verlassen.“

Franz spitzte die Ohren. „Hat sie Dich denn besucht?“ fragte er, seine Augen auf irgend einen Gegenstand heftend, um das Gesicht der Tante zu umgehen.

„Mich besucht? O, wie käme eine Fremde wohl dazu, mein Sohn? Nein, sie ist hier vorübergegangen. Ich hatte mich eben angekleidet, und stand auf den Stufen vor der Veranda und band meine Blumen an. Da kamen langsam die Straße entlang zwei Damen geschritten, und als sie vor unserm Hause waren, blieben sie stehen und betrachteten es sich ganz genau. Ich war anfangs nicht darüber verwundert, denn es sehen sich ja so viele vorübergehende Menschen unsre blumengeschmückte Veranda an, aber da fiel mein Auge mit einem Mal auf das Gesicht der einen Dame und da mußte ich mich wohl verwundern, denn ein so schönes Geschöpf habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“

„Wie sah es denn aus? Beschreibe mir doch einmal das Gesicht,“ bat sie Franz.

„Ja, Du lieber Gott, wie kann man ein schönes Gesicht denn beschreiben, mein Junge? Man kann doch nicht mit Farben und Linien sprechen. Oder soll ich Dir sagen, es sah aus wie Milch und Blut, wie

Lilien und Rosen, das sagt Dir doch auch nichts, — es war aber mit einem Wort reizend, unendlich schön."

„So," sagte der Maler still, „das hätte ich auch gern gesehen. Wie war denn die Figur? Hast Du einen Blick darauf geworfen? Denn Du weißt, daß eine gute Figur eine schöne Frau erst vollkommen schön macht."

„O ja, das weiß ich. Aber gerade die Figur war göttlich, Franz. Du weißt, ich kann die zerbrechlichen Dingerchen nicht leiden, wie man sie so häufig in Wespentaillen eingedrechselt findet. Aber diese war nicht so steif eingewickelt, sie bewegte sich frei und frisch und zeigte Formen, wie sie jedes Weib haben sollte, wenn man es doch zu dem „schönen" Geschlecht rechnen will."

„Ei, ei, diese Schönheit muß ja von ganz besonderer Art gewesen sein! Wie war Deine Göttin denn gekleidet?"

„Ah, das verdient das größte Lob, mein Junge. Sie war sehr einfach gekleidet und doch merkte man ihr an, daß sie etwas auf ihr Aeußeres hielt. Sie trug ein mattgelbes, weites Sommerkleid ohne allen Besatz, aber auch ohne Crinoline, Gott sei Dank, und doch sah sie rund und vollkommen darin aus. Auf dem Kopf hatte sie ein kleines neckisches Strohgeflecht

mit rothen Bändern sitzen und über die Schultern war eine weiße Mantille von durchsichtigem Mull geworfen. Im Uebrigen — aber warum lachst Du?"

Franz lachte wirklich laut und lange, als ob er sich kaum bemeistern könne. „Ich lache," sagte er endlich, „weil Du sie so genau schilderst, daß ich sie malen könnte. Ich will es nachher versuchen. Hast Du nach Tische einen Augenblick Zeit, um mit in mein Atelier zu kommen?"

„Gewiß, mein Junge, aber was soll ich dort?"

„Ich will unter Deiner Anleitung die Skizze zu dieser Schönen entwerfen — doch nein, ernstlich gesprochen, Tante, ich muß Dir durchaus ein Bild zeigen und Dich um Deine Meinung befragen."

„Bist Du schon so weit damit vorgerückt?"

„Du sollst es sehen und selber urtheilen; doch jetzt laß uns speisen, mein alter Appetit meldet sich wieder."

„Der soll bald befriedigt sein, mein guter Junge!" —

Die Tante eilte fort und bald stand das Essen auf dem Tisch und Beide ließen es sich nach gethaner Arbeit wohlschmecken. Als sie aber fertig waren, erhob sich Franz und erinnerte die Tante an ihr Versprechen.

„Hast Du es denn so eilig?“ fragte sie.

„Diesmal, ja. Komm nur, Du sollst bald erfahren, warum.“

Sie folgte ihm sogleich nach dem Gartenhause, stieg rasch hinter ihm her die Treppe hinauf und wenige Augenblicke später stand sie vor den beiden Bildern, die ihr Neffe zuletzt gemalt und die in der Hauptsache schon ziemlich weit vorgeschritten waren. Aber da, als sie kaum den ersten Blick darauf gerichtet, fuhr sie fast erschrocken zurück.

„Franz!“ rief sie erstaunt. „Was sehe ich!“

Dieser erwiderte lächelnd: „Nun ja, ich sehe auch, was zu sehen ich fast überzeugt war. Ich kann Dir die schöne Dame zwar nicht im gelben langen Morgenkleide und im neckischen Strohhütchen zeigen, aber ich zeige sie Dir zu Pferde und in schottischer Tracht, die ihr wahrlich nicht weniger gut steht, wie mir Dein Gesicht zu sagen scheint.“

„Wie, Franz, das wäre Deine Reisegefährtin, mit der Du von der Grimsel herabgekommen bist?“

„Freilich ist sie es.“

„Nun, dann habe ich sie heute Morgen auch gesehen und ich muß Dir bekennen, daß Du sie mir neulich lange nicht schön genug geschildert hast, ob-

wohl ich schon glaubte, Du übertriebest. Aber bei Gott, dieses Weib ist ein Engel —"

„Bisweilen!" sagte Franz ernst und nur halblaut.

„Wie meinst Du das?" fragte die aufmerksame Tante, die immer noch erstaunt vor den beiden Gemälden stand und bald das eine, bald das andere anstarrte.

„Nun, ich sagte Dir's ja schon: diese Dame hat Waffen von der Natur empfangen, die sie eben nicht ungeschickt zu gebrauchen versteht. Sieh nur den Blick da an — wie gefällt Dir der?"

Die Tante stand in Anschauen versunken da. „Du hast Recht," sagte sie nach einer Weile, „der Blick hat etwas Dämonisches, tief Ergreifendes und fast Drohendes. Aber so hat sie mich nicht angeschaut. Weißt Du wohl — ich will Dir ganz ehrlich meine Meinung sagen und Du mußt es mir nicht übel nehmen — so interessant das Gesicht und so reizend diese schottische Tracht ist, es liegt etwas Selbstständiges, ich möchte sagen Kecktrotziges in dem Ganzen, was mir bei alledem nicht behagt und was ich an dem schönen Wesen heute Morgen gar nicht bemerkt habe."

„Nun," rief der Maler siegreich lächelnd, „wenn Dir dieses eigenthümliche Wesen nicht behagt, so behagt mir um so mehr Deine Bemerkung, denn wenn

Du die getadelten Züge auf diesem Bilde herausfindest, so heißt das nichts Anderes für mich, als daß ich diesmal die Natur vollkommen getroffen habe."

„Also wirklich, sie sieht so aus, wie Du sie gemalt hast?"

„Vollständig, Tante, und besonders in jenen Reisekleidern und wenn sie sich mit mir zankt."

„Sie zankt sich mit Dir?" rief die Tante erstaunt.

„Nun, ich nenne es so; eigentlich sind es nur kleine Wortscharmützel, die auch ihr Angenehmes haben, und wenn sie vorüber sind, schwindet jenes kecktrotzige Wesen, wie Du es nennst, und das Weib tritt wieder in seine Rechte."

„Gott sei Dank, daß Du das sagst. Ich hatte Deine Reisegefährtin schon im Stillen liebgewonnen, und da ich diesen Blick sah, in dem eine versengende Flamme brennt, erschrak ich, obgleich ich eigentlich nicht weiß, warum. Wenn sie aber bei alledem ein Weib ist, wie Du sagst, nun, dann hat sie auch weibliche Gefühle und ich will ihr nicht zu viel gethan haben."

„Sie kann mit Deinem Urtheil zufrieden sein, Tante, denn sie schien Dich heute Morgen bezaubert zu haben."

„Das hatte sie, ja," erwiderte sie, still mit dem Kopfe nickend, „aber Dein Bild hat mich wieder etwas

entzaubert und nun weiß ich nicht, wer von uns Beiden recht gesehen. Nun, male sie nur erst fertig, dann wollen wir weiter darüber sprechen. Ich bin neugierig, was Leo dazu sagen wird, wenn er es sieht. Jetzt aber muß ich gehen, mein Junge, Du sammt Deiner Schönen darfst mir mein Mittagsschläfchen nicht entziehen; ich bin etwas müde vom Hin- und Herlaufen. Gehen wir heute Abend ein wenig spazieren?"

„Gern. Um welche Zeit?"

„Ich denke, vor Sieben nicht, es ist so arg heiß."

„Punct sieben Uhr bin ich bei Dir und nun lebe wohl!" —

Franz ging noch nicht sogleich wieder an seine Arbeit. Er zündete sich eine Cigarre an und spazierte wohl eine Stunde lang in den schattigen Weingängen des Gartens sinnend langsam auf und ab, denn die Sonne war wirklich wieder des Gewölks Herr geworden und strahlte in voller Gluth vom wolkenlosen Himmel nieder. Erst um drei Uhr betrat er sein kühles Malzimmer und schickte sich an, an dem Bilde weiter zu arbeiten, als er durch laute Stimmen unterbrochen wurde, die vom Nachbargarten aus sich hören ließen und von denen er die eine zu erkennen glaubte, da sie so hell und klar wie keine andere erklang. Er

blickte aus dem Fenster, aber er nahm Niemanden wahr und so begab er sich an die Arbeit. Nach einiger Zeit jedoch lockte ihn dieselbe Stimme nochmals an's Fenster, aber wiederum hatte er die kaum begonnene Arbeit vergeblich unterbrochen und nun nahm er sich vor, sich weder durch Stimmen noch durch sonst Etwas stören zu lassen, sondern fleißig bis um sechs Uhr zu malen, wo er sich nach dem Vorderhause begeben und zum Ausgehen ankleiden wollte.

Um vier Uhr brachte ihm Resi wie gewöhnlich den Kaffee, und eben hatte sie sich wieder entfernt, als er, vor der Staffelei stehend, an dem Tische im Garten die beiden Damen bemerkte, die er vorher sprechen zu hören geglaubt und die keine anderen als Miß Edda und Miß Rosy waren. Letztere saß an dem Tische in ihrem gewöhnlichen Hauskleide und arbeitete im Schatten des Apfelbaumes; erstere dagegen, in einem reizenden, mit kleinen bunten Blüthen durchwebten weißen Kleide, den Hut auf dem Kopf und den Sonnenschirm in der Hand, stand vor ihr, sprach mit ihr und drehte ihm dabei den Rücken zu. Da hob plötzlich die Engländerin den Kopf in die Höhe, sah nach seinem Fenster hinauf und flüsterte ihrer Gefährtin einige Worte zu.

Franz, der sich ungaufgefordert nicht in ihre Unterhaltung mischen wollte, arbeitete ruhig weiter, bis er plötzlich erlauschte, daß Miß Edda sich langsam entfernte und nur die Engländerin auf ihrem Platze zurückblieb. Als die abgehende Dame aber ganz aus seinem Gesichtskreise getreten war, drehte er sich nach dem Fenster hin, und da Miß Rosy in diesem Augenblick den Kopf zu ihm erhob, begrüßte er sie, was sie auf der Stelle mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit erwiderte.

Franz trat an das Fenster und sagte, indem er sich der englischen Sprache bediente: „Es ist heute der erste Nachmittag, Miß, den Sie im Freien verbringen. Scheuen Sie die große Hitze nicht?"

„Nein, Sir, ich fliehe sie sogar, indem ich mich hierher begebe, denn in unserm Hause ist es noch heißer als hier. Unsre Kranke befindet sich dabei behaglicher als wir, denn sie schläft ganz vortrefflich, weshalb ich jetzt einmal eine freie Stunde benutze, während Miß Edda einen Besuch macht."

„Aha!" dachte Franz, „darum also hat sie sich so fein gekleidet. — Ihre Kranke befindet sich also besser?" fragte er dann laut.

„Besser, das will ich nicht sagen, Sir, sie ist und bleibt immer krank genug," und bei diesen Worten

nahm ihr friedfertiges Gesicht einen fast kummervollen Ausdruck an.

„Halten Sie sie für sehr krank?“ fragte Franz wieder.

Die Engländerin sah sich scheu im Garten um, da sie aber Niemanden bemerkte, stand sie von ihrem Stuhl auf, kam dem Fenster näher und setzte sich auf den Stuhl vor der Hecke unter den Apfelbaum, der noch von der Morgensitzung her daselbst stand. „Darf ich Ihnen vertrauen, und wollen Sie mich nicht verrathen, Sir?“ fragte sie mit einem wehmüthig bittenden Aufblick.

„Sie können mir vertrauen und ich verrathe Sie nicht,“ erwiderte Franz mit seinem ehrlichsten Gesicht, während ihm doch das Herz etwas lebhafter schlug.

„Nun denn, ich fürchte sehr für die arme Lady. Ich halte sie für kränker, als ich ihrem Gemahl und Miß Edda gestehen darf. Ich möchte Beide nicht mit meiner Meinung erschrecken, und doch glaube ich, daß ich ein richtigeres Urtheil habe als sie.“

„Was für ein Urtheil haben Sie denn?“ fragte Franz beklommen, auf den das ängstliche und geheimnißvolle Wesen der Engländerin einen tiefen Eindruck machte.

„Daß die Lady den Sommer nicht überleben wird.“

„O! An welcher Krankheit leidet sie denn eigentlich?“

Miß Rosy blickte wieder scheu umher, als sie sich aber allein sah, sagte sie mit noch leiserer Stimme: „Sie leidet an einer überaus schmerzlichen und kaum heilbaren Krankheit, denn ich glaube, Sir, ihr Herz ist krank und erliegt einem unüberwindlichen Heimweh.“

„Heimweh? Sollte das eine so schwere Krankheit sein?“

„Unter Umständen, ja, das hat auch unser Arzt gesagt, der noch immer hofft, daß der Anblick der Berge sie heilen wird, da sie sich eben nach den Bergen ihrer Heimat sehnt.“

„Darin irrt sich vielleicht der Arzt. Gerade der Anblick dieser Berge muß sie an die ihrigen erinnern und also auch die Krankheit nähren, wie ich es auffasse. Aber warum reist sie denn nicht nach Hause?“

Die Engländerin warf einen vielsagenden, aber ihm unerklärlichen Blick nach dem Maler hinauf und zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht,“ sagte sie noch leiser als vorher, „und darum darf ich mich auch nicht bekümmern. Ach, bitte, sagen Sie Miß Edda nicht, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe, sie hat mir über alle Familienverhältnisse das tiefste Schweigen auferlegt und ich gehorche ihr auch. In diesem Falle

aber bin ich so ängstlich, daß ich mich freue, einmal offen mit Jemanden reden zu können, da ich unter den vielen fremden Menschen hier Niemanden habe, dem ich mich mittheilen kann."

„Seien Sie versichert, daß ich Ihr Vertrauen zu schätzen weiß und daß ich verschwiegen bin. Ich nehme Antheil an dieser Kranken."

„Das weiß ich wohl — Sie haben es ja in den Bergen bewiesen und darum spreche ich zu Ihnen."

„Ist der Vater Miß Edda's noch verreist?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Er ist jetzt fast immer unterwegs," sagte die Engländerin zögernd, „bald hier, bald da, und scheint nirgends Ruhe zu haben. Auch hat er viel zu thun. Heute ist er in Bern. — Doch schweigen wir davon und erfüllen Sie mir eine Bitte."

„Reden Sie!"

„Malen Sie doch gefälligst weiter, wir könnten beobachtet werden — es giebt hier sehr scharfe Augen."

„Von Wem denn beobachtet?"

Die Engländerin schwieg und schüttelte den Kopf, als dürfe sie auch darüber nicht sprechen.

Franz war sogleich an seine Staffelei zurückgetreten und malte langsam weiter. Es tauchte eine ganz neue Gedankenreihe in seinem Kopfe auf. Die

Geheimnisse, die über der ihm bekannt gewordenen Familie schwebten, verdichteten und verdüsterten sich vor seinen Augen, so daß er fast peinlich davon berührt wurde. Von der Engländerin konnte und mochte er keine weitere Auskunft erhalten, und von Miß Edda hatte er in dieser Beziehung gar nichts zu erwarten. So war er tief in Gedanken versunken und bemerkte dabei nicht, daß sich Miß Rosy wieder nach dem Tisch zurückbegeben hatte, von wo sie nur zuweilen einen forschenden Blick nach ihm herüber warf, gerade als bewache sie ihn oder als habe sie den geheimen Auftrag erhalten, ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

So verging die Zeit allmälig; als es aber etwa halb sechs Uhr war, kam der Diener der fremden Familie in den Garten und schritt gerade auf den Tisch zu, an welchem Miß Rosy noch immer schweigend saß. „Miß Rosy,“ sagte er, als er ihr nahe war, „Miß Edda ist nach Hause gekommen und wünscht Sie zu sprechen.“

Miß Rosy stand sogleich auf, nahm ihr Körbchen mit der Stickerei auf und indem sie sich gegen den Maler freundlich verbeugte, legte sie mit einer verständlichen Geberde einen Finger auf die Lippen und sagte: „Sie haben es wohl gehört, ich werde gerufen. Leben Sie wohl, Sir, und vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben.“

Franz grüßte eben so freundlich hinüber und bald darauf lag der Nachbargarten wieder einsam wie gewöhnlich vor seinen Augen. Er fühlte sich heute mehr denn je von der Arbeit ermüdet, woran vielleicht die große Hitze schuld war. So reinigte er denn seine Pinsel, stellte Alles in Ordnung, schloß das Fenster, ließ den Vorhang herab und schickte sich an, das Malzimmer zu verlassen, das nun auch wieder in seine alte Einsamkeit versank. Bald darauf sah man ihn nachdenklich den Weingang hinab nach dem Vorderhause schreiten, und als er dasselbe in seiner heiteren grünen Umgebung liegen sah, war ihm zu Muthe, als falle ein Alp von seiner Brust, der bang und geheimnißvoll darauf gelastet hatte.

Seines Versprechens eingedenk, mit der Tante um sieben Uhr spazieren zu gehen, fand er sich pünctlich bei ihr ein, das heißt, er begab sich etwas vor der festgesetzten Zeit nach der Veranda, wo er die fleißige Hausfrau, mit einer Arbeit beschäftigt, im Sommer in der Regel zu finden pflegte. Allein sie war diesmal nicht da und eben wollte er sie im Garten aufsuchen, als Resi ihm in den Weg trat und seine Frage nach Tante Caroline dahin beantwortete, daß dieselbe noch in ihrem Zimmer sitze.

„In ihrem Zimmer?“ sagte Franz leise zu sich. „Da ist sie ja selten, wenn es so heiß ist.“ Und rasch schlug er den Weg dahin ein, klopfte an die Thür und trat in das Zimmer, sobald der Hereinruf der Tante laut geworden war.

Diese saß in einem behaglich eingerichteten Gemach, vom Fenster weit entfernt, auf dem Sopha und hatte die Hände unthätig im Schooße liegen, ein ihren Neffen, der gewohnt war, sie beständig arbeitsam zu sehen, befremdender Anblick, so daß er erstaunt vor ihr stehen blieb und sie, bevor er ein Wort sprach, aufmerksam und forschend betrachtete.

„Bist Du krank?“ rief er besorgt aus, als er ihr ernstes und nachdenkliches Gesicht in's Auge faßte, auf dem sichtliche Spuren einer kaum vorübergegangenen inneren Bewegung zu bemerken waren.

Sie lächelte sanft und schüttelte leise den Kopf, und indem sie die rechte Hand nach ihm ausstreckte, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Milde und Freundlichkeit:

„Nein, Franz, ich bin nicht krank, ich denke nur so eben etwas nach, und das hat mich vielleicht ein wenig ernst gestimmt.“

„Worüber denkst Du denn nach?“ fragte er theilnehmend, indem er, dem Zuge ihrer Hand folgend,

an ihrer Seite auf dem Sopha Platz nahm und ihre Hand in der seinen behielt.

Ihr immer noch schönes dunkelblaues Auge senkte einen tiefdringenden Blick in die seinen, dann, als sie sein ruhiges, offenes Gesicht eine Weile geprüft, lächelte sie abermals, wiewohl etwas gezwungen, und sagte langsam und mit auffallender Betonung: „Ich habe einen recht unverhofften Besuch gehabt, Franz.“

„Einen Besuch, und unverhofft? O, das ist ja in der Regel angenehm. Wer war es denn?“ fragte er, mit jeder Sylbe langsamer redend, da er beinahe schon den unerwarteten Besuch errieth.

„Rathe einmal!“ sagte die Tante und lächelte auf eine ganz seltsame, geheimnißvolle Weise.

„Ja, wie kann ich das!“ versetzte er und senkte unwillkürlich den Kopf.

„Nun,“ fuhr sie lebhafter fort, „zerbrich Dir den Kopf nicht, mein Junge, Du erräthst es gewiß nicht. Mit einem Wort: Deine Reisegefährtin vom Rhonegletscher hat mich besucht!“

„Also wirklich!“ rief er und gab sich Mühe, seine mit Freude gemischte Verwunderung in einigen Schranken zu halten.

„Ja, wirklich, und eben dieser Besuch, siehst Du,

hat mich einigermaßen nachdenklich gemacht und ernst gestimmt."

„Warum denn? Die junge Dame scheint eben nicht vortheilhaft auf Dich gewirkt zu haben?"

Caroline wiegte den Kopf hin und her, als überlege sie, was sie darauf erwidern solle. „Nun, das will ich doch nicht sagen," brachte sie endlich hervor, „aber nun gedulde Dich mit Deinen Fragen, ich will Dir Alles berichten, wie es gekommen, was wir gesprochen, und dann auch, welchen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht hat. — Sieh, ich saß da eben bei meinem Kaffee unter der Veranda, da trat die junge Dame, die gestern unser Haus vom Wege drüben gemustert, um die Ecke. Sie kam schnell zu mir heran und begrüßte mich mit einem so freundlichen und zuvorkommenden Wesen, als hätte sie mich schon längst gekannt, nachdem ich ihre Frage, ob sie die Ehre habe, Doctor Marssen's Schwester vor sich zu sehen, bejahend beantwortet hatte. Mein erstes Erstaunen schwand sehr bald und ich ward von der ungewöhnlichen Erscheinung so schnell gewonnen, daß ich sie einlud, bei mir Platz zu nehmen und mit mir eine Tasse Kaffee zu trinken. Das that sie und auf eine mich so bezaubernde Weise, daß ich sie ganz zu fragen vergaß, welcher Umstand mir die Ehre ihres

Besuches verschaffe. Aber sie ließ mich nicht lange auf die Beantwortung dieser unausgesprochenen Frage warten. Ohne alle Umstände fing sie von ihrer Reise an zu sprechen, erwähnte flüchtig das Zusammentreffen mit Dir und stattete mir dann im Namen ihrer Eltern den herzlichsten Dank für die so bereitwillig geliehenen Pferde ab, womit sie ohne allen Zwang die neue Bitte verband, ihr meinen Fuchs noch einmal zu einer ähnlichen kleinen Reise zu leihen, wenn ich desselben nicht benöthigt sei."

Franz hatte, ohne sich zu regen, der ruhigen Erzählung der Tante bisher zugehört, und nur seine unwillkürlich arbeitenden Gesichtsmuskeln verriethen, welchen Antheil er an derselben nehme. Als sie nun aber schwieg, lächelte er und sagte dann: „Sie scheint Dir also doch gefallen zu haben, diese kecktrotzige Dame. Hast Du denn nun etwas so Dämonisches und Drohendes an ihr entdeckt, wie Du es bei Betrachtung ihres Portraits zu finden glaubtest?"

„Nein, Franz," erwiderte Caroline nach einigem Zögern, als sei sie sich noch nicht ganz klar über diesen Punct. „Es ist wunderbar, sie hat gegen mich nichts so Selbstständiges und Widerspruchvolles gezeigt, wie Du es mir an ihr geschildert hast, im Gegentheil, sie war von einer erstaunlichen weiblichen

Milde und Freundlichkeit, ja, oft schien mir eine nur mit Gewalt unterdrückte Herzlichkeit durchschimmern zu wollen, und das, ja, warum soll ich es nicht gestehen, hat mich ganz wohlthätig berührt."

„Ah, siehst Du, ich dachte es mir wohl. Nun bist Du also mit meiner neuen Bekanntschaft ausgesöhnt, nicht wahr?"

Caroline antwortete nicht gleich, sie war wieder in stilles Nachdenken verfallen, aus dem sie sich nur mit Mühe aufzuraffen schien. „Ausgesöhnt?" sagte sie leiser, das Wort des Neffen langsam wiederholend. „Nun ja, so ziemlich wenigstens, und ich kann mir wohl denken, daß und warum sie einen so günstigen Eindruck auf Dich gemacht hat, aber eben so auch, warum sie Dich wiederum abgestoßen hat."

„So, kannst Du Dir das denken? Ei, da bin ich begierig, Deine Wahrnehmungen kennen zu lernen. — Doch, hat sie sonst gar nichts von mir gesprochen?" fragte er, sich ein möglichst gleichgültiges Ansehen gebend.

„Kein Wort, als daß Du, wie ich Dir schon gesagt, die Veranlassung warst, die Vortrefflichkeit unserer Pferde kennen zu lernen. Aber weißt Du, Franz — das waren die Lichtseiten dieses Besuchs — er hat auch einen Schatten bei mir hinterlassen."

„Aha, jetzt beginnt die weibliche Kritik!" dachte

Franz. — „Einen Schatten?" fragte er, etwas rascher athmend. „Nun, was hat denn denselben verursacht?"

„Eins hat mir gar nicht an ihr gefallen, mein Sohn, und ich will es Dir gerade heraus sagen."

„Was war denn das?" fragte er mit etwas unsicherer Stimme, da die Erzählende wieder stockte.

„Sie hat auch mir ihren Namen nicht genannt, obgleich ich sie bat, ihn mir zu nennen, und das that sie mit einer Miene, die mich doch etwas an einen in ihr nagenden weltlichen Stolz erinnerte. Doch ich will nicht zu schnell urtheilen, sie ist vielleicht eine jener vornehmen Personen, die es nicht für nöthig halten, gewöhnlichen Menschen, wie wir es wahrscheinlich in ihren Augen sind, ihren Namen und Stand zu enthüllen."

Franz schien etwas betroffen. „Also diesen Stolz hast Du auch an ihr bemerkt?" fragte er. „Ich glaubte, sie würde Dich denselben weniger haben fühlen lassen, als mich."

„O, ich kann mich ja nicht über sie beklagen, mein Freund. Sie war und blieb im Ganzen, wie sie gleich im Anfang gewesen, freundlich und mild, obgleich sie in gewisser Beziehung etwas vornehm Ablehnendes — Du verstehst mich schon — an den Tag legte."

„Ja, ja, ich verstehe nur zu gut. Aber was sprach

sie denn sonst noch mit Dir?" fragte Franz nach einiger Zeit, da die Tante wieder in ihr nachdenkliches Schweigen verfallen war, als verhehle sie dem aufmerksam Zuhörenden noch etwas, oder als wage sie sich nicht ganz mit der Sprache heraus.

„O, wenn ich Dir das alles erzählen wollte, müßte ich lange sprechen, Franz," sagte sie endlich. „Gott weiß, wo sie die Fragen alle hernahm, denn sie erkundigte sich nach allem Möglichen. So fragte sie mich unter Anderm, wie es mir hier gefiele, und ob ich zufrieden und glücklich wäre, ob ich mich im langen stillen Winter nicht langweilte, so daß sie mich bisweilen fast in Verlegenheit setzte; aber in allen diesen Fragen sprach sich eine so herzliche Theilnahme aus, daß ich mich doch ordentlich gerührt davon fühlte. Da faßte ich mir ein Herz und kam noch einmal auf meine Frage nach ihrem Namen zurück. „Nun," sagte sie da, „ich will Ihnen wenigstens sagen, daß ich selbst Edda heiße, aber mehr werde und darf ich Ihnen nicht sagen, eben so wenig wie irgend einem Menschen hier. Verdenken Sie mir das nicht," fügte sie bittend hinzu, und ergriff mit ihrer reizenden Hand die meine und drückte sie wiederholt, „aber wenn ich auch viel jünger und unerfahrener bin als Sie, meinen Pflichten komme ich eben so streng nach wie Sie." — Was haben Sie denn für

schwere Pflichten zu erfüllen? fragte ich darauf, da sie auf dieses Wort einen starken Nachdruck legte."

„Ich muß vor allen Dingen meinem Vater gehorsam sein," sagte sie mit einem ernsten Gesichtsausdruck, „und der hat wohl seine Gründe, daß er durchaus unerkannt sich in der Schweiz aufhält. Seine Stellung in der Welt verlangt das einmal, nicht gerade zu meiner besonderen Freude, aber ich leide auch darunter nicht sonderlich, da es mir im Ganzen einerlei ist, wofür man mich hält. So führt er auch hier einen Namen — ich sage das nur Ihnen allein — der nicht sein wahrer Name ist, aber Ihnen muß ich das sagen, damit Sie nicht glauben, ich wollte blos Ihnen unseren wirklichen Namen verschweigen, während ihn Andere kennen. Einen falschen Namen aber Ihnen als den wirklichen anzugeben, bin ich nicht im Stande, da mir die Lüge nie verhaßter vorgekommen ist, als wenn ich in Augen schaue, wie die Ihrigen sind, das heißt, so treu und redlich, wie sie nur ein Mensch haben kann." Das Alles sprach sie mit klaren Worten und verständlichem Sinn, und doch verstand ich sie nicht ganz, wie mir überhaupt Vieles in ihrem Wesen räthselhaft vorkam. Jedenfalls, und ich wundere mich, daß Dir das noch nicht aufgefallen ist, spricht sie das Deutsche mit einiger Mühe, sie accentuirt die Worte scharf und be-

sinnt sich oft lange auf einen Ausdruck, der dann vielleicht nicht immer das sagt, was er sagen soll."

„Aber das ist ja ganz natürlich, beste Tante," fiel ihr Franz in die Rede, „da sie eine Ausländerin und wahrscheinlich eine Schottin ist."

„Nein, das glaube ich nicht," sagte Caroline bestimmt, „vielmehr glaube ich, daß sie eine geborene Deutsche ist, die nur von Jugend auf, wie vornehme Kinder, mehr fremde Sprachen als ihre Muttersprache hat sprechen müssen. Ich habe mir schon gedacht, ihr Vater sei ein armer, kleiner Winkelprinz, wir wir bei uns so viele haben, und der —"

Franz lachte laut. „Nein, liebe Tante," sagte er, als sie ihn verwundert anblickte, „darin täuschest Du Dich. In dieser Beziehung habe ich eine viel richtigere Entdeckung gemacht, und da sie mir anfangs ziemlich gleichgültig erschien, habe ich bisher noch nicht darüber gesprochen." Und nun erzählte er ihr, wie ihm an jenem Nachmittag auf Felsenegg die Wirthin gesagt, daß sie den Fremden habe als Excellenz anreden hören, aber er sagte ihr nicht, daß dieser Titel in Bezug auf die schöne Tochter ein so großes Unbehagen in ihm erzeugt hatte.

„So," sagte Caroline. „Also eine Excellenz! Na, das ist auch was Rechtes! In meinen Augen hat

das nicht viel zu bedeuten und in den Deinen hoffentlich auch nicht. Wir legen auf andere Dinge mehr Werth als auf weltliche Titel und Würden, nicht wahr, mein Junge?"

Franz nickte blos, denn er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. „Hast Du ihr denn Dein Pferd zugesagt?" fragte er plötzlich, im Stillen froh, das Gespräch auf einen andern Gegenstand leiten zu können.

„Natürlich, und wie konnte ich anders, da sie mich so herzlich bat und mir außerdem sagte, daß Du sie auf einige Tage in die Berge begleiten würdest. Willst Du denn das nicht?"

„Gewiß, liebe Tante, sie sprach erst heute Morgen mit mir darüber, und ich sagte es ihr halb und halb zu."

„Thu' es ganz, thu' es ganz, mein Junge, und vergnüge Dich, ich wünsche es Dir von Herzen und Dein Vater auch. Du arbeitest Dich noch todt, wenn Du so fortfährst, wie Du jetzt wieder begonnen hast."

„O, o, man stirbt von der Arbeit nicht, wenigstens nicht so leicht, wie man beim Müßiggang verkommt."

Caroline hatte ihr Gesicht zu Boden geneigt und starrte trüb vor sich hin, und es war Franz gerade so, als ob sich in ihrer Brust etwas losringe, was ihm bisher noch vorenthalten war. Er sollte auch nicht

lange darauf warten. Plötzlich erhob sie den Kopf wieder, ergriff fest seine Hand, sah ihn mit einem unaussprechlich liebevollen Blick an und sagte:

„Franz!"

„Was wünschest Du, liebe Tante?" fragte er zärtlich.

„Es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, was ich vergeblich niederzukämpfen suche. Ja, sei mir nicht böse, aber ich muß es Dir sagen, ich darf es Dir nicht verschweigen, denn ich habe Dich zu lieb, um Dich nicht vor Schaden bewahren zu wollen."

„Vor Schaden? Woher droht er mir denn?"

„Man kann nie wissen, von welcher Seite er kommt, und deshalb muß man jederzeit nach allen Richtungen hin vorsichtig sein. Doch hier habe ich nur eine Seite im Auge und ich will Dir jetzt den Vorhang davon fortziehen. Ja, mein Junge, ich will und muß Dir eine Warnung zukommen lassen, so seltsam das auch aus meinem Munde, Dir gegenüber, klingen mag. Und gerade vor diesem Mädchen, dieser geheimnißvollen Edda will und muß ich Dich warnen. Denn sieh: daß dieses Mädchen Dich mächtig anzieht, habe ich vom ersten Augenblick an gemerkt, so sehr Du auch manches Einzelne an ihr auszusetzen hattest. Und das ist mir auch erklärlich, ich verdenke es Dir gar nicht, daß sie

Dir gefällt, denn sie ist wunderbar schön, fast zu schön für eine menschliche Creatur, und wer weiß, wieviel Unglück sie damit schon gestiftet hat oder noch stiften wird. Aber sieh, mein Junge, und nun kommt es: bei all' dieser Schönheit liegt in diesem Weibe etwas Gefährliches, etwas, was ich eben nicht nennen kann, weil ich nicht weiß, was es ist. Daß es aber vorhanden ist, sagt mir mein weibliches Gefühl. Ich habe sie mir recht genau angesehen, Franz, habe jeden Zug dieses fast durchsichtig klaren, herrlichen Gesichts durchforscht, und da will mich bedünken, als ob in diesem rothbraunen, glühenden Auge etwas, wie soll ich sagen, etwas Raubthierartiges schlummerte — still, unterbrich mich noch nicht. In der Tiefe desselben, gleichsam im Hinterhalte lauernd, und ich habe tief genug hineingeschaut, liegt Etwas, was ich nicht verstehe, woraus ich nicht klug werden kann, aber es ist jedenfalls etwas Dunkeles, Finsteres, wovor ich zurückbebe und was mich ängstigt. Hier hast Du nun Alles, was ich Dir sagen kann. Hüte Dich also vor dieser unbekannten Gefahr — ich bitte Dich darum. Denn sieh', je schöner ein solches Weib ist — ich möchte sie beinahe mit Deiner berühmten Rheinnixe, der Loreley, vergleichen — um so gefährlicher ist es für einen jungen Mann, der arglos mit seinem Herzen umgeht un

darum auch arglos in eine Schlinge fallen kann. Ich kenne das Leben, mein Lieber, und möchte Dich vor Schmerzen bewahrt sehen, in die schon viele Unerfahrene und Schuldlose gefallen sind. Ach!" — und hier fing Caroline leise zu weinen an — „ich kenne diese Schmerzen aus Erfahrung, mein Sohn, und daß ich Dir das sage, mag Dir beweisen, wie gern ich sie Dir ersparen möchte. Alles Unglück, welches ich durch mein ganzes vergangenes und zukünftiges Leben mit herumschleppe, ist durch eine unausrottbare Liebe entstanden, die ich zu einem meiner nicht Würdigen hegte. Hüte Dich also vor einer Liebe zu einer Deiner nicht Würdigen —"

„Aber, liebe Tante," unterbrach sie Franz fast heftig, „Du setzest da Dinge voraus, die noch gar nicht existiren —"

„Still, mein Sohn, still, die Liebe meldet sich nicht gehorsamst und bleibt, demüthig anklopfend, vor der Thür stehen, wenn sie in ein Herz einziehen will, sondern sie stürzt sich kopfüber hinein und dann ist es vorbei mit dem Nachdenken und dem Schutze dagegen."

„Woraus schließest Du denn, daß sie sich auch kopfüber in mein Herz stürzen könnte?"

„Franz," rief die Tante, „sei ehrlich mit mir, da Du es mit Dir selbst bist — sage mir offen: hat dieses

schöne, unbegreifliche Wesen nicht einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht? Aber ich will die Wahrheit hören."

Franz erröthete leicht, aber er konnte noch ruhig und mit gutem Gewissen antworten: „O ja, einen gewissen Eindruck hat sie auf mich gemacht, aber sie zu lieben, Tante, davon bin ich weiter entfernt, als Du denken magst."

„O, ich denke noch gar nicht daran, hoffentlich habe ich auch keinen Grund dazu, aber ich warne Dich ja blos, damit Du nicht in Unheil gerathest. Wüßtest Du, wer und was sie ist — ob sie die Tochter einer Excellenz oder eines Grafen ist, das wäre mir ganz einerlei — aber —"

„Ich bitte Dich, Tante," unterbrach sie Franz noch einmal und stand von seinem Platze auf, „laß das lieber, Du ängstigst Dich und mich wirklich ohne Noth. Du nimmst eine Sache so ernst, die ich noch in mir selbst fast als Scherz betrachte."

„Daß Du Dich nur nicht in Dir selber irrst! Ein von den Schleiern der Zukunft verhülltes Schicksal kann man nicht ernst genug nehmen, und jedes Menschen Schicksal und Zukunft, also auch die Deinen, sind noch verhüllt. Doch, mein Junge, ich will aufhören, davon zu reden, ich sehe, es ist Dir unangenehm, und vielleicht bin ich wirklich etwas zu weit gegangen.

Doch noch ein Versprechen sollst Du mir geben — willst Du?"

„Gern, Tante, wenn ich es halten kann."

„Wenn Du willst, kannst Du es halten. Sage es mir, wenn Dein Herz einmal sprechen sollte, ob früher ob später; und laß mich die Erste sein, die Dir zu Deinem Wohle Glück wünscht, oder, was Gott verhüte, die Erste, die Dich von einem falschen Schritt zurückhält, den ein fremdes Auge immer besser erkennt als das eigene. Willst Du das?"

„Ja, Tante," rief Franz, heiter lachend, „das will ich, mein Wort darauf!"

„Gut, ich halte Dein Wort fest. Und nun, da Du wirklich herzlich lachen kannst, bin ich wieder froh, denn ich sehe, daß dieses Feuerauge Dir doch noch nicht die Seele verbrannt hat."

„Nein, meine Seele ist noch nicht verbrannt, da hast Du Recht, und um Dir das zu beweisen, wollen wir jetzt unsern Spaziergang antreten und dabei recht heiter und guter Dinge sein."

Sechstes Kapitel.

Der Antritt einer neuen Bergreise.

Obgleich es Franz Marssen möglich, ja sogar nicht einmal schwer gewesen war, auf dem abendlichen Spaziergange mit der guten Caroline eine ziemlich heitere Laune zur Schau zu tragen, so war er im Grunde doch nichts weniger als wirklich heiter gestimmt, denn jene Unterredung hatte in seinem Gemüth, wie einen bitteren Bodensatz, den Anreiz zu ernstem Nachdenken hinterlassen, der langsam in ihm fortwirkte und erst ganz zum Durchbruch kam, als er spät Abends wieder allein war, als die dunkle Nacht herabsank und er nun in ungestörter Stille sich Rechenschaft über den vergangenen Tag und die Ereignisse ablegte, die derselbe herbeigeführt. Und je länger er nun über die seltsame Warnung der Tante nachdachte, um so mehr mußte er sich gestehen, daß dieselbe für

jetzt freilich ziemlich gegenstandlos, aber für die Zukunft doch nicht so ganz ohne Bedeutung sei, wie sie ihm im ersten Augenblick hatte erscheinen wollen. So fühlte er sich durch ihre Auffassung der Sachlage allerdings etwas eingeschüchtert, um so mehr, da sich allmälig ein, freilich nur halb klares Bewußtsein bei ihm einstellte, als sei die erfahrene Frau denn doch in vielen einzelnen Dingen der Wahrheit ziemlich nahe gekommen.

„Nun ja," sagte er endlich, nachdem er sich alle ihre Worte noch einmal wiederholt hatte, „wenigstens meint sie es gut mit mir und es kann niemals schaden, wenn man überall und zu jeder Zeit auf seiner Huth ist. Ich werde mich streng beobachten, ich werde jedes Wort, was aus dem Munde jenes geheimnißvollen Wesens kommt, genau prüfen und meine Antwort eben so genau erwägen, und ertappe ich mich auf einem gefahrvollen Wege, wie ihn Tante Caroline schon von ferne wittert, dann will ich lieber eine Bekanntschaft abbrechen, die mir für die Folge keine Freude verspricht und ohne die ich ja doch auch am Ende ruhig und zufrieden hätte leben können. Nur diese Reise in die Berge mitzumachen, werde ich nicht umhin können. Ich habe es einmal versprochen, und sie soll der Prüfstein sein, ob ich mich dieser Bekanntschaft

noch länger erfreuen darf oder ob ich sie kurz abbrechen muß.“

So dachte Franz Marssen in der stillen, dunklen, geheimnißvollen Nacht, wo Alles viel schwärzer und trüber, auch unkenntlicher und gefährlicher aussieht als bei Tage. Am hellen Morgen aber, als er die Augen aufschlug, als er einen reinen klaren Himmel gewahrte und die Sonnenstrahlen auf Gräsern und Blättern blitzen und glühen sah, da war er wieder der sorglose, ruhige Mann geworden, wie er es immer gewesen, und er mußte über sich selbst und Tante Caroline lächeln, daß diese im Stande gewesen war, durch ihre phantastischen, nebelhaften Hirngespinnste, wie er es nannte, ihn auch nur einen Augenblick in Bezug auf seine Handlungsweise zweifelhaft zu machen. „Nein, nein,“ sagte er sich nun, „fort mit euch, ihr nächtlichen Schatten und Phantasiegebilde. Ich sehe jetzt Alles klar, wie es ist. Warum soll ich eine Bekanntschaft aufgeben, wenn irgend ein Anderer, sollte dies selbst Tante Caroline sein, dadurch beängstigt wird. Mich, mich beängstigt sie noch nicht, mich erfreut und befriedigt sie, und ich sehe nicht ein, warum ich mein Auge nicht auch gern auf einem schönen Geschöpfe sollte ruhen lassen, wenn Millionen Andere es mit Freude betrachten. So, nun bin ich in der

rechten Stimmung, einen kühnen Pinsel zu führen und ich will auch gleich damit meinen Tag beginnen nnd dem Schöpfer durch meine Kunst ein Danklied singen, daß er mir ein so wundervolles Modell vor Augen geführt hat."

So finden wir ihn denn schon am frühen Morgen an der Staffelei eifrig beschäftigt, und mit großer Vorliebe malte er diesmal an dem sichtbar vorschreitenden Portrait die schönen frischrothen und vollen Lippen, wobei er nur bedauerte, daß es ihm nicht gestattet sei, auch die klaren, milchweißen Zähne durchschimmern zu lassen, die so oft, wenn Miß Edda einmal gelacht hatte, seine Freude gewesen waren, denn er, der selbst so schöne Zähne hatte, war ein Liebhaber dieser herrlichen Zierde und er behauptete oft gegen andere Künstler, daß er lieber ein Gesicht mit minder schönen Augen als Zähnen sehen und also auch malen wolle.

Um sieben Uhr nahm er wie gewöhnlich mit Tante Caroline das Frühstück ein. Sie war heiter und ruhig gestimmt, wie am Spätabend vorher, denn ihre Besorgnisse hatte sie ja nun ausgeschüttet und es war Windstille in ihrem Herzen eingetreten. Auch erschien ihr Franz so überaus fröhlich gelaunt, daß sie selbst immer fröhlicher ward und ein ganz anderes

Aussehen gewann, als am Nachmittag des vorigen Tages, wo sie jene düstere Warnung ausgesprochen hatte.

Um acht Uhr aber saß unser Freund schon wieder vor der Staffelei, und da ihm einige schwere Pinselstriche in den feineren Linien um den Mund meisterhaft geglückt waren, so hatte er sich in eine so freudige Stimmung hineingearbeitet, daß er jetzt fast lachen mußte, wenn er an die ernste Unterhaltung am Abend vorher zurückdachte. „Kommen Sie nur wieder, Miß Edda," sagte er still zu sich, „Sie werden sehr bald finden, daß Sie mir nicht gefährlich sind. Als Maler liebe ich Sie gewiß, und das darf mir Keiner verdenken; als Mensch aber fürchte ich mich vor keiner Schönheit, auch vor der Ihrigen nicht, und sie soll mir nur Freude und Genuß, aber wahrhaftig kein Herzklopfen verursachen."

So sprach er, ohne damit das Schicksal herausfordern zu wollen; aber das Schicksal ist wachsam und hat ein scharfes Ohr; es vernimmt oft den leisesten Ruf und, da es auch schnell auf den Füßen ist, führt es uns oft rasch in den Weg, was wir noch so eben gedacht haben. So sollte es auch heute und hier der Fall sein. Denn kaum hatte der Maler seinen kleinen Monolog gehalten, so vernahm sein Ohr ein seltsames

Rauschen von gewissen dünnen und feinen Stoffen über den Rasen hin, und ehe er noch sein Auge erhob, um sich zu überzeugen, was dasselbe veranlaßt habe, deutete schon sein Herz, wider sein Wissen und Wollen, durch raschere Schläge an, daß es errathen habe, wer der Nahende und was die Ursache dieses Rauschens sei.

Als Franz Marssen den Kopf erhob und nach dem Garten blickte, sah er Miß Edda mit einem Körbchen in der Hand unter dem Apfelbaume stehen, in dem ebenfalls Brodbrocken enthalten waren, wie sie die Vögel erst kurz vorher von dem Maler empfangen hatten. Sie streute sie eben auf den Rasen aus, aber kein Vogel kam herbei, um das so reichlich Gebotene mit seinem Schnabel aufzupicken. Sie blickte sich mit ihren großen Augen neugierig fragend nach den Zweigen im Kreise um und dabei geriethen dieselben in den Bereich des Fensters, bis sie plötzlich auf zwei andere Augen trafen, die lächelnd auf sie und ihr Thun herniederschauten, das offenbar eine Nachahmung der schon öfter belauschten Morgenspende war.

„Guten Morgen!“ rief sie mit ihrer klangreichen Stimme herauf. „Ist das nicht merkwürdig? Sehen Sie doch! Zu mir kommt kein Vogel herunter, und

wenn Sie pfeifen und sie rufen, fliegen sogleich Hunderte herbei — ich habe es neulich wohl mit angesehen.“

„Sie stehen ihnen zu nahe, mein Fräulein, und deshalb fürchten sie sich vor Ihnen. Ich stehe hier außer ihrem Bereich und kann ihnen nichts anhaben; die Thiere sind klug genug, um das zu wissen.“

„Also es ist gefährlich, oder wenigstens Furcht einflößend, wenn man Jemanden zu nahe steht?“ fragte sie, sich wieder nach den Vögeln auf den Bäumen umschauend.

„Die Sperlinge mögen es so aufnehmen,“ erwiderte Franz ernst, „bei anderen Geschöpfen, die größer und stärker sind, mag es indessen nicht der Fall sein.“

„Das ist ein wahrer Trost für mich, den Sie da sprechen,“ versetzte die schöne Schottin neckend, „denn sonst würde ich es wahrhaftig nicht mehr wagen, mich unter diesen Apfelbaum in die Nähe Ihres Fensters zu setzen. Ich bin nur ein Weib und fürchte mich leicht.“

Sie sagte das mit einem Anflug von Ironie und Franz merkte es wohl, aber er war innerlich so verwundert, daß die junge Dame gleich im Anfange ihrer Unterhaltung auf dieses Thema kam, daß er sich im Stillen die Frage vorlegte: ob es wohl mög-

lich sei, daß sie seine Unterredung gestern mit der Tante Caroline gehört habe?

Und siehe da, kaum hatte er an Letztere gedacht, so erhob Miß Edda ihren Kopf noch einmal zu ihm und sagte mit einem ganz anderen, viel milderen Gesichtsausdruck als vorher:

„Sie wissen wohl schon, daß ich gestern bei Ihrer Tante gewesen bin, nicht wahr?“

„Ja, mein Fräulein, ich habe es gehört und mich darüber aufrichtig gefreut.“

„Warum gefreut?“ fragte Miß Edda mit einem Aufblick voll merklicher Spannung.

„Weil Sie meiner guten, zurückgezogen lebenden Tante einen so freundlichen Besuch abgestattet haben.“

„Den war ich ihr schuldig, und wissen Sie, daß ich sie recht oft besuchen werde, wenn ich erst aus den Bergen zurückgekehrt bin? Ja, das ist mein Vorsatz, und ich führe stets aus, was ich mir vornehme.“

„Sie sind sehr gütig und meine Tante wird Ihnen dafür sehr dankbar sein.“

„Ja,“ fuhr sie fort, ohne auf seine letzten Worte zu achten, „Ihre Tante hat mir sehr gut gefallen. Sie ist eine weiche, liebevolle, herzliche Frau, die eine überaus zarte und weibliche Seele hat.“

„Haben Sie das so bald entdeckt?“

„Auf der Stelle. Ich sehe scharf. Uebrigens war es leicht, das zu erkennen. Ihr Gesicht spricht deutlich genug. Es sieht bisweilen etwas schwermüthig aus und macht den Eindruck, als habe Ihre Tante in ihrem Leben vielen Kummer gehabt."

„O ja!" sagte Franz Marssen, der schon längst wieder an seine Staffelei zurückgetreten und bemüht war, sein Portrait von der Nähe derer, die es darstellte, Vortheil ziehen zu lassen.

„Sie sagen das sehr gleichgültig!" scholl es etwas herbe zu ihm herauf.

„Gleichgültig? Gott bewahre mich davor! Der große Kummer, den meine Tante im Leben erfahren, ist mir nie gleichgültig gewesen und kann es auch wohl der Natur der Sache nach nicht sein. Ich habe nur noch zwei Verwandte am Leben, meinen Vater und seine Schwester, und in diesen beiden concentrirt sich alle meine Liebe."

„Das ist auch recht," lautete es sanfter herüber, „doch nun lassen Sie mich von etwas Anderem sprechen. Es wird Zeit, daß ich Ihnen die nöthigen Mittheilungen über unsere Reise mache. Die Gesellschaft wird sich morgen früh um sechs Uhr vor unserer Thür einfinden, und wenn wir vollzählig sind, fahren wir ab. Mein Vater bleibt zu Hause und Miß Rosy

leistet meiner Mutter Gesellschaft. Ich selbst werde unter dem Schutz einer holländischen Familie reisen, mit der mein Vater schon lange befreundet ist. — Nun, Sie sagen ja nichts — steht Ihnen das Alles nicht an?"

Franz hielt im Malen inne, wandte sein Gesicht zum Fenster hinaus und sagte mit einem stillen Seufzer: „Was soll ich denn dazu sagen? Sie wollen mich also wirklich mitnehmen?"

„Wie? Sie fragen noch? Haben Sie mir nicht gestern schon zugesagt? Oder können Sie sich vielleicht von Ihrem Portrait da drinnen nicht trennen?"

Jetzt lächelte Franz und, sich leicht verbeugend, sagte er: „Da das Original selber mit von der Partie ist, wird mir der Abschied von der Copie leicht werden. Wohin geht die Reise zunächst?"

„O, Sie scheinen ja sehr vergeßlich zu sein. Man muß wirklich mit Ihnen Nachsicht haben. Also: zunächst geht es über die Wengernalp nach der Eisgrotte im Grindelwaldgletscher, und von da am nächsten Tage so tief in die Wildniß hinein, wie wir vordringen können. Ich will Ihnen einmal zeigen, daß auch Frauen nicht allein einen Willen, sondern auch Muth und Kraft haben, ihn auszuführen."

„Ich habe weder an Ihrem Willen noch an

Ihrem Muthe gezweifelt, und wie weit Ihre Kraft reicht, werde ich bald durch den Augenschein kennen lernen. Sie werden doch bis Lauterbrunnen fahren?"

„Natürlich. Aber wir sind sechs Personen und haben nur einen Wagen; für Sie wird also kein Platz mehr darin sein."

„Incommodiren Sie sich meinetwegen nicht, ich habe ein gutes Pferd und werde also von Hause aus reiten."

„Nun, dann sind wir ja einig, Gott sei Dank! Es hat mir ordentlich Mühe gemacht, alle die verschiedenen Querköpfe unter einen Hut zu bringen, und Sie haben zuletzt auch noch eine störrische Miene gezeigt. Ich werde Ihnen das nicht vergessen und bei Gelegenheit Vergeltung üben. Jetzt aber erlauben Sie mir die Frage: wie weit sind Sie mit dem Portrait gekommen? Wird es bald fertig sein?"

Franz zuckte die Achseln. „Das hängt nicht allein von mir ab," sagte er.

„Von Wem denn?"

„Von Dem, der dazu eben so nöthig ist wie ich — also von Ihnen. Im Ganzen ist es gediehen, das kleinere Detail spare ich mir bis auf eine günstigere Zeit auf. Auch muß ich Sie nothwendig noch einmal in Ihrem schottischen Reitkleide sehen."

Miß Edda lächelte verschmitzt. „So. Nun, das muß man sich also merken. Haben Sie Geduld!“ —

„Ihre Frau Mutter,“ begann der Maler nach einiger Zeit wieder, „befindet sich also leidlich?“

„Sie behauptet es wenigstens und hat mich mit Gewalt zu diesem Ausflug gedrängt. Ich bin ihr zu lebhaft, sagt sie mir alle Tage, und selbst mein Schweigen ist ihr zu laut. Miß Rosy wird mich daher vollkommen vertreten, die ist sogar still, wenn sie spricht.“

„Ihr Herr Vater ist ja auch da!“

„O ja, freilich, aber der wird ihr nicht viel Unruhe machen, er ist wenig zu Haus. Er hat hier einen Kreis von Männern gefunden, mit denen er nach Gefallen politisiren kann. Es ist ein Glück, daß ich die Jeremiaden dieser Herren nicht alle Tage anzuhören brauche, ich habe die Politik schon lange satt.“

„Haben Sie sich denn viel in Ihrem Leben damit beschäftigt?“

Miß Edda wollte eine Antwort darauf geben, aber sie besann sich. „Halt!“ rief sie mit einem Mal, „das geht Sie nichts an, Sie dürfen nicht zu tief in meine Karten blicken. Sie haben schon viel zu viel gesehen. Ihre Augen sind gut organisirt und Ihr Kopf unterstützt sie redlich. Sie sind eigentlich zum Kundschafter geboren.“

„Giebt es auch weibliche Kundschafter?“ fragte Franz, von der Seite nach dem blühenden Gesicht der Dame schielend, das sich voll und warm nach ihm hingewandt hatte.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich frage danach, weil ich glaube, daß das weibliche Geschlecht für diese Kunst — Diplomaten machen sogar eine Wissenschaft daraus — großes Talent besitzt und weil ich, wenn ich eine große Meisterin darin auffinden könnte, gern bei ihr Unterricht nehmen würde.“

Das Gesicht der Dame entzog sich ihm in diesem Augenblick und er konnte beim besten Willen nicht wahrnehmen, ob ein unterdrücktes Lächeln oder eine vorübergehende Verlegenheit ihre Züge belebte. Nach einer Weile aber erhob sie den Kopf wieder und sagte:

„Wenn Sie noch einen maliciösen Zug in meinem Gesicht anbringen wollen, so beeilen Sie sich. Meine Zeit ist abgelaufen und ich muß an die Toilette denken.“

„Wollen Sie sich noch schöner kleiden, als Sie gewöhnlich gekleidet gehen?“

„Bitte! Das gehört nicht in Ihre Kunst — Diplomaten nennen es vielleicht auch eine Wissen=

schaft. Malen Sie geschwind, ich gebe Ihnen nur noch fünfzehn Minuten Zeit."

„Dann sitzen Sie gefälligst still und wenden Sie den Kopf nicht so häufig von meinem Fenster fort."

Mit einer ironisch zustimmenden Verbeugung wandte sie ihm nun den schönen Kopf zu und in den nächsten fünfzehn Minuten verhielt sie sich so still, daß der Maler seine Freude daran hatte und unter leichter Plauderei eine reiche Ausbeute für seinen Pinsel gewann. Kaum aber hatte die kleine Uhr, die an Miß Edda's Gürtel hing, ihr gesagt, daß die fünfzehn Minuten vorüber seien, so sprang sie hastig auf und rief:

„So; nun habe ich lange genug Modell gesessen und mich fürchterlich gelangweilt. Jetzt will ich mich meiner Freiheit bedienen und sie damit beginnen, daß ich Ihnen einen guten Morgen wünsche. Rüsten Sie sich also bis morgen. Um sechs Uhr werde ich die Ehre haben, Ihnen unsere Reisegesellschaft vorzustellen."

„An mir soll es nicht fehlen, doch haben Sie mir noch nicht gesagt, auf wieviel Tage ich mich einzurichten habe."

„Rechnen Sie drei oder vier, Sie werden sich ja wohl so lange Urlaub ertheilen dürfen. Und nun leben Sie wohl!"

Sie nickte vertraulich, zog ihr leichtes Tuch nach den Schultern empor, setzte den Hut, den sie vorher auf den Rasen geworfen, auf das glänzend braune Haar und rauschte von dem Apfelbaume fort. Franz, dem die plötzliche Stille vor seinem Fenster fast drückend vorkam, sah ihr lange nach, dann schüttelte er den Kopf und kehrte zur Staffelei zurück, wo er mit fast liebevollen Blicken seine Arbeit überflog und mit sorgsamer Hand bald Dies, bald Jenes ausführte, bis es ihm endlich zu still in dem engen Raume wurde und auch er sich anschickte, unter Menschen zu gehen. Am Nachmittag aber blieb er einsam bei seiner Arbeit, keine der Nachbarinnen ließ sich blicken, und schon um fünf Uhr stellte er für die nächsten Tage das Malen ein, räumte das Atelier auf und, nachdem er den zärtlichsten Abschied von seinen Bildern genommen, schloß er das kleine Zimmer zu, das er erst nach mehreren Tagen wieder betreten sollte — in welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen, ob zufrieden mit sich und Anderen — das lag noch Alles hinter dem Schleier der Zukunft verborgen und kein menschlicher Blick war scharf genug, die Falten desselben zu durchdringen.

Als er an diesem Nachmittage aber nach dem Vorderhause kam, fand er Tante Caroline, die er am Mittag schon von seiner bevorstehenden Reise unter-

richtet hatte, beschäftigt, sein Reisegepäck zu ordnen und Alles zu dem kleinen Ausflug Nothwendige zurechtzulegen. Jürgen hatte bereits Auftrag erhalten, mit dem wohlausgeputzten Fuchs schon um vier Uhr am nächsten Morgen aufzubrechen und die später kommende Gesellschaft in Lauterbrunnen zu erwarten. Außerdem war er mit einigen wollenen Decken, der Gletscherrüstung des Malers und seiner eigenen versehen, denn Jürgen war ein so eifriger Bergsteiger wie sein Herr und liebte es eben so, in den Gletschern herumzuklettern wie dieser.

Endlich war Caroline mit ihren Zurüstungen fertig. Ein kleiner Mantelsack, den der Schimmel tragen sollte, war mit Wäsche gefüllt, der Bergrock, die festen, mit Nägeln beschlagenen Schuhe, der Alpstock, der Regenmantel lagen in des Malers Zimmer bereit, so daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um Alles sich anzueignen. Als Franz diese sorgsamen Vorbereitungen in Gegenwart der guten Tante mit freundlichem Blick überflog, faßte er ihre Hand, drückte sie warm und sprach ihr in herzlichen Worten seinen Dank aus.

„Laß es gut sein, Franz, laß es nur gut sein," erwiderte sie, „ich habe das Alles heute wie immer sehr gern gethan. Vergnüge Dich nur recht nach Herzenslust und komm gesund, heiter und glücklich

wieder zurück, damit wir wie bisher unsre Freude an Dir haben."

„Freude sollt Ihr haben, das verspreche ich Euch," erwiderte Franz fröhlich.

„Aber es muß auch die rechte sein, mein Junge."

„O, es giebt ja keine linke Freude?" scherzte er. — Und so blieben sie zusammen bis zum späten Abend, wo endlich der Abschied genommen wurde, denn Caroline sagte, sie würde sich morgen früh einmal einen guten Tag machen und recht lange schlafen. Im Grunde aber wollte sie ihn am Morgen vor der Abreise nicht mehr sprechen, denn ihr Herz wurde schwer, wenn sie an diese Reise dachte, und so oft sie über das ruhige, leidenschaftlose Gesicht des geliebten Neffen mit prüfendem Auge glitt, sagte sie sich zu ihrem Trost, daß zwar noch keine Spur von Sorge und Kummer darin zu entdecken sei, daß sie aber dennoch ihre Ahnung nicht bemeistern könne, die ihr zuflüsterte, daß auch dieses Gesicht bald seine ruhige Glätte und seinen friedlichen Ausdruck verloren haben würde, denn das Feuerauge jenes Mädchens erfüllte sie immer wieder mit neuer Besorgniß, es schaute sie an Tag und Nacht, und wie es auf sie so aufrührerisch wirkte, glaubte sie, werde und müsse es auch bald auf Franz wirken.

Ob dieses Vorgefühl nun ein richtiges war oder ob blos ihr weibliches Herz dasselbe aus übertriebener Besorgniß empfand, wird die Folge lehren. Wenn man aber Franz Marssen selber beobachtete, als er diesen Abend vom festesten, gesundesten Schlaf umfangen im Bette lag, schien jene Besorgniß in der That übertrieben zu sein, denn nie war er so ruhig und so glücklich eingeschlafen, und das schien denn doch dafür zu sprechen, daß bisher nur sein Auge von dem Feuerblick des fremden Mädchens begeistert, sein Herz aber noch in keiner Fiber davon in Flammen gerathen war.

Ein prachtvoller Sommermorgen war über dem Bödeli und allen seinen benachbarten Bergen und Thälern aufgegangen. Die Sonne war ohne alles Gewölk über den Horizont getreten und hatte gleich von Anfang an Großes und Kleines mit ihrem goldensten Glanze überstrahlt. Die Luft war von einer so seltenen Klarheit und Durchsichtigkeit, daß drei Meilen weit entfernte Eisfelder und Bergspitzen dicht vor den Häusern des Dorfes zu liegen schienen, und um keinen der tausend Berggipfel, die rings um Interlaken zu sehen sind, flatterte der kleinste Nebelstreif oder ein verrätherisches Wölkchen.

Als Jürgen kurz vor vier Uhr, wie ihm befohlen war, den Maler weckte, betraf dessen erste Frage das Wetter.

„Die Sonne scheint hell wie sonst am Mittag, es ist ganz windstill, aber die Luft ist zu klar und zu heiß," erwiderte Jürgen. „Ich glaube nicht, daß wir für die ganze Reise gutes Wetter behalten."

„Oho!" rief Franz. „Das wollen wir nicht hoffen, aber fast scheint es mir auch so. Zieh doch den Vorhang da auf und laß mich einmal nach der Jungfrau hinauf sehen. So. Ah, ja, Du hast Recht, eine solche Klarheit ist schön, aber sie dauert in der Regel nicht lange. Doch, wir müssen uns fügen. Bist Du zum Abgang bereit?"

„Alles fertig, Herr, und dem Fuchs stehen die rothen Seidenbänder in den Mähnen nicht übel."

Der junge Mann lächelte. „Hast Du mir im Stall Alles zur Hand gelegt, daß ich den Schimmel selbst satteln kann, wenn es Zeit ist?"

„Alles liegt an Ort und Stelle, Sie brauchen blos zuzugreifen."

„So ist es gut und nun halte Dich nicht länger auf. Am Steinbock treffen wir uns um halb acht Uhr wieder."

Jürgen empfahl sich und wenige Minuten spä-

ter ging er neben dem stattlichen Fuchs langsam einher, um die Kräfte des Thieres zu schonen, dem heute noch ein tüchtiger Marsch bis Grindelwald über die Berge bevorstand.

Franz dagegen kleidete sich rasch an und so sehen wir ihn bald wieder in dem grauen Bergrock mit grünen Aufschlägen und Kragen, im Tyrolerhut mit dem Gemsbart, und um den Hals, unter dem umgeklappten Hemdenkragen ein leichtes buntseidenes Tuch geschlungen. Nur statt der langen Stiefel, die er auf der Furca des Regens wegen getragen, trug er heute dicksohlige feste Schuhe, mit scharfen Nägeln beschlagen, auf dem Spann zugeschnürt, und lange graue Beinkleider, die weit und bequem genug waren, um das beim Bergsteigen stark arbeitende Knie nicht zu hindern.

Um fünf Uhr brachte ihm Resi sein Frühstück und er ließ es sich wohlschmecken. Als er aber damit fertig war, begab er sich in den Stall und begrüßte den Schimmel, der allein stand, was ihm selten begegnete, und seiner Ungeduld und seinem feurigen Muthe durch frohes Gewieher Luft machte.

„Aha," sagte Franz, das schöne Thier liebevoll streichelnd, „Du siehst mich fragend an und schnupperst an meinem Bergrock herum. Haha, Du kennst ihn

schon, nicht wahr? Nun, mache Dich nur fertig zu einem starken Marsch, Du wirst Deine Knochen heute Abend schon fühlen, wie wir Alle, o ja!“

Und während er dies sprach, begann er ihn zu satteln, was sich der Schimmel willig gefallen ließ, denn er kletterte gern über die Berge und durch die frische Luft der Hochalpen. Als das Pferd auch gezäumt und der Mantelsack und der Regenmantel hinter dem Sattel fest geschnallt war, ließ er ihm Freiheit, sich auf den Hof zu begeben, und es war klug genug, sich ruhig vor der Veranda aufzustellen, wo es gewöhnlich bestiegen wurde.

Franz sah nach der Uhr und fand, daß nur noch einige Minuten an Sechs fehlten. So ging er denn zu Resi in die Küche, sagte ihr Lebewohl und bat sie, die Tante und den Vater, wenn er zurückkäme, freundlich von ihm zu grüßen.

„Reisen Sie mit Gott,“ sagte die junge Magd, „und nehmen Sie sich vor den Eisgruben in Acht!“

Franz nickte ihr zu und sie folgte ihm vor die Thür, wo sie ihn den Schimmel besteigen und langsam abreiten sah.

Franz Marssen war absichtlich noch nie an dem Nachbarhause vorübergegangen, so lange die ihm be-

kannt gewordene Familie darin wohnte; heute trat er den Weg dahin zum ersten Male an und, wie er sich gestand, war ihm nicht ganz behaglich zu Muthe, denn neben der schönen Gestalt Miß Edda's tauchte in seinem Gedächtniß das finstere, feindselige Gesicht ihres Vaters und das leidende Antlitz ihrer Mutter auf, die Beide niemals einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, da der Eine eben so hochmüthig, rauh und ungesellig, wie die Andere apathisch und herablassend gegen ihn gewesen war. Aber da hatte er das niedliche Pensionshaus schon erreicht, das dem seines Vaters im Aeußern glich, nur keine so große und so reich mit Blumen geschmückte Veranda aufzuweisen hatte und noch stiller und zurückgezogener von allen übrigen Nachbarwohnungen war. Vor und in dem Hause war noch Niemand sichtbar, obgleich es schon vor einiger Zeit sechs Uhr geschlagen hatte. Als Franz eben auf der Straße davor langsam auf und ab ritt und noch einmal nach dem einen Fenster hinüberschaute, erschien eine Gestalt hinter den Scheiben, die er im ersten Augenblick nicht wiedererkannte. Erst als sie das Fenster öffnete und einige Worte zu ihm heraussprach, sah er, wer es war, und seine Verwunderung wuchs, als er das Gesicht und die Miene des alternden Mannes genauer betrachtete. Es war der Vater Miß Edda's, im

bunten seidenen Schlafrock und eine rothe Sammetmütze auf dem graugesprenkelten Haar tragend. Aber der Mann kam dem aufmerksamen Maler diesmal wenigstens um zehn Jahre älter als früher vor; wie sein Haar mehr gebleicht erschien, so drückte seine Miene bei Weitem nicht mehr den starren Sinn, den finsteren, abweisenden Hochmuth aus, dafür aber trat der schon erwähnte leidende Schmerzenszug um seinen Mund stärker hervor und das scharfe dunkle Auge blickte unsicherer und viel milder als damals um sich.

Wie war diese Veränderung an dem sonst so rüstigen und wohlbeleibten Mann in so kurzer Zeit möglich gewesen? fragte sich Franz. Welche Erfahrungen oder gar Leiden hatte er in den wenigen Tagen durchgemacht, die so sichtbare Merkmale auf seinem Gesichte zurückzulassen im Stande waren? Doch, eine Antwort konnte er sich später eben so wenig wie jetzt geben, wo seine Aufmerksamkeit sogleich auf die Worte des Herrn gerichtet wurde, der den Maler auf der Stelle wiedererkannte und, ohne gerade besondere Freude über dies Wiedersehen an den Tag zu legen, ihn doch mit einer gewissen ungezwungenen Höflichkeit begrüßte.

„Guten Morgen, mein Herr," sagte er und rückte

leise an seiner Sammetmütze. „Sie sind der Erste, der vor der Thür hält, und müssen sich also noch einige Minuten gedulden; der Wagen wird, denke ich, gleich kommen. Edda höre ich auch schon in ihrem Zimmer, sie wird nicht auf sich warten lassen. Uebrigens bin ich zufrieden, daß Sie mitgehen. So ist doch ein verständiger Landeskundiger bei der Hand. Zügeln Sie das Ungestüm meiner Tochter, wo es sich nöthig macht, das Mädchen vergißt nur zu oft, daß sie kein Mann ist. Sie haben sie ja kennen gelernt."

„Sie werden also nicht mitfahren?" fragte Franz, um doch einige Worte zu sprechen.

„Ich, ach nein, ich kann meine Frau nicht gut verlassen und habe außerdem viel zu thun. Auch ist mir die Ebene lieber als alle die Berge zusammengenommen. Ich habe sie neulich satt gekriegt."

„Darf ich mir erlauben, mich nach dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin zu erkundigen?"

Ueber das braune und characteristische Gesicht des Fremden glitt es wie eine düstere Wolke und er machte eine Geberde mit der Hand, die mehr sagte als seine Worte: „Es geht schwach," erwiderte er, „wie es schon lange geht, aber ich hoffe, daß es bald besser wird. Die Luft ist ihr hier auch noch nicht milde genug."

„Nein, mild ist sie allerdings im Ganzen nicht, aber so gehen Sie doch weiter nach Süden."

Jetzt krampfte sich das Gesicht des Mannes, wie von einem tief inneren Schmerz bewegt, zusammen und um seinen Mund zuckte es wie von einer unsichtbaren leidenschaftlichen Erregung. Dennoch lauteten seine Worte viel milder denn vorher, als er sagte: „O, wie gern ginge ich hier fort, aber ich bin wie Prometheus an den Felsen geschmiedet. Auch will meine Frau nicht mehr reisen, die letzten Erfahrungen, die sie dabei machte, waren zu trauriger Art."

So viel und anhaltend in einem Athem hatte Franz diesen Mann noch nie sprechen hören und fast wurde eine Art Theilnahme in seiner Seele für ihn geweckt, als er die kummervollen Züge betrachtete, die sich während des Sprechens wie dämonische Schatten um seine düster blickenden Augen legten. Ihr Gespräch wurde aber unterbrochen, denn so eben kam ein großer eleganter Wagen angerollt, in dessen Innern vier fremde Personen, und auf dessen Bock neben dem Kutscher ein junger Mann saß, den Franz auf der Stelle erkannte, obgleich er einen hellfarbigen Bergrock und einen braunen Strohhut trug, eine Tracht, die dem kleinen stillen und ernsten Herrn ein ganz eigenthümliches Gepräge verlieh.

Kaum hielt der Wagen, so sprang dieser kleine Mann von dem Bock herab und eilte mit freudigem Gesicht auf Franz Marssen zu.

„Baron Tekeli!“ rief dieser. „Also Sie sind mit von der Partie? Ei, das hatte ich nicht erwartet!“

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“ rief der schwarzbärtige Ungar, dem alten Bekannten wiederholt die Hand schüttelnd, und wie früher vergeblich nach deutschen Worten suchend, um seine Gefühle auszudrücken. „Ah — ich habe nicht gewußt — daß ich das Vergnügen haben würde — es ist eine vollkommene Ueberraschung.“

„Auch für mich, Herr Baron, und ich freue mich gleichfalls, Sie wiederzusehen.“

Während die beiden Männer abseits, wo Franz auf seinem Schimmel hielt, ihre Begrüßungen austauschten, wollen wir uns flüchtig die anderen vier Insassen des Wagens betrachten, da sich jetzt die beste Gelegenheit bieten möchte, sie einigermaßen kennen zu lernen. Die Gesellschaft bestand aus zwei Herren und zwei Damen, von denen je eine Person vorgeschrittenen Alters und die beiden anderen jung und blühend waren. Der ältere Herr war derselbe in Nanking gekleidete Fremde, den wir schon früher auf Felsenegg

in Begleitung Sr. Excellenz oberflächlich sahen, ein kleiner, gedrungener Mann mit etwas dickem Bauche und raschen ungelenken Bewegungen, aber mit gutmüthigem Gesicht, auf dem eine heitere Lebensanschauung in jeder Falte ausgeprägt lag. Es war dies ein holländischer General-Consul, Namens van der Swinden, der, wie sich später erwies, eine diplomatische Sendung in Bern ausführte und gegenwärtig zum Vergnügen mit seiner Familie einige Wochen in Interlaken weilte.

Dieser joviale Herr ließ in seinem ungekünstelten Aeußern eben so wenig den Diplomaten wie den steinreichen Mann erkennen, denn er sah im Ganzen sehr einfach, sogar nüchtern und fast spießbürgerlich aus, wozu freilich seine unbeholfene Figur und sein glatt geschorenes braunrothes Gesicht das Ihrige beitragen mochten. Er verstand nur wenige deutsche Worte und unterhielt sich gewöhnlich in französischer Sprache; jene Worte aber, die er bei Gelegenheit gewissermaßen als Schlagwörter anbrachte, kamen stets auf eine komische Weise aus seinem zahnlosen Munde und erregten in der Regel ein heiteres Gelächter bei der Gesellschaft, da er sie auffallend breit und mit holländischem Accent aussprach. „Ich habe Muth! Vorwärts!“ war einer seiner Lieblingsausrufe, und damit mischte sich

am häufigsten, wenn er sich freute: „Sehr schön!“ „Welch’ ein Berg!“ „Viel Schnee!“ „Ist das Eis?“ und dergleichen mehr. Im Ganzen aber war er überaus gesprächig und ein warmer Bewunderer der schönen Natur, wobei er einen gewaltigen Respect vor Leuten hegte, die im Stande waren, über ein glattes und tief gefurchtes Eisfeld zu gehen, auf dem er, aus Furcht, in einen Abgrund zu fallen, keinen Schritt zu thun wagte.

Eine höchst gefällige und angenehme Erscheinung war seine Gemahlin, eine ebenfalls corpulente und schwerfällige Dame, die ihrem Pferde die Wengernalp hinauf keine geringe Last zu tragen gab. Ihr Gesicht aber war noch hübsch und frisch, trotz der etwas niedrigen holländischen Stirn und der kleinen hellgrauen Mausaugen, und wenn sie sprach, geschah es stets mit einer gemüthlichen Freundlichkeit in den belebten Zügen, so daß sie jederzeit eines guten Eindrucks auf ihre Zuhörer gewiß sein konnte. Mit der deutschen Sprache, und sie hatte die Leidenschaft, sich stets deutsch ausdrücken zu wollen, sprang sie indessen sehr willkürlich um, denn die wenigen Worte, die sie verstand, sprach sie mit holländischen Endigungen oder französischem Accent aus, wußte sich aber dabei immer verständlich zu machen, wobei ihre

fleischigen, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände eifrig durch Geberden halfen, die eben so viel Komisches zur Schau trugen wie die Worte ihres Gemahls.

Die zweite Dame war die achtzehnjährige Tochter Beider, ein zartes, anmuthiges kleines Geschöpf, obgleich ihr frischblühendes Gesicht dieselbe niedrige Stirn wie das der Mutter zeigte. Aus ihren hellblauen Augen strömte ein beständiger Frohsinn und ein sonnenklares jungfräuliches Glück, für das es weder Schranken noch Schatten auf Erden gab. Ihr blonder Lockenkopf war in steter Bewegung, schaute nach jedem fremden Gegenstande, jeder Bergspitze hin, und ihr kleiner kirschrother Mund floß von Fragen über, die sie an Jeden richtete, der in ihre Nähe kam. Sie sprach dabei sehr gut Deutsch und diente daher ihren Eltern als Dolmetscherin, ein Amt, welches diese sehr häufig in Anspruch nahmen und stets mit einer väterlichen oder mütterlichen Liebkosung erwiderten, die lächelnd und dankbar aufgenommen wurde. Obgleich diese junge Dame sehr zart und fast schwächlich erschien, so bewies sie doch später eine ungemeine Ausdauer und eben so viel Muth und guten Willen, selbst große Schwierigkeiten zu überwinden, wie Miß Edda, der sie jedoch eben so weit an Gelenkigkeit und

Kraft nachstand, wie sie darin den steifen vorsichtigen Ungar und sogar den jungen Mann überflügelte, der beständig in ihrer Nähe war.

Dieser vierte Insasse des Wagens war ein niederländischer Marineoffizier, auf einer Urlaubsreise begriffen und der verlobte Bräutigam der jungen Holländerin. Er war ein gewandter, angenehmer junger Mann mit bartlosem blassen Gesicht, aber von langsamen Bewegungen und einer fast dem Ungar gleichkommenden Schweigsamkeit. An der schönen Natur, die ihn umgab, fand auch er ein großes Gefallen, ein bei weitem größeres aber noch an seiner Braut, für die allein er nur Augen zu haben schien und deren kleine Hand er jeden Augenblick ergriff, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

Der Bräutigam war in einen ähnlichen weiten Nankingrock wie sein Schwiegervater gekleidet, auch trug er feste Bergschuhe und bewachte mit Argusaugen zwei große Alpstöcke, von denen der eine seiner Braut, der andere ihm selber zur Stütze dienen sollte. Die ältere Dame, wohl schwerlich zum Bergsteigen geneigt, war in rothbraune schwere Seide gehüllt und trug einen breitrandigen Strohhut; die junge Dame dagegen ging im leichten grauen Sommerrock einher, den sie später hoch aufschürzte und dabei ohne Scheu die dün-

nen Beinchen zeigte, die doch so viel Ausdauer und Kraft entwickeln sollten. Um die Brust hatte sie einen leichten Shawl geschlungen, dessen Enden hinten in der Taille zu einem festen Knoten geschürzt waren, und auf dem Kopf trug sie ein Barett von grauem Stroh mit blauem Schleier, das mittelst eines breiten Bandes um das rundliche Kinn festgebunden war. So war sie nach ihrer Meinung zu einer schwierigen Bergreise wacker ausgestattet und auch auf ihr Schuhwerk hatte sie auf Zureden Miß Edda's eine große Sorgfalt verwandt, denn es war fest und, gleich den langen Stiefeln dieser, mit kleinen scharfen Nägeln beschlagen, eine Vorkehrung, deren Nützlichkeit die furchtlose Schottin auf dem Rhonegletscher hinreichend würdigen gelernt hatte.

Bald nachdem der Wagen vor das Haus gefahren war, öffnete der Diener des Schotten die Thür, und Miß Edda, von Miß Rosy bis an den Schlag begleitet, trat heraus. Franz Marssen, in diesem Augenblick gerade mit dem Ungar im Gespräch begriffen, der sich jedoch rasch von ihm losmachte, als die junge Dame sichtbar wurde, bemerkte zu seinem Vergnügen, daß diese wieder wie auf der ersten Reise in ihrer kleidsamen schottischen Tracht erschien, und dieser Anblick, obgleich er mit keinem besonderen Gruße

von ihr beglückt wurde, versetzte ihn in eine Stimmung, die der ähnlich war, wie er sie auf der Furca gehabt, da er ihr zum ersten Mal bei Tische gegenübersaß.

Die Familie des Holländers begrüßte Miß Edda mit herzlichen Worten, die diese eben so herzlich erwiderte; während nun aber der Diener einen kleinen Reisesack und eine wollene Decke nebst Plaid im Wagen unterbrachte, näherte sich Franz der Thür und begrüßte Miß Rosy, die ihm freundlich einen guten Morgen bot, glückliche Reise wünschte und durch ihre Miene ihr Bedauern ausdrückte, daß sie die angenehme Fahrt nicht mitmachen könne.

Der ältere Herr im Wagen wechselte noch einige Worte mit dem im Fenster lehnenden Freunde, und als auch zwischen ihnen die besten Reisewünsche und Abschiedsworte ausgetauscht waren und Miß Edda nach einem flüchtigen Blick auf den Maler ihren Platz eingenommen hatte, setzte sich das Gefährt in Bewegung, sobald der Ungar wieder auf den Bock neben den Kutscher gestiegen war. Die drei Damen, die Mutter in der Mitte, saßen im Fond des bequemen Wagens, ihnen gegenüber der General-Consul und der Bräutigam, und unter heiterem, sogleich beginnenden Gespräch ward die Fahrt angetreten, ohne daß ein Mensch

irgend eine Rücksicht auf den in der Nähe ruhig zu Pferde haltenden Reisegefährten genommen hätte.

Dieser zog nun noch einmal seinen Hut gegen den Herrn im seidenen Schlafrock hin und dann trabte er dem Wagen nach, der, von stattlichen Pferden gezogen, schnell, wie man in der Schweiz immer fährt, auf der glatten Straße dahin rollte.

Franz Marssen, der ein aufmerksamer Beobachter aller Vorgänge gewesen war, begann diese Vergnügungsreise mit eben nicht angenehmen Empfindungen. Man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihn der Gesellschaft vorzustellen, und das peinliche Gefühl, welches Jedermann unwillkürlich ergreift, dem eine solche Zurücksetzung zu Theil wird, machte sich in seinem eben nicht allzu reizbaren Herzen und seinem bescheidenen Geiste doch auf der Stelle geltend.

„Das fängt gut an,“ sagte er zu sich, „ich gratulire mir selber zu der Fortsetzung. Das Ende kann angenehm werden!“

Indessen sollte er sich nicht lange zurückgesetzt fühlen. Als man die letzten Häuser von Interlaken hinter sich hatte und die obstreichen Gärten und grünen Wiesen der Landschaft sich öffneten, bog sich ein geschmeidiger Hals plötzlich zum Wagen heraus, und als nun zwei dunkle Augen den einsamen Reiter stolz

und sicher hinter dem Wagen hertraben sahen, erhielt er einen grußartigen Wink mit der Hand, wie zum Zeichen, daß er keineswegs vergessen sei.

Kaum aber hatte sich die winkende Miß Edda wieder auf ihren Platz in den Wagen zurückgesetzt, so rief sie dem Ungar zu: „Herr von Tekeli, Sie haben doch Ihren alten Bekannten von der Furca den Herrschaften hier vorgestellt?“ —

Der sich sofort umwendende Ungar, der über die Nähe der schönen jungen Dame Alles vergessen zu haben schien, zeigte ein verlegenes Gesicht und suchte, wie gewöhnlich, vergeblich nach Worten, um seine Unterlassungssünde einzugestehen.

„O — das geht ja doch nicht!“ rief Miß Edda mit fast zürnendem Ausdruck ihrer funkelnden Augen. „Lassen Sie sogleich den Kutscher halten!“

Der Befehl war bald gegeben. Der Wagen hielt und einige Secunden später brachte Franz seinen Schimmel neben dem Wagen zum Stehen, beinahe ahnend, daß dieser Aufschub allein seiner Person gelte.

„Meine Herren und Damen,“ sagte nun Miß Edda zu ihren Begleitern, „da Herr von Tekeli es vergessen hat, Ihnen unsern Reisemarschall vorzustellen, so hole ich das Versäumte hoffentlich noch zeitig genug nach und erlaube mir, Sie gegen=

seitig mit einander bekannt zu machen." Und nun erfolgte eine umständliche Vorstellung, wie es Brauch in guter Gesellschaft ist; die Herren zogen die Hüte, die Damen verbeugten sich mit lächelnder Miene und rasch wurden einige Worte ausgetauscht, wie sie bei solcher Gelegenheit gesprochen zu werden pflegen. Als dies aber geschehen, trieb der Kutscher wieder die Pferde an und die Reise wurde eben so rasch fortgesetzt, wie sie unterbrochen worden war.

Siebentes Kapitel.

Die Verklärung auf der Wengernalp.

Unter munterem Geplauder im Wagen hatte man den weniger schönen ersten Theil der Fahrt bald zurückgelegt. Als man aber eben hinter Mülinen den Sexetenbach überschritten hatte und in die enge Schlucht eingetreten war, welche von der weißen Lütschine durchströmt wird, wo die felsigen Bergwände sich zu beiden Seiten steil aufthürmen und das Rauschen des stürzenden Wassers das Ohr des Reisenden nicht mehr verläßt, machte sich wieder ein kleiner Aufenthalt nöthig, da sich ein Hemmschuh unter dem Wagen von seinem Haken gelöst hatte und zwischen die Räder gerathen war. Gerade im Angesicht des sagenreichen Bösenstein's, wo dies geschah, kam auf der Landstraße den Reisenden ein einzelner Reiter auf einem stattlichen Rappen entgegen, der sich gemüthlich

die Felswände zu beiden Seiten anschaute und auch mit lächelnd forschendem Gesicht die im Wagen sitzende Gesellschaft betrachtete. Kaum aber hatte Franz Marssen, der zufällig seine Augen nach einer anderen Stelle gerichtet hielt, den Reiter erblickt, so ließ er einen frohen Ausruf hören und trabte an den Rappen heran, der seinen Nachbar im Stall, den Schimmel, sogleich mit lautem Gewieher begrüßte.

Während dies geschah, rollte der Wagen wieder weiter und die beiden Reiter hielten ungestört eine Zeit lang neben einander, rasch einige Worte mit einander austauschend und sich herzlich dabei die Hände drückend.

„Ich habe es schon von Jürgen gehört, den ich vorher gesprochen, daß Du eine Fahrt in die Berge beabsichtigst," sagte Doctor Marssen, der eben von seiner Reise zurückkehrte. „Das freut mich. Wer waren die im Wagen Sitzenden, die zu Deiner Gesellschaft zu gehören scheinen?"

Franz nannte sie dem Vater der Reihe nach und dieser lächelte befriedigt. „Das ist recht, das ist recht," sagte er, „und ich kann Deinen Plan nur billigen. Aber auf das Wetter dürft Ihr nicht zuverlässig rechnen; es ist hier unten zu heiß und die Fernen und Höhen sind mir viel zu klar. In den Bergen werdet

Ihr es viel kälter finden, es ist in dieser Nacht sogar Schnee gefallen, und Michel aus Grindelwald, der mich begleitete, gratulirte mir, daß ich vor dem Ausbruch des Unwetters in den Bergen die Heimkehr anträte. Also nehmt Euch in Acht und geht nicht zu hoch."

„Ich denke nicht, daß wir es thun werden, da zwei Damen den Weg auf den Gletscher mitmachen. Werde ich den Michel noch zu Hause treffen? Ich möchte seine Hülfe auch in Anspruch nehmen."

„Ja, Michel ist zu Hause und eben mit mir zurückgekehrt. Ich bin zuerst auf dem Gipfel der Weißen Frau und dann auf dem Eiger gewesen und habe ein paar köstliche Tage verlebt — Caroline ist doch wohlauf?"

„Munter und frisch, ja, und grüße sie tausendmal von mir!"

Der Vater nickte und schüttelte dem Sohn noch einmal die Hand. „Gott befohlen!" rief er, „und nun laß Deinen Schimmel ausgreifen, damit Du die Gesellschaft wieder einholst. Heute wenigstens habt Ihr einen guten Tag. Glück auf zur schönen Wengernalp! Lebe wohl, mein Junge!"

Die beiden Männer trennten sich. Der Vater hielt noch einen Augenblick an und sah mit väterlichem Stolz den jugendlichen Reiter auf dem schmucken

Pferde an dem brausenden Wasser der Lütschine und den starrenden Felsmauern entlang galoppiren, dann wandte auch er sich und ritt langsam und zufrieden der Heimat zu, deren friedliche Ruhe er schon aus der Ferne wohlthuend empfand.

Als Franz den während seines Zurückbleibens artiger Weise etwas langsamer fahrenden Wagen wieder einholte, erwarteten ihn schon zwei lebhaft funkelnde Augen mit einiger Ungeduld und gar zu gern hätte sich auch eine Frage über Miß Edda's Lippen gedrängt, das merkte ihr der Reiter wohl an, als er ihres Gesichts auf einen Augenblick habhaft wurde. Allein da der Staub der trocknen Straße gerade nach der Seite hinüberzog, auf der Miß Edda im Wagen saß, so ließ Franz seinen Schimmel jetzt auf der entgegengesetzten Seite traben, und da die Fahrt schnell vorwärts ging, wurde das Reden in der Nähe des laut rauschenden Wassers beschwerlich. Auch lenkte die reizende Gestaltung des Lauterbrunnenthals, in welches man nun jenseits Zweilütschinen gelangte, die Aufmerksamkeit der Reisenden nach außen hin und bald machte der Eine und bald die Andere die Gefährten auf die wunderbare Formation der Kalksteinfelsen und auf die zahllos herniederrinnenden, gießenden und sprudelnden Wasserstrahlen aufmerk-

sam, denen eben das Lauterbrunnenthal seinen Namen verdankt.

Kaum aber war man in den engen Gebirgskessel gekommen, in welchem das Dorf gleiches Namens liegt, und hier vor dem Gasthof zum Steinbock, wo Jürgen seinen jungen Herrn mit einem lauten Jauchzer empfing, aus dem Wagen gestiegen, so sagte Miß Edda zu Franz Marssen, als er sich nach ihrem Befinden erkundigte und dabei einige Schritte mit ihr von der Gesellschaft seitwärts trat:

„Mir geht es gut; aber sagen Sie mir, war der Rappe, der uns unterwegs begegnete, nicht das Pferd, welches Miß Rosy von der Grimsel aus ritt? Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht wiedererkannt hätte.“

„Sie haben ein scharfes Auge, nicht nur für Menschen, sondern auch für Pferde — ja, es war meines Vaters Rappe, der meinen Schimmel, neben dem er im Stall zu stehen pflegt, so freundlich mit Wiehern begrüßte.“

„Und der Mann, der Sie mit einem so strahlenden Lächeln willkommen hieß, wer war das?“ fragte Miß Edda mit einer fast hastig hervorquellenden Neugier.

Franz lächelte freudig und erwiderte mit einem Anflug unwillkürlichen Stolzes: „Das war mein

Vater, mein Fräulein, und ich hätte Ihnen denselben gern vorgestellt, wenn Sie nicht so rasch davon gefahren wären."

„So," erwiderte Miß Edda sinnend und seine letzten Worte mit einem leichten Zucken der Lippen fast überhörend, „also das war Ihr Herr Vater, der Doctor Marssen! So, so! Wie mir däucht, war es ein stattlicher Mann, mit einem frischen Gesicht und von kräftigem Wuchs. Dies Gesicht, männlich und fest, hat mir gefallen; es lag eine unläugbare Intelligenz in seinen blauen Augen und es könnte mir Vertrauen einflößen."

„Sie sind sehr gütig und ich glaube auch, daß mein Vater dasselbe verdienen würde."

„Aber eine Aehnlichkeit mit Ihnen habe ich nicht bemerkt."

„Und doch sind wir uns in vielen Einzelnheiten ähnlich."

„Um das zu erkennen, habe ich ihn nur zu flüchtig gesehen. Doch nun genug zwischen uns. Kommen Sie zu den Damen und reden Sie einige Worte mit ihnen. Es sind vortreffliche Leute und sie werden hoffentlich auch Ihren Beifall finden."

Nach diesen Worten trat sie mit Franz unter einen schönen Nußbaum, der vor dem Gasthof zum

Steinbock stand und in dessen Schatten sich die Gesellschaft auf eine Bank niedergelassen hatte, um eine kurze Berathung zu halten.

„Hier bringe ich Ihnen, meine Herren und Damen, unsern landeskundigen Reisemarschall," sagte Miß Edda, „und ich erlaube mir die Bemerkung hinzuzufügen, daß wir gut thun werden, wenn wir in Allem, was unsre Reise betrifft, seinen Vorschlägen beistimmen. Ich habe Herrn Marssen's Localkenntnisse zu prüfen Gelegenheit gehabt. Was thun wir nun nach Ihrer Meinung zuerst?" wandte sie sich an den jungen Mann.

„Wenn es Ihnen gefällig, so begeben Sie sich sämmtlich nach dem Staubbach, den Sie dort oben wahrnehmen, und sehen sich seinen Sturz an. Unterdessen bestelle ich die Pferde, und sobald sie gesattelt, steigen wir an der Kirche da drüben auf, um ohne Zeitverlust nach der Wengernalp aufzubrechen, die wir etwa in drei Stunden erreichen werden."

„Drei ganze Stunden müssen wir reiten?" fragte die alte Holländerin mit einem etwas langen Gesicht.

„Ja, drei volle Stunden, und es geht fast immer bergan. Das ist aber erst unser Morgenziel und bis zum Abend werden Sie wohl noch fünf weitere Stunden im Sattel zubringen müssen, wenn Sie nicht bisweilen bergabwärts gehen wollen."

„O mein Himmel!“ rief die Dame ihrem Mann zu — „hast Du verstanden, van der Swinden?“

„O ja, o ja, meine Liebe, und mir ist das recht, ganz recht. Ich habe Muth. Da, da hüpfen die jungen Leute schon voran. Komm, vorwärts! O wie viel Wasserbäche fließen hier von den Felsen!“ —

Einige Minuten später holte Franz die vorangegangene Gesellschaft ein und fand sie dicht an der perpendiculär sich senkenden Felswand, von welcher der Staubbach mit seinen viel bewunderten Wasserperlen herabstürzt. Sie betrachteten den sich allmälig bildenden Regenbogen, der bei dem hellen Sonnenschein oben in der Höhe schon sein schimmerndes Farbenspiel zeigte.

„Viel Wasser ist es nicht, was herunterkommt,“ bemerkte Miß Edda, „aber die Art und Weise des stäubenden Falles ist neu und interessant.“

„Auch die Höhe, von der er herabstürzt, mein Fräulein, macht ihn merkwürdig,“ versetzte Franz Marssen, „denn er hat beinahe tausend Fuß bis zum Boden zurückzulegen.“

„Kann man da oben hinauf und sehen, wie er den kühnen Sprung beginnt?“ fragte die Braut.

„Mit Leichtigkeit, mein Fräulein. Wenn man das Dorf Mürren besucht, um von dort drüben das

Silberhorn der Jungfrau aus nächster Nähe zu betrachten, muß man über ihn fortgehen. Von dort oben hat man eine ähnliche Aussicht, wie sie uns heute auf der Wengernalp erwartet."

„Wir werden Mürren auch besuchen," nahm nun Miß Edda wieder das Wort, „das soll unsere nächste Partie sein, Elise, und wenn wir uns im Bergklettern geübt und an die Kälte gewöhnt haben, steigen wir auch eine Strecke auf die Jungfrau hinauf."

„Das werden Sie wohl nicht ausführen," bemerkte der Maler, „sondern lieber andere, Ihnen zusagendere Wege aufsuchen."

„Wer sagt Ihnen, daß mir die Wege zur Jungfrau hinauf nicht zusagen?"

„Ich sage es, denn ich kenne sie und mir selbst ist die Ersteigung der Jungfrau viel zu beschwerlich und überdieß zu wenig lohnend. Die ewig junge Dame ist von einer etwas spröden Beschaffenheit und hat ein eiskaltes Herz; sie reißt aus der Ferne hin und verführt durch ihre zauberhafte Schönheit; wenn man aber in ihre unmittelbare Nähe kommt, erstarrt und tödtet sie."

„Da theilt sie mit mancher irdischen Jungfrau einige Eigenschaften!" bemerkte der Ungar mit einem heimlichen Blick auf die ernst in die Höhe sehende

Miß Edda, während die Braut ihren Arm zärtlich in den ihres Bräutigams legte und leise flüsterte: „Ich habe diese Eigenschaft nicht, Jan, nicht wahr?“

Miß Edda achtete auf diese Bemerkungen kaum. Ihr strahlendes Auge blieb lange auf dem Staubbach und seinen gigantischen Umgebungen haften, und als sie es endlich wieder zur Erde sinken ließ, nickte sie dem Maler ernst zu und sagte: „Ihr Vaterland ist schön, man möchte Sie fast darum beneiden.“

Franz Marssen's männliches Gesicht überzog bei diesen Worten eine dunkle Röthe und er sprach die folgenden Worte so leise, daß ihn kaum die neben ihm stehende Schottin verstand: „In der Regel wird man um Dinge beneidet, die Andere nicht glücklich machen würden, wenn sie sie in Besitz hätten.“

„Wie meinen Sie das?“ lautete die etwas streng klingende Antwort. „Warum würde mich die Schweiz nicht glücklich machen?“

„Weil Sie eine zu nordische Natur sind, um sich hier im Süden genügend zu acclimatisiren.“

„Was verstehen Sie unter einer nordischen Natur?“

„Im Norden herrscht die Kälte, die Strenge, die Härte vor,“ erwiderte Franz Marssen ausweichend,

„aber dafür ist er auch mit vielen anderen Zierden geschmückt, die ihn oft angenehmer als den Süden erscheinen lassen."

„Halten Sie mich für kalt, hart und streng?"

„Ja!" sagte des Malers Auge, obgleich seine Lippen kein Wort hören ließen.

„Da kommen die Pferde!" rief die vor Glück strahlende Braut. „Komm schnell, Jan, und laß uns die flinksten nehmen!"

Alle schlugen nun den steinigen Weg nach der hübschen neuen Kirche ein, wo Jürgen schon neben dem Fuchs und dem Schimmel stand, mit abgezogenem Hute und freudig lächelnd, als er die schöne Schottin wieder in seine Nähe kommen sah.

„O mein Gott," rief die junge Holländerin, „wer soll denn dies schöne glatte Pferd mit dem reizenden Bänderschmuck reiten?"

„Dies Pferd hat Herr Marssen für mich besorgt," sagte Miß Edda. „Es gehört seiner Tante, meine Liebe, und Sie werden sehen, wie leicht es mich den Berg hinauf trägt." Und während sie es sprach, zog sie den Fuchs selbst an einen einzeln daliegenden Stein, stieg hinauf und einen Augenblick später hatte sie sich ohne jede Hülfe leicht wie eine Feder in den bequemen Sattel geschwungen.

Die anderen Mitglieder der Gesellschaft kamen jetzt allmälig auch heran und nahmen die gemietheten Pferde in Augenschein, schwere, starkknochige Gäule, von denen eins unbändig mit dem Vorderfuße scharrte, als wittere es bereits voller Zorn, welche Last man ihm den Berg hinaufzutragen zumuthen würde.

„Die Pferde scheinen ja sehr unruhig zu sein, lieber Mann," sagte die alte Holländerin zu einem der Pferdeführer. „Sind sie auch gut abgerichtet und werden wir nichts zu befürchten haben?"

„Von den Pferden gewiß nicht, Madame, sie gehen immer geradeaus und den Weg kennen sie so genau wie wir. So, nehmen Sie nur getrost diesen Wallach hier, der ist stark genug für Sie."

„Nimm ihn, nimm ihn, Beate!" rief der gutmüthige General-Consul — „und ist kein Hengst für mich da? Ich habe Muth!"

„Nein, Herr, Hengste haben wir nicht, die taugen nicht zu der mühseligen Arbeit. Nehmen Sie den Braunen da, so, er versteht auch seinen Mann zu schleppen, selbst den muthigsten."

„Wo führt denn der Weg da oben im Zickzack hin?" nahm seine Gemahlin wieder das Wort. „Der scheint ja in den Himmel hinaufzusteigen —"

„Das ist just der Weg, den Sie heute zu steigen

haben," sagte der Führer lächelnd, „er führt nach der Wengernalp."

„O Du gerechter Himmel! Und da muß ich hinauf?"

„Beeile Dich nur, daß Du erst in den Sattel kommst, Frau!" rief jetzt der Holländer, der schon hoch zu Rosse saß.

Mit einiger Mühe, wobei auch Franz Marssen half, war die schwerfällige Dame in den Sattel gehoben, und nachdem man ihre Kleider geordnet, ihr den Zügel in die Hand gegeben und sie selbst den Führer gebeten hatte, nicht von ihrer Seite zu weichen, fing sich der Zug an in Bewegung zu setzen, da die jungen Leute schon längst in den Bügeln saßen.

Voran ritt das muthige Familienhaupt, dem unmittelbar seine Frau folgte, unter wiederholten Zurufen und Bitten nach allen Seiten, sie nicht allein zu lassen und nicht zu rasch zu reiten, um Gottes willen aber nicht zu galoppiren. Der furchtsamen Mutter schloß sich die furchtlose Tochter an und dieser folgte natürlich Herr Jan van der Hooft, der zärtliche Bräutigam. Hinter diesem kam Miß Edda mit dem Fuchs, den man absichtlich nicht an die Spitze des Zuges gestellt, weil er rascher als alle übrigen Pferde schritt, und eben wollte der Schimmel sich seinem guten Freunde an-

schließen, als Baron Tekeli sein Pferd gewaltsam antrieb und Franz Marssen den Vortritt abgewann. So schloß dieser denn den Zug, nachdem Jürgen mit einem abermaligen, weit über die Berge schallenden Jauchzer den Pferden das Zeichen zum Abmarsch gegeben hatte.

Im Anfange, als es nur mäßig steil bergan ging, unterhielten sich die hinter einander reitenden Personen, nur die alte Holländerin sprach nichts, aus Furcht, daß ihr Pferd dadurch scheu werden oder einen Fehltritt thun und sie abwerfen könne; höchstens fragte sie ihre Tochter einmal leise, ob sie auch fest sitze, und als sie von dieser Seite alle möglichen Beruhigungen erhalten hatte, ergab sie sich in ihr Schicksal, befahl im Stillen ihre Seele Gott und wandte ihr Auge nicht von dem breiten Rücken ihres Gemahls ab, der schon jetzt, wahrscheinlich vor Muth, so stark schwitzte, daß sein heller Nankingrock sich an manchen Stellen dunkler und dunkler färbte. Als nun aber der Weg sich steiler und steiler erhob, die schmalen Zickzackgänge desselben ihren Anfang nahmen und die Pferde laut zu keuchen begannen, verstummte das Gespräch selbst zwischen dem Brautpaar. Miß Edda verhielt sich von Anfang an ungemein still und saß in sich gekehrt auf ihrem gelenkig emporklimmenden Pferde; der Ungar sprach aus alter Gewohnheit nicht und behielt nur den Fuchs mit seiner

anmuthig sich bewegenden Reiterin im Auge, während Franz Marssen den ganzen langen Zug ruhig überschaute und seinen Blick bald auf diesem, bald auf jenem Gegenstande haften ließ.

So ritt man etwa eine Stunde langsam weiter, bis man vor einer Hütte anhielt, wo Erfrischungen feil geboten wurden, und hier ersuchte der Maler die erhitzten Reisenden, ein wenig zu verweilen und vom Dorfe Wengern aus, zu dessen unterm Theil man gelangt war, einen Blick rückwärts zu werfen. Aber da erscholl von allen Lippen ein Ausruf freudigen Staunens und ungetheilter Bewunderung. Tief unter ihnen, da, wo sie hergekommen, sahen sie in dem grünen engen Thalkessel die Häuser von Lauterbrunnen liegen, die wie kleine Kartenhäuschen mitten aus ihren Gärten niedlich hervorlugten, wobei die großen Nußbäume nur wie winziges Gesträuch erschienen. In der Höhe weit darüber hinaus erhoben sich gewaltige Bergriesen, in lang fortlaufender Kette, wie das Breithorn, das Gspalt- und Tschingelhorn; der schwarze Mönch stieg mit seinem spitzen Haupte drohend darüber auf, der Schmadrigletscher züngelte seinen langen weißen Eisstrom kühn in die Tiefe hinab, und in der Mitte von allen erhob sich die königliche Jungfrau mit ihren unabsehbaren Eisfeldern, die plötzlich wie eine Beherr-

scherin des Bergreichs gigantisch emporstieg und den reinen Schnee ihrer Spitzen in den Strahlen der Morgensonne blitzen ließ. Ganz unten am Ende sah man, wie einen dünnen Silberfaden, den Staubbach sich von seiner Höhe stürzen, und Alles ringsum, Berg und Thal, Eis und Schnee funkelte und glänzte unter dem hellleuchtenden Lichtkörper, der am blauen Himmel wolkenlos thronte und seine heißen Strahlen liebreich niedersandte, ohne im Stande zu sein, damit die mächtigen Eisströme zu schmelzen, die sich von allen Seiten von Berg zu Thal ringelten.

„Das ist ja ein kostbarer Anblick!“ rief die junge Holländerin entzückt aus und drückte sich fest an ihren Bräutigam an, der, ganz starr vor Erstaunen, das wunderbare Gemälde sich vor seinen Augen entrollen sah. „O Gott, ja, wie groß und schön ist doch Deine Welt!“

„Ja,“ sagte Franz Marssen still und feierlich, „sie ist schön, und gerade weil sie so schön ist, hat er sie den Menschen zum Wohnsitz angewiesen, denn er liebte die Menschen und glaubte von ihnen, daß sie ihn überall und immer in seinem Geiste und seiner väterlichen Liebe verstehen würden.“

Kein Mensch antwortete auf diesen Ausbruch warmen, menschlichen Gefühls, aber bei Allen schien er zu wirken. Die Braut faßte die Hand ihres Bräu-

tigams, die Mutter winkte liebevoll ihrem Gatten zu, Miß Edda schaute, ganz in den Anblick verloren, über die Gletscher und Thäler fort und der Ungar suchte ihr die Empfindungen vom Gesicht abzulesen, wenigstens sah er mehr nach diesen als nach den Schönheiten der Gegend hin. Franz Marssen wollte sich eben, an der Schottin vorüberreitend, der älteren Dame zuwenden, als ihn ein Wink von der Hand Miß Edda's einen Augenblick zurückhielt und sie mit bewegter Stimme und ohne ihre ernste Miene zu verziehen, sagte:

„Sie haben Recht. Das ist göttlich schön, mehr kann man nicht sagen. Das, was ich hier sehe, wage ich nicht zu skizziren, es würde für meine Kräfte eine zu schwierige Aufgabe sein.“

„Mir ist es auch zu schwer und vielleicht dürfte sich kein Maler der Welt vermessen, diesen grandiosen Ueberblick malen zu wollen. Wäre sein Gemälde auch noch so schön, es würde immer nur ein kleiner Theil des großen mannigfaltigen Ganzen wiedergeben können, und selten begnügt sich ein Mensch, einen Theil darzustellen, wo er das Ganze so nahe vor Augen hat.“

Ueber das lebensvolle Gesicht der Schottin glitt ein ironisches Lächeln, einem rasch vorüberfliegenden Blitze glich. Ihr alter herausfordernder Geist schien über sie zu kommen, und sie sagte kurz und beinahe

bitter: „Sie gehören wohl auch zu Denen, die sich nicht gern mit einem Finger begnügen, wenn sie die ganze Hand haben können?“

Franz Marssen ließ einen leuchtenden Blick über sie laufen, verbeugte sich leicht und erwiderte: „Wenigstens gehöre ich zu Denen, mein Fräulein, die gern eine ihm dargebotene Hand ergreifen; wenn man mir aber auch keinen Finger giebt, so weiß ich mich dennoch zu begnügen und fühle mich — ja, fühle mich — ziemlich wohl dabei.“

Miß Edda lächelte nicht mehr, wie sie es noch so eben gethan, sie nickte nur zustimmend und sagte leise, wie vor sich hin: „Ja, Sie sind ein genügsamer Mann, das muß man Ihnen lassen. Sie machen es wie jener Philosoph, der auf Alles resignirte, was sein habsüchtiger Sinn nicht sein Eigen nennen konnte.“

Jetzt lächelte Franz und versetzte heiter: „Aha, das ist ja die alte Fabel von den sauren Trauben. Sie wollten mich eigentlich einen Fuchs nennen und haben mir gütigst den Mantel eines Philosophen umgehängt. Ich danke Ihnen. Aber wie — wollen Sie keine Erdbeeren essen?“

Miß Edda wandte sich von ihm ab und dem Ungar zu, der ihr schon einige Mal eine Tasse voll gezuckerter Erdbeeren dargeboten hatte. „Sie sind mir

zu sauer, trotz des Zuckers," sagte sie, „überdieß pflege ich nicht zu essen, wenn mir die Seele voll göttlicher Gedanken ist. Ich danke, Herr Baron!" —

Schon an diesem ersten Halteplatze begegneten den Reisenden viele Eingeborene in ihren Feierkleidern, denn es war ein Sonntag. Einige von ihnen kamen von Wengern herab, um in die Kirche nach Lauterbrunnen zu gehen, andere aber stiegen keuchend den steilen Berg hinauf und diese waren mit Körben und Taschen beladen, die reichliche Vorräthe von Speise und Trank enthielten.

Den steilsten Weg hatte man jetzt überwunden und der Zug schritt nach einigen Minuten in der vorigen Ordnung weiter, nur daß der Maler diesmal die Spitze einnahm und absichtlich einen Seitenweg über die grüne Matte einschlug, über die man jetzt zwischen halb verfallenen Holzzäunen und an getrennt stehenden Häusern des Dorfes Wengern vorüberzog. Dennoch schlängelte sich der Weg allmälig höher und höher und plötzlich gelangte man auf eine saftig grüne Alm, wo einzelne erbärmliche Hütten standen, die an diesem Sonntag leer zu sein schienen.

Franz Marssen hielt sein Pferd an und ließ die Gesellschaft herankommen. „Was sind das für reizend gelegene Hütten?" fragte die alte Holländerin, die

Alles wissen mußte, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr auf ihrem geschulten Pferde keine Gefahr drohe.

„Es sind Sennhütten, gnädige Frau, und in ihnen wird der Käse bereitet, wozu die Milch von den höher gelegenen Alpen herabgetragen wird.“

„Sennhütte? Sennhütte?“ rief Fräulein van der Swinden. „O, die muß ich besuchen, ich habe noch keine Sennhütte gesehen und mich schon lange darauf gefreut.“

„Das Vergnügen können Sie hier bequem haben, wenn Sie einen Augenblick absteigen wollen.“

Der aufmerksame Bräutigam war schon aus dem Sattel und hob die leichte Last mit Wonne auf die Erde. Die Anderen aber blieben auf den Pferden, denn Miß Edda kannte diese elenden Hütten schon, die sie auf dem Wege zur Furca und anderswo zur Genüge betrachtet.

Franz Marssen dagegen war auch abgestiegen und ging auf die erste beste Hütte zu, die man unverschlossen fand. Kaum hatte er die Thür geöffnet und die junge Holländerin war ihm neugierig zur Seite getreten, so fuhr sie mit einem Ruf des Schreckens zurück, denn der Anblick des schmutzigen Innern, verbunden mit dem üblen Geruch des halb fertigen Käses,

widerte sie auf eine unglaubliche Weise an, zumal sie eine an Reinlichkeit und Sauberkeit gewöhnte Holländerin war.

„Nein, nein," rief sie, „das ist schrecklich! O, ich will lieber meine Illusionen behalten und nicht diese grausame Wirklichkeit sehen. O wie herrlich hab' ich mir auf hoher Alp die Hütte einer Sennerin vorgestellt und nun, was finde ich hier?"

Miß Edda, die herangeritten war, lachte und sagte: „Meine liebe Elise, Sie müssen sich gewöhnen, auf ähnliche Weise alle Ihre jugendlichen Illusionen schwinden zu sehen. Wie Sie sich die Sennhütte und die Sennerin falsch vorgestellt, so stellen sich die Menschen auch oft die Welt vor und werden eben so arg von ihr getäuscht. Ach, mir ist in der Schweiz noch keine einzige hübsche, geschweige denn eine schöne Schweizerin vor Augen gekommen."

„Sie werden heute noch eine zu sehen bekommen," sagte jetzt Franz Marssen. „Oben im Gasthaus der Wengernalp haust eine schöne Frau und in ihr werden Sie zugleich das Urbild einer ächten Schweizerin kennen lernen. Diese Frau ist auch eine Sennerin gewesen und es sind also doch nicht alle Illusionen falsch."

„Ist das Wahrheit?" fragte Miß Edda zurück, „und kennen Sie diese Frau?"

„Ganz gewiß und ich kenne sie recht gut. Ich habe sie schon oft besucht, wenn ich mein Herz an dem schönsten Berge der Schweiz weiden wollte. Uebrigens hat sie einige Aehnlichkeit mit Ihnen, nur daß sie größer und stärker an Gestalt ist und daß ihre Augen blau und ihre Farben dunkler sind."

„Nun da bin ich neugierig!" rief Miß Edda. „Reiten Sie zu, Herr von Tekeli, die Anderen säumen mir zu lange und ich will auch einmal eine schöne Schweizerin sehen."

Der Weg wurde nun ohne ferneren Aufenthalt fortgesetzt, höchstens ließ man nur dann und wann die Pferde einige Minuten verschnaufen. Man stieg theils durch Waldungen in die Höhe, theils ritt man über anmuthig gelegene Matten mit herrlichen Aussichten, wo industriöse Bergbewohner auf Posten standen und das gewaltige Alphorn bliesen, oder ein Kanonenrohr abschossen, um die Reisenden das herrliche zwanzigfache Echo ihrer Berge vernehmen zu lassen. Das schönste Echo aber erzeugte Jürgen mit seiner hellen, durchdringenden Stimme. Bald jodelte, bald jauchzte er, sobald ihn nur ein ermunternder Blick traf, und in den Pausen pflückte er Blumen und brachte sie ihnen, wobei er freilich die Schottin begünstigte, der er schon einen ganzen Busch dunkelrother Alpenrosen zugereicht hatte. Obgleich

man aber bereits auf eine beträchtliche Höhe gelangt war, so brannte die Sonne doch heiß hernieder und die Damen fühlten sich nach dreistündigem Reiten ermüdet und sehnten sich danach, eine Stunde zu ruhen.

„Sind wir bald oben?“ fragte Miß Edda Jürgen, als sie den letzten, überaus steilen Weg in der obersten Waldung erkletterten.

„In zehn Minuten, und da — da thun sich schon die Schneefelder der Jungfrau auf, meine Dame.“

„Wo ist Dein Herr?“

„Er reitet da hinten ganz langsam und sieht sich die Eisbäche an. Die kann er nicht genug sehen.“

Miß Edda nickte ihm zu und ritt rascher auf dem ebener gewordenen Pfade fort, den ihre Vorgänger schon erreicht und damit alle Waldungen überwunden hatten. Endlich sah man das einfache Landhaus, welches jetzt den stolzen Namen „Hôtel-de-la-Jungfrau“ führt, in der Nähe an einem Abhange, gerade der Jungfrau gegenüber, vor sich liegen, und als man es erreicht, bemerkte man eine Menge Gäste, unter denen sich eine Gesellschaft von sechs Engländern durch ihre extravagante Kleidung sowohl wie durch ihr Benehmen besonders hervorthat, indem sie bei der Cognacflasche ziemlich laute und gerade nicht sehr erbauliche Reden führte.

Während die Holländer an eine lange Bank in der Nähe der Halle unter dem weit vorspringenden Dach ritten, um dort abzusteigen, drehte Miß Edda, weil dort nahebei die Engländer saßen und neugierig glotzend ihre Gläser schon in die Augen geklemmt hatten, ihren Fuchs herum, um eine abgelegenere Stelle zu suchen, wo sie unbeachtet absteigen könnte. In diesem Augenblick sprang aus der Hausthür eine zierlich gekleidete, ungemein kräftig gestaltete Frau mit einem schönen, offenen Gesicht hervor, und da sie Miß Edda's Wunsch zu errathen schien, trat sie heran und fragte sie, ob sie ihr beim Absteigen behülflich sein dürfe.

„Sind Sie die Wirthin?“ lautete die rasche Gegenfrage.

„Ja, meine Dame, die bin ich.“ Und schon streckte sie ihre kräftigen Arme derselben entgegen, um sie vom Pferde zu heben.

„Sind Sie auch stark genug dazu — kann ich Ihnen vertrauen?“

Die kräftige Schweizerin lächelte und ihr blaues Auge nickte dem schwarzen, ihr entgegenschauenden vertraulich zu. „Kommen Sie,“ sagte sie, „Sie sind nur eine Puppe für mich, ich habe schon schwerere und steif gefrorne Männer vom Pferde gehoben.“ Und im Nu hatte sie bei diesen Worten die Reiterin

im Sattel fest erfaßt und setzte sie sanft auf den Boden hin, indem sie sie mit freundlichen Worten willkommen hieß.

In diesem Augenblick kam auch Franz Marssen herangeritten. Sobald die Frau ihn sah, sprang sie zu ihm hin und reichte ihm die Hand nach dem Pferde hinauf.

„Grüß Sie Gott, Herr Marssen!“ rief sie fröhlich. „Ah, Sie kommen heute in großer Gesellschaft — das haben Sie ja noch nie gethan.“

„Man macht Fortschritte, Frau Wirthin. So, guten Tag! Und nun tischen Sie uns ein gutes Frühstück dort unter der Halle auf, aber nicht in der Nähe der Engländer, obgleich sie sich den besten Platz ausgesucht haben.“

„O, die haben schon gespeist und ich will die Branntweintrinker bald los werden. Ich habe die Herren schon lange satt, sie verscheuchen mir nur die Gäste, die mir lieber sind. In zehn Minuten sollen die Herrschaften an demselben Tische sitzen, den diese Herren jetzt einnehmen.“

Miß Edda hatte dies Gespräch mit angehört. „Darauf bin ich neugierig,“ sagte sie zu sich, „aber die Frau scheint leisten zu können, was sie will — und hübsch ist sie auch, das ist wahr.“

„Nun," redete Franz Marssen sie freundlich an, indem er mit der Hand auf die abgehende Wirthin deutete, „habe ich Recht gehabt?"

„Ja, wenigstens darin, daß sie hübsch ist; ich nehme mein Vorurtheil gegen die Schweizerinnen zurück."

Die Holländer saßen schon fast erschöpft und überaus erhitzt unter dem vorspringenden Dache neben den lautlachenden Engländern, die mit ihren frechen blauen Wasseraugen eine Dame nach der andern auf das Genauste betrachteten. Da trat die Wirthin an den Tisch heran, wischte die Platte desselben mit einem Tuche ab und sagte in englischer Sprache, indem sie sich an Franz Marssen wandte: „Haben Sie sich nicht gewundert, Sir, heute so viele Menschen bergaufsteigen zu sehen?"

„Ja, was giebt es denn heut' in der Nähe und wo ziehen die vielen Jauchzer und Jodler hin?"

„Sie gehen alle nach der kleinen Scheideck. Punct zwölf Uhr beginnt das große Schwingfest —"

Weiter kam sie nicht mit ihrer Rede. Die Engländer hatten kaum das Wort „Schwingfest" vernommen, so sprangen sie von ihren Bänken auf, und der eine, ein langer junger Mensch mit ungeheuren Schultern und Armen, aber einem überaus frechen und

vorlauten Gesicht, trat an die Wirthin heran und fragte:

„Schwingfest? Auf der kleinen Scheideck? Ist das wahr?“

„Yes, Sir, und um zwölf Uhr beginnt es.“ —

In fünf Minuten schon waren die Engländer ihren nachfolgenden Pferden und Trägern vorausgegangen und der herrliche Platz mit der Aussicht auf die Jungfrau war leer geworden. Die Wirthin lud jetzt des Malers Gesellschaft ein, auf demselben sich niederzulassen, wobei sie Miß Edda freundlich zulächelte und mit dem blühenden Kopfe anmuthig nickte.

Während man die Plätze wechselte und die Vorbereitungen zum Frühstück getroffen wurden, entfernte sich Franz Marssen von der Gesellschaft und suchte sich eine einsame Stelle hinter der anderen Seite des Hauses, von wo aus man die abstürzenden Klippen und die unermeßlichen Schneefelder der Jungfrau unmittelbar vor Augen hatte. Hier nahm er auf einer ihm schon bekannten Bank Platz, hob sein Auge empor und überließ sich seinen Gedanken, die eigentlich nur Grübeleien oder vielmehr dunkle Gefühle waren, deren er sich nie an diesem bezaubernden Orte entschlagen konnte.

Von dem Augenblick an, wo er diese hohe Re-

gion betreten hatte, war ein eigenthümlicher Geist über ihn gekommen. Ungeachtet seiner Energie und Willensstärke gehörte er doch zu jenen sensiblen Künstlernaturen, die, allen Eindrücken der Außenwelt nachgebend, plötzlichen Stimmungen unterworfen sind und in solchen bald wehmüthig in sich selbst versinken, bald in thatkräftige Begeisterung gerathen und dabei den inneren Productionstrieb, der gebieterisch in ihnen waltet, gleichsam wie eine wuchernde Pflanze sich entwickeln fühlen. In solchen Stimmungen entspringen bei wirklichen Künstlern oft die schönsten Ideen, und indem sie, wie Franz Marssen an diesem Orte, so Großes vor Augen haben, erwacht in ihnen der fast unwiderstehliche Drang, wenn nicht Aehnliches, so doch möglichst Schönes nachzuschaffen, so weit es eben ihre menschliche Kraft zuläßt.

Wenn ein solches, der Wehmuth verwandtes, Gefühl eine Schwäche ist, so ist sie sehr verzeihlich, und Niemand sollte sie tadeln oder bekritteln, da sie die Mutter so vieler die Welt zierender Kunstwerke geworden ist.

Bei unserm Freunde nun wurde durch eine solche Stimmnng die ihm inwohnende Kraft und Entschlossenheit niemals in Fesseln gelegt, und hätte sich jetzt eine Gelegenheit geboten, dieselbe zu zeigen, so würde sie

sich so vollkommen thätig erwiesen haben, wie in jedem anderen Augenblick. Aber dabei war sein Herz weich und mild gestimmt, das irdische Leben mit allen seinen kleinen Sorgen und Qualen trat in solchen seltenen Momenten in den Hintergrund, und es öffnete sich ihm eine große neue Welt voll namenlosen Glanzes und Reizes, und diese genoß er am liebsten in der Stille, von Niemanden gestört und nur mit sich und seinem Innern zu Rathe gehend.

So hatte er vielleicht zehn Minuten auf dieser Stelle gesessen und den wunderbaren Riesenbau der Jungfrau in allen Einzelnheiten betrachtet, als ein leiser Tritt hinter ihm hörbar wurde und eine reizende Gestalt sich an seiner Seite aufstellte. Er war jedoch so tief in Anschauen versunken, daß er die Annäherung derselben nicht eher bemerkte, als bis sie dicht neben ihm stand. Langsam wandte er nun den Kopf zur Seite und da sah er Miß Edda stehen, die, die Augen auf den vor ihr liegenden Berg gerichtet, unaufgefordert neben ihm auf der Bank Platz nahm, nachdem er sich erhoben und sie schweigend begrüßt hatte.

„Herr Marssen!“ sprach da eine helle uud wohllautende Stimme zu ihm, die jedoch etwas leiser als gewöhnlich zu Tage trat.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?“

„Sie sind heute den ganzen Morgen merkwürdig schweigsam gegen mich gewesen — worin liegt das? Tragen Sie mir nach, daß ich Sie heute Morgen fünf Minuten später, als es sich schickte, der Gesellschaft vorstellte?"

„O mein Gott, nein, daran habe ich noch gar nicht wieder gedacht, obgleich es mich einigermaßen in Verlegenheit setzte. Wie konnte ich Ihnen das nachtragen?"

„Also Sie sind mir nicht böse deshalb?"

„Ganz gewiß nicht, ich bin in diesem Augenblick sogar weit davon entfernt, überhaupt Jemanden auf der Welt böse zu sein."

„Aber warum sind Sie denn so schweigsam?"

Der Maler erhob die rechte Hand und deutete auf den ungeheuren Coloß ihm gegenüber, dessen in den blauen Lüften verschwindendes Haupt mit Schnee und Gletschern bedeckt war, die ihm wie weiße lange Locken bis tief über die breite Brust herabhingen. „Sehen Sie da," sagte er fast wehmüthig, „bei'm Anblick einer solchen Schöpfung verstummt in der Regel jede Sprache — auch die meine."

„Die meine aber nicht, und ich will mit Ihnen reden."

„Ich hindere Sie gewiß nicht daran — reden Sie!"

Aber sie schwieg, denn sie hatte in dem reinen blauen Auge, welches sich eben auf ihr Gesicht gerichtet, ein wirklich tiefes Gefühl gelesen, und ein solches Gefühl ist ansteckend. So wandte sie denn ihr Antlitz ebenfalls den Schneefeldern zu und starrte lange unbeweglich darauf hin.

„Finden Sie diesen Anblick nicht groß und erhaben?“ fragte er endlich.

„O, das bedarf ja kaum einer Frage. Ich finde, er geht über alle Beschreibung. Alle meine Erwartungen sind übertroffen, und nun sehe ich auch, daß ich da oben nicht hinauf kann, denn es würde meine Kräfte übersteigen. Aber warum hat mir die Natur die Sehnsucht nach diesen Höhen in die Seele gelegt, wenn sie mir nicht die Kraft verlieh, sie zu erreichen?“

„Der Mensch muß sich leider ja immer in seinen Wünschen beschränken. Er darf nicht fliegen wollen wie der Vogel, nicht schwimmen wie der Fisch — er ist mit seinen Füßen auf die Erde angewiesen und so sollten sich seine Wünsche auch nicht über dieselbe erheben. Höchstens eine unklare, bisweilen verzweifelnde Hoffnung darf er hegen —“

„Nun, Sie schweigen ja schon wieder? Welche Hoffnung darf er hegen?“

Franz Marssen schwieg noch eine Weile, dann sagte er ruhig: „Daß er einst mächtigere Schwingen besitzen wird, um zu Höhen zu gelangen, wie da eine vor uns liegt.“

Jetzt blieben Beide, die funkelnden Augen und vielleicht auch ihre Wünsche auf diese unerreichbare Höhe gerichtet, stumm. Als aber die Pause etwas lange dauerte und drückend wurde, da sagte Franz Marssen plötzlich:

„Ich bedaure, daß Ihre Frau Mutter das nicht sehen kann. Ich glaube doch, daß sie dieser Anblick ergriffen und tief bewegt hätte.“

Miß Edda athmete leise auf und schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich glaube es nicht,“ sagte sie, „dazu ist sie nicht mehr kräftig genug. Nur eine starke Seele wird von solchen Wundern ergriffen, meiner Mutter Seele aber ist, wie ihr Leib, matt und gleicht einem schwachen Rohr, das ein leichter Wind schüttelt und zur Erde beugt. Ach nein, auch ist sie eben so wenig nach der Schweiz gekommen, um das zu sehen, wie mein Vater.“

„Aber, mein Gott, warum ist er denn hergekommen?“

Miß Edda sann eine Weile nach, dann sprach sie mit bedeutsamem Ernst: „Ich habe es Ihnen ja

schon einmal angedeutet. Er hat hier eine bestimmte Aufgabe zu lösen, die ihn nöthigt, mit allerlei Menschen in Verkehr zu treten. Er erfüllt also hier, wie überall wo er bisher weilte, nur eine Pflicht, eine trockne und kalte und daher erkältende Pflicht. Nun denn, und damit er nicht allein eine schwere Aufgabe zu lösen hat, habe ich mir auch eine gestellt, mir eine Pflicht auferlegt, und diese ist weniger trocken und kalt als die seine. So unterstütze ich ihn auf meine Weise und werde es thun, so lange es geht, bis ich an mein Ziel gelangt bin."

„Sie seufzen dabei, indem Sie dies sagen, und so klingt mir Alles, was ich aus Ihrem Munde höre, noch seltsamer und ich verstehe Sie nicht. Was für eine Pflicht haben Sie sich denn auferlegt?"

Sie lächelte und dachte eine Weile nach, dann aber sagte sie, und Franz wußte nicht, ob sie im Scherz oder Ernst redete, denn ihre Worte widersprachen dem unbefangen und heiter blickenden Gesicht: „Vielleicht ist mir die Pflicht, die schwere Pflicht zu Theil geworden — den Menschen auf den Grund ihrer Herzen zu schauen."

„O, das ist keine so schwere Aufgabe, wenigstens wie ich sie erfasse."

„Sie erfassen vielleicht Manches zu leicht und

Anderes zu schwer. Man kann sich selbst davon keine Rechenschaft geben. Ihr Herz, zum Beispiel, mag nicht tief, ich meine, nicht unerforschlich tief sein —"

„Aber das Ihre — so will es mich wenigstens oft bedünken."

Sie lächelte, während sie dies sagte, und fast eben so wehmüthig, wie er vorher gelächelt. „Sie halten mein Herz für verstockt, nicht wahr?" fragte sie.

„Ich möchte wenigstens einmal die Stimme hören, die es zu öffnen im Stande ist."

Sie wollte eben antworten, aber in diesem Augenblick rollte ein tief und dumpf dröhnender Ton durch das Gebirge drüben, und das leicht geweckte Echo dröhnte ihn lange und geisterhaft nach.

„Was ist das?" fuhr Miß Edda in die Höhe. „Haben wir ein Gewitter?"

„Ja, ein Schneegewitter, eine Lawine —"

„Wie, eine Lawine? Hier?"

„Ja, wir sitzen in der Region, wo sie am häufigsten donnern und da — da können Sie sogar eine sehen."

„Wo? Wo?"

„Dort! Bemerken Sie die schwarze Schlucht in der Mitte des Berges?"

Es erfolgte ein tiefes Schweigen ringsum. Drü-

ben aber, dicht unter dem Gipfel der Jungfrau, hatte sich, vielleicht von der zunehmenden Tageswärme abgelöst, ein Eisblock losgebrochen und war auf ein frisches Schneefeld hinabgerollt. In dem Schneefelde begann ein silberner Staub aufzuwirbeln; einer dichten Nebelwolke gleich schwebte Etwas eine Weile in der Luft, dann verschwand es spurlos in einer Schlucht, plötzlich aber kam es unten in der Tiefe wieder wie ein stäubender Wasserfall hervor und bald darauf donnerte es gewaltig, als ob ein dreifaches Gewitter seine Stimme ertönen ließ.

Miß Edda schauerte vor Entzücken und Staunen. „Das war wirklich eine Lawine?“ fragte sie.

„Ja, eine Staublawine.“

„Aber das Bischen Schnee kann doch nicht solchen krachenden Ton erzeugen?“

„Das Bischen Schnee? Wissen Sie, daß sich dort eben vielleicht tausend Centner mit einem Male sechstausend Fuß tief hinunterstürzten? Es war also eine große Masse, nur durch die Ferne, in der sie fiel, erschien sie so klein und winzig.“

„Sie haben Recht. Das ist groß, das Größte von Allem. O, wenn doch noch eine fallen wollte!“

„Da kommt sie schon! Da! Sie verstehen es, die schlafenden Geister der Luft zu wecken.“

Ein zweiter Schneesturz erfolgte. Bald darauf noch mehrere. Die zwei Augenpaare verschlangen mit adlerartiger Schärfe jeden äußeren Vorgang da drüben, und auch in ihren aufgeregten Herzen zitterten die Schallwellen nach, die allmälig zu ihren Ohren gelangten.

„Kommt das hier häufig vor?" fragte Miß Edda leise und tief ergriffen.

„In dieser Jahreszeit und wenn die Sonnenstrahlen auf den Schnee wirken, oft."

„Ach, was ist das köstlich! Wir haben hier mehr Genuß als am Rhonegletscher und sind diesmal außerordentlich vom Wetter begünstigt."

„Bis jetzt, ja. Aber mein Vater warnte mich. In den Bergen, sagte er, glaubt man an die Beständigkeit des Wetters nicht, und mir selbst ist die Luft zu klar und fein. Wir überblicken Meilen und wissen es nicht."

Miß Edda verfiel wieder in Schweigen und starrte lange nach dem Jenseit der tiefen Schlucht, welche die Wengernalp von der Jungfrau trennt. Da raffte sie sich endlich zusammen. „Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte sie, „das ist Alles so schön, so groß, so überwältigend, und doch, glaube ich, sind wir nicht in der besten Laune, es wahrhaft zu empfinden, wie es empfunden werden muß. Woher mag das kommen?"

[illegible] es nicht, wenn wir nicht eben durch [illegible] Schönheit vor uns überwältigt und [illegible] Geistes sind. Meine Laune wenig- [illegible] schlecht, das versichere ich Ihnen, und [illegible] aber nichts zu beklagen und nehme das [illegible] dankbar an. Und hier [illegible] ich.“

[illegible] Schottin spielte mit einer schönen Alpen- [illegible] schon lange in der Hand hielt. „Nun,“ [illegible] einem Male scherzend, „wenn Sie so dank- [illegible] die Vorsehung sind, die Ihnen so Vieles [illegible] will ich hoffen, daß Sie es auch gegen Men- [illegible] wenn sie Ihnen wenig bieten. Hier haben [illegible] Blume, die ich vorher auf der Alp gepflückt. [illegible] mir Ihren Hut her, ich will sie darauf be- [illegible] So. Ich wünschte, es wäre eine Wunderblume [illegible] wäre im Stande, Ihre Laune sofort aufzu- [illegible] wie sie auf unserer ersten Reise war. Diese [illegible] schöner und Sie sind nicht mehr der Alte. [illegible] Harmlosigkeit ist verschwunden und Sie träumen [illegible]en.“

„Das liegt in meiner Natur. Manche Menschen [illegible] nicht dafür, daß sie im Schlafe träumen, ich [illegible] daß ich es im Wachen thue. Doch für die Blume [illegible] besten Dank. Wenn sie auf dem Hute vertrock-

net ist, werde ich sie zur Erinnerung an „die Jungfrau“ aufbewahren. Wer weiß, was sie noch als Leiche für Wunder wirkt, da sie aus der Hand einer —“

„Sie wollen doch nicht Heiligen sagen?“ fuhr sie neckisch fort, da er schwieg.

Er konnte nichts erwidern, denn sie wurden unterbrochen. Es war die hübsche Wirthin, die lächelnd herantrat und die beiden jungen Menschen freundlich einlud, zu Tisch zu kommen, da das Frühstück eben aufgetragen werde. —

Als die beiden Bewunderer der schönen Natur an den Tisch unter dem überhängenden Dach des Wirthshauses traten, kam von der anderen Seite das Brautpaar hastig und freudenvoll heran.

„Vater! Mutter! O Edda, da sind Sie ja — was haben wir gesehen!“ rief die junge Holländerin. „Rathet, rathet, geschwind!“

„Ich rathe schlecht,“ sagte der phlegmatisch auf seinem Stuhl lehnende Holländer, „zumal wenn ich müde bin. Ich habe mit meiner guten Alten ein kleines Schläfchen versucht, und das wird uns ganz gut bekommen.“

„Also Ihr habt auch nichts gehört?“ fragte die hübsche Tochter verwundert.

„Nichts, mein Kind, gar nichts!“ antwortete die Mutter.

„Nun, was haben Sie denn gesehen und gehört, liebe Elise, was wir nicht gesehen und gehört hätten?“ fragte jetzt Miß Edda.

„Lawinen! Zwei, drei und noch mehr. Habt Ihr es denn wirklich nicht donnern gehört?“

„Donnern?“ fragte die alte Holländerin und sah sich fast ängstlich nach allen Himmelsgegenden um.

„Still, Kind, still!“ sagte der Mann im Nankingrock. „Sei unbesorgt, ich habe Muth!“

Edda erzählte jetzt in aller Ruhe, daß sie ebenfalls die Lawinen bewundert und was sie sonst noch gesehen hätten, als eine Magd eine Schüssel mit Fleisch auf den Tisch setzte nebst zwei Flaschen Burgunder, von denen der Marineoffizier eine sogleich in die bereitstehenden Gläser leerte.

„Was ist denn das für Fleisch?“ fragte der alte Holländer nach einer Weile. „Das schmeckt ja ganz merkwürdig und fremdartig.“

Die am Tische zur Bedienung bereit stehende Wirthin lächelte und sagte: „Es ist Gemsbraten, mein Herr. Mein Mann hat vorgestern drüben am Fuße der Jungfrau ein junges Thier geschossen.“

„Gemsbraten!“ riefen Alle, nur Franz Marssen

verhielt sich still und sah die Wirthin forschend von der Seite an, worauf diese lächelnd ihren Platz am Tisch verließ und in das Haus ging.

„Es schmeckt allerdings eigenthümlich,“ bemerkte der Bräutigam, „aber doch eigentlich gut und kräftig. Nun, das kann man bei einer solchen Strapaze gebrauchen. Aber meinen Sie wirklich,“ wandte er sich an den Maler, „daß es Gemsbraten ist?“

„Ich verstehe mich nicht so recht darauf,“ erwiderte dieser. „Ich für meine Person halte es nur für einen wild gemachten und schmackhaft zubereiteten Ziegenbraten, aber man darf die hübsche Frau nicht mit Zweifeln an ihrer Aussage kränken. Jedoch kann es auch von einer Gemse herrühren, da diese hier oft geschossen werden.“

„So wollen wir es getrost für solchen essen!“ rief Miß Edda. „Auch mir schmeckt es gut.“

Alle aßen und tranken mit dem besten Appetit, auch die anderen Speisen, die reichlich, wie überall in der Schweiz, und rasch auf einander folgten. Als endlich die Wirthin abermals erschien und noch eine bestellte Flasche Burgunder brachte, sah die alte Holländerin sie scharf an und sagte, nachdem sie wieder fortgegangen war:

„Liebe Edda, der Herr Maler — ich vergesse immer

Ihren Namen, verzeihen Sie — hat doch Recht gehabt, als er unterwegs sagte, daß Sie dieser Frau ähnlich sehen, obgleich Sie ganz andere und viel schönere Augen haben."

„O bitte, rühmen Sie meine Rabenaugen nicht zu sehr; das Beste an ihnen ist, daß sie Alles sehen, was sie sehen wollen. Aber von dieser Aehnlichkeit sehe ich wenig oder nichts, obgleich ich den besten Willen dazu habe."

„Das kann man auch selten selbst sehen," nahm der schweigsame Baron Tekeli das Wort, „nicht wahr, mein Herr?"

„Bisweilen doch," erwiderte Franz, an den die Frage gerichtet war. „Aber in diesem Falle geht es mir seltsam; ich finde jetzt keine Aehnlichkeit mehr zwischen den beiden Gesichtern."

Miß Edda sah ihn groß an. „Wie käme denn das?" fragte sie langsam.

„Seitdem Sie die Lawinen gesehen haben, hat sich Ihr Gesicht verändert," sagte er, sich leicht verbeugend.

„Verändert?" fragte sie erstaunt.

„Ja, und ich habe schon oft gefunden, daß sich inmitten einer Scenerie, wie wir sie hier vor Augen haben, Menschengesichter rasch veränderten. Ich erkläre mir das sehr einfach. Wenn die Schönheit und Größe

der Natur erst in dem Herzen der Menschen gleichsam wie Blumen aufgehen, so nehmen auch ihre Gesichter einen anderen Ausdruck an — das heißt, sie verklären sich — und gerade für diese Veränderung glaube ich als Maler ein Auge zu haben."

„O mein Gott!" rief der Bräutigam mit einem entzückten Blick auf die erröthende Braut, „das habe ich Elisen vorher auch schon gesagt."

Diese hielt ihm den Mund zu und legte den anderen Arm um seinen Hals. „Nun denn," sagte die alte Holländerin zu ihrem Mann, „dann wollen wir uns nachher diese Scenerie auch ansehen, es ist immer etwas Schönes und Gutes, wenn sich das Gesicht eines Menschen im Leben verklärt. Trinken wir auf diese Verklärung ein Glas und mag uns Allen die Reise wohl bekommen!"

Alle stießen mit den Gläsern an und nickten sich, hier vertraulich, dort höflich einander zu.

Achtes Kapitel.

Das Schwingfest auf der Scheideck.

Während die Gesellschaft speiste, fanden sich allmälig noch mehr Gäste von Lauterbrunnen her ein, die mit ihnen demselben Ziele zustrebten, obgleich auch schon andere von der kleinen Scheideck anlangten, die Grindelwald am frühen Morgen verlassen hatten. Franz Marssen hatte Jürgen und den Pferdeführern genau die Zeit ihres Aufbruchs bestimmt, und diese stellten sich pünctlich mit den Pferden ein, um den kurzen Weg nach der Scheideck anzutreten, wo man den Kaffee trinken und dabei in aller Gemüthlichkeit dem Kampfe der sich schwingenden Schweizer zusehen wollte.

Als die Gesellschaft sich zur Abreise fertig gemacht hatte und die Absicht zum Aufsteigen kundgab, kam die hübsche Wirthin wieder zum Vorschein und stellte sich neben dem auf ihre Anordnung abseits geführten

Fuchs auf. Miß Edda trat heran und sah sich nach einem Tritt um, der ihr das Aufsteigen erleichtern sollte, da Niemand und namentlich kein Mann in ihrer Nähe war.

Die Wirthin bemerkte wohl, was die schöne Reiterin suchte und lächelte dabei. „Sie brauchen keinen Tritt, mein Fräulein," sagte sie, „und sollen mit meiner Hülfe schon in den Sattel kommen, wie ich Sie auch herausgebracht habe. So, treten Sie dreist in meine Hand und Sie werden rascher als die Andern bedient sein."

Bei diesen Worten bückte sie sich und hielt ihre rechte Hand so tief hin, daß Miß Edda bequem den Fuß darauf stellen konnte. Diese jedoch besann sich eine Weile, ob sie es thun solle oder nicht, da sie aber einen ermuthigenden Blick aus den freundlichen blauen Augen erhielt, setzte sie ihr zierliches Stiefelchen fest hinein und alsbald hob sie die starke Frau empor und im Nu hatte sie sich in den Sattel geschwungen.

„Sehen Sie wohl," rief die Schweizerin, die augenscheinlich die schöne Schottin liebgewonnen, „wie leicht und gut das ging? So, und nun liegen auch Ihre Kleider, wie sie liegen müssen. Ach, was ist das für eine reizende Tracht, die Sie tragen, und wie

hübsch steht sie Ihnen, wenn Sie zu Pferde sitzen! Wo trägt man eine solche, ich habe sie noch nie gesehen?"

„In Schottland, wenigstens eine ähnliche," erwiderte Miß Edda, leicht erröthend.

„Nun, da haben die Damen Geschmack, aber sie werden auch nicht alle aussehen, wie Sie."

Miß Edda nickte ihr dankbar zu, und als die anderen Damen schon abritten, sagte sie mit gewinnender Herzlichkeit: „Ich danke Ihnen, liebe Frau, und nun geben Sie mir auch so freundlich die Hand, wie Sie sie vorher Herrn Marssen gegeben. Ich kenne Sie zwar nicht so lange wie er, aber ich mache dieselben Ansprüche an Ihre Gefälligkeit."

Die Schweizerin reichte ihre große weiße Hand der kleinen Rechten der Schottin hin und drückte sie warm. „Reisen Sie glücklich," sagte sie, „und heitern Sie wo möglich Herrn Marssen auf, er sieht merkwürdig bedrückt und sorgenvoll aus. Früher war er heiterer als heute."

„Sie kennen ihn wohl schon lange?" lautete die ernst gesprochene Gegenfrage.

„O nein, erst ein Jahr, aber ich weiß, daß er kein flüchtiger Wildfang ist, wie es viele Andere sind, und daß er ein offenes Herz für alles Gute und Schöne hat. Das

werden Sie ihm auch wohl schon angemerkt haben, nicht wahr?"

Miß Edda nickte und reichte der Frau noch einmal die Hand. „Leben Sie wohl," sagte sie, „Ihr Wunsch soll möglichst erfüllt werden, und ich hoffe Sie noch öfter wiederzusehen."

Mit diesen Worten ritt sie den beiden Damen nach, die schon auf sie warteten, während die Herren noch im Hause beschäftigt waren, dem Wirthe die Zeche zu bezahlen, da weder der Ungar noch Franz Marssen zugeben wollten, daß der reiche Holländer, wie er es bereits hinter ihrem Rücken gethan, die Rechnung allein abschloß.

Endlich aber hatten sie sich geeinigt, stiegen in die Sättel und ritten den sie erwartenden Damen nach. Nur der Maler bestieg seinen Schimmel nicht, vielmehr ging er, nachdem er der Wirthin die Hand gereicht und einige Worte mit ihr gewechselt, hinter den Herren zu Fuße her und sein kluges Pferd folgte ihm Schritt vor Schritt auf den Fersen nach.

„Warum steigen Sie nicht auf?" rief ihm Miß Edda entgegen.

„Ich habe das Bedürfniß, eine Strecke zu gehen," rief er ihr zu. „Der Weg nach der Scheideck ist so

kurz und gut, daß man ihn ohne Mühe und mit Behagen zurücklegen kann."

„O, dann wollen wir auch gehen!" rief die junge Holländerin. „Ich gehe so gern und das Reiten macht die Glieder so steif."

„Nein, meine Damen, Sie müssen noch zu Pferde bleiben," erwiderte der Maler. „Sie haben unterwegs eine so reiche Augenweide, daß Sie zu langsam gehen würden, wenn Sie zu Fuße wären, und wir dürfen keine Secunde Zeit verlieren. Uebrigens werden Sie Ihre Füße heute noch genug anstrengen müssen, denn nach Grindelwald hinab läßt es sich nur unbequem reiten, da der Weg steil und beschwerlich ist."

„Gut, so reiten wir noch," entschied Miß Edda. „Bleiben Sie aber gefälligst in unserer Nähe und nennen Sie uns die Namen der Berge, die hier zur Rechten auf einander folgen."

So schritt denn Franz Marssen hinter den Eltern zwischen den beiden jungen Reiterinnen her, denen sich der Ungar und Herr van der Hooft zunächst anschloß, während Jürgen mit dem leise wiehernden Schimmel die Nachhut bildete.

Selten nur mag man in der mit so vielen schönen Puncten gesegneten Schweiz einen Weg finden,

der dem von der Wengernalp nach der kleinen Scheideck führenden gleicht. Ueber hügelartig gebildete grüne Matten, die von weidenden dunkelbraunen Kühen reich belebt sind, steigt er sanft bergan und ihm zur Seite zieht sich die gewaltige Finsteraarhorngruppe entlang, deren Gipfel im Berner Oberlande am höchsten aufragen und deren Formation, obwohl sie so reich und mannigfaltig sind, doch etwas Gemeinsames haben: eine imponirende Wirkung auf den Beschauer, die eben auf ihrer Größe und Mächtigkeit beruht und deren Schönheit in Bezug auf die zahlreichen Eisströme von keinem anderen Gebirge der Erde übertroffen wird.

Franz Marssen nannte den Damen die einzelnen Gipfel, die im blauen Aether bis zu ihren höchsten Schneespitzen klar sichtbar waren, und sie verfolgten mit bewunderndem Auge die sich in Schlangenwindungen herabringelnden Gletscher, von denen hie und da noch immer eine Staublawine niederrauschte, deren gewaltigen Donnerton nun auch die Eltern der Braut vernahmen. So zog man denn von der im Mittagsglanze strahlenden Jungfrau fort, an dem schwarzen finsteren Mönch und dem doppelspitzigen Eiger vorüber, sah einen Augenblick das gewaltige Finsteraarhorn in der Ferne auftauchen und begrüßte auch das

silbern glänzende Schreckhorn, dem dann die beiden Grindelwaldgletscher folgten, die man aber erst sieht, wenn man dicht in ihre Nähe gelangt ist.

„Die Natur scheint mir hier immer großartiger zu werden," sagte Miß Edda einmal zu ihren Begleitern. „Hier folgt ein Gletscher dem andern, eine Schlucht öffnet sich in die andere, und das Rauschen in der Tiefe vermischt sich mit dem Donner in der Höhe, so daß man nicht weiß, wohin man sein Auge und sein Ohr wenden soll. Das ist köstlich, Elise, nicht wahr?"

Diese nickte, denn ihr Auge hing entzückt an den anmuthig geschweiften Eisflüssen und den starren Schneehäuptern darüber, Franz Marssen aber erwiderte: „Ja, insofern man hier eine längere Reihe von Bergen mit ihren Gletschern mit einem Blick überschaut, wird die Natur noch großartiger als vorher. Auf der kleinen Scheideck haben Sie den ganzen Kranz vor sich und stehen obenein auf einer weiten, saftig grünen Wiesenfläche, sicher und weich, und darum hat man auch dahin das volksthümliche Schwingfest verlegt, wohin alle die Mädchen pilgern, die Sie da vorn im Sonntagsstaate einherziehen sehen."

„Mädchen?" fragte Miß Edda. „Was haben denn die bei dem Kampfspiel der Männer zu thun?"

Franz Marssen lachte. „Wo in der Welt, mein Fräulein," sagte er, „wird ein öffentliches Fest begangen, an dem keine Frauen und Mädchen Theil nähmen! Die Einen lockt die Neugierde, die Anderen die Theilnahme an dem Geschick ihrer Verwandten, oder auch die Lust an Vergnügungen überhaupt. Wer unter den jungen starkknochigen Burschen heute siegt, trägt Monate lang einen großen Namen mit sich herum, und ein solcher Sieger hat etwas Anziehendes für das hiesige weibliche Geschlecht. Nach dem Kampf aber wird getanzt und gejodelt bis in die Nacht hinein, und da die Jungfern das schreckliche Kirschwasser, mit Honig und Safran versetzt, nicht sparen, das sie heute ihren Geliebten aus eigener Tasche credenzen, so endet das Fest in der Regel lauter als es begonnen und artet nicht selten zu einem wilden Bacchanale aus, von dem Mancher mit geschundenen Gliedern heimkehrt."

„So. Wie lange werden wir dem Kampfe zuschauen?"

„Wir dürfen uns nur eine Stunde auf der Scheideck aufhalten, wenn wir die Eisgrotte im Grindelwaldgletscher besuchen und Abends in Grindelwald selber die Führer zur morgenden Partie dingen wollen."

„Ja, das wollen und müssen wir," rief Miß

Edda. „Elise und ich haben schon den Plan für morgen entworfen und Sie werden ihm hoffentlich beistimmen.“

„Wenn er ausführbar ist, gewiß. Wie lautet der Plan?“

„Das sollen Sie heute Abend als Dessert beim Abendtische erfahren.“

„Dann bitte ich nicht zu spät zu speisen, da der Führer, den ich dingen werde, noch Vorbereitungen treffen und seine Kameraden zusammenrufen muß.“

Die beiden jungen Damen nickten beifällig und lächelten sich schelmisch zu.

„Die Damen haben einen großen Plan ausgeheckt,“ sagte nun Herr van der Hooft, „aber ich hoffe, Sie werden ihm Ihre Beistimmung versagen, denn man kann doch unmöglich in den Bergen, am Ende gar auf dem Eise, eine Nacht unter freiem Himmel zubringen, und die beiden Damen sind abenteuerlich gesinnt genug, dergleichen für möglich zu halten.“

„Bei schlechtem Wetter ist es allerdings unmöglich,“ erwiderte Franz. „Aber eine so weite und gewagte Excursion werden die Damen doch nicht vorhaben. Uebrigens giebt es in der Nähe des unteren Grindelwaldgletschers, den Sie doch wohl nur zu besteigen gedenken, Hütten genug, die eine

Rast für die Nacht darbieten, wenn sie nöthig werden sollte, was ich indessen nicht glaube, da ein solches Nachtquartier mit Unbequemlichkeiten —"

„Still, still!" unterbrach ihn Miß Edda. „Diesmal entscheiden wir, und die gestrengen Herren werden sich fügen. Was nützt uns das Besteigen eines Gletschers, wenn wir nicht einen Blick in das geheime Weben und Walten der Natur thun dürfen, und gerade eine Nacht unter Eistrümmern soll köstlich und unvergeßlich sein. Wir Beide lieben nun einmal dergleichen und sind keine Schwächlinge, wie Sie denken, Herr van der Hooft. Und schließlich, was andere Damen vor uns vollbracht haben, kann auch von uns gelöst werden. Da haben Sie es, doch so weit sind wir noch nicht und nur, wenn Herr Marssen als Sachverständiger seine Einwilligung absolut versagt, folge ich ihm. Das fürchte ich aber nicht. — Doch was ist das?"

Man war auf eine fast unabsehbar weite, grüne Matte hinausgetreten, die mit kräftig duftendem und kräuterreichem Alpgras bedeckt war. Zur Rechten senkte sie sich bald steiler, bald sanfter zu einem tiefen Abgrunde hinab und jenseit desselben ragten die vorhergenannten schneeigen Bergriesen auf. Die ganze Matte war überaus reich von schönen Kühen bewei-

det, die mit ihren am Halse hängenden großen Glocken ringsum ein harmonisches Geläut vernehmen ließen und theils gesättigt im Grase lagen und behaglich wiederkäueten, theils ruhig und langsam umherschlenderten und weiter fraßen. Zwischen ihnen hie und da tauchte ein malerischer Heustadel, eine Sennhütte oder auch ein Nothstall für plötzlich ausbrechendes Unwetter auf, und das ganze große Landschaftsbild trug einen so überraschend friedfertigen und idyllischen Character, daß die so plötzlich darin Eintretenden sich gleichsam in eine neue Welt versetzt glaubten.

Da wurde der langsam vorschreitende und Alles in Augenschein nehmende Zug dadurch aufgehalten, daß die voranreitende Frau van der Swinden plötzlich ihr Pferd anhielt und angstvoll zurückrief:

„O mein Gott, meine Herren, da ist ja eine Heerde von mehr als tausend Kühen vor uns! Wo kommen denn die mit einem Male her? Es wird doch kein wilder Stier darunter sein, der uns angreift?"

Franz Marssen trat zu ihr heran und beruhigte sie, indem er ihr erzählte, daß die Kühe den ganzen Sommer hier versammelt blieben, daß sie eben so klug und gutmüthig wie auch an den Anblick der Menschen gewöhnt wären und daß er selber in der Nähe keinen Stier wahrnähme.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief der kleine Mann im Nankingrock. „Haltet Euch nicht auf, Kinder, und Du, Frau, fürchte Dich nicht — ich habe Muth!“

So ließ die Dame denn ihr Pferd wieder gehen, sah sich aber mit angstvollen Blicken nach allen Seiten um, während die jüngeren Personen der Gesellschaft mit Vergnügen das anmuthige Bild betrachteten und Alle ungefährdet durch die Reihen der zahmen, hin und her wandelnden Thiere ritten, die sie mit klugen Augen anglotzten und bisweilen einem Pferde streckenweis zur Seite blieben, als wollten sie mit ihm freundliche Unterhaltung pflegen.

Die Matte aber dehnte sich immer weiter aus, bis an ihrem Ende ein neues hübsches Haus sichtbar wurde, in dessen Nähe, wie man schon aus der Ferne sah, eine große Menschenmenge versammelt war.

„Was ist das da vorn?“ fragte Miß Edda den Maler, der wieder zu den jüngeren Damen zurückgerufen war, da diese ihn mit zahllosen Fragen zu bestürmen hatten.

„Das ist unser nächstes Ziel, die kleine Scheideck, mein Fräulein, und wir haben den Schauplatz des Schwingfestes sogleich erreicht. Von dem Hause an aber — es heißt mit Recht Hôtel-Bellevüe — führt der Weg abwärts nach Grindelwald und von dort

aus können Sie vier Stunden lang zu Fuß gehen, wenn Sie so viel Ausdauer besitzen."

„O, wir haben Ausdauer genug," rief die junge Holländerin; „Strapazen giebt es für uns nicht. Herr von Tekeli, Sie sind ja immer so gütig, reiten Sie doch geschwind voraus und bestellen Sie uns den Kaffee auf einen Platz, wo wir den Wettkampf überschauen können."

Der diensteifrige Ungar wollte sein Pferd eben in Trab setzen, als Franz Marssen rief:

„Bleiben Sie hier, Herr von Tekeli, und Sie, mein Fräulein, empfangen die Meldung, daß ich, Ihren Wunsch schon früher errathend, für die Erfüllung desselben bereits gesorgt habe. Schon vor einer Stunde ist von der Wengernalp einer der Pferdeführer abgesandt, und Sie werden Alles, was Sie bedürfen, vorbereitet finden."

„Sie sind ein vortrefflicher Reisemarschall," rief die alte Holländerin zurück, „und ich muß unsre gute Edda loben, daß sie uns Ihre Begleitung verschafft hat. Swinden, Mann! siehst Du, wir finden den Kaffee bereit, und gleich dabei ein Schauspiel, was vielleicht noch kein Holländer mit Augen geschaut hat."

Der alte Holländer drehte sich herum und zeigte sein rothes, schweißtriefendes Gesicht, das gleichwohl

von Freude und Zufriedenheit strahlte. „Sehr gut, Mynheer,“ sagte er zu Franz Marssen und winkte ihm mit der Hand zu; „ich lobe Sie — Sie sind ein sehr — ein sehr guter Reisemarechal!“ —

Als die Reisenden sich dem Hôtel-Bellevue näherten, fanden sie, daß links davon auf einem hervorragenden und mit dem weichsten Rasen bedeckten Platze mehr Menschen versammelt waren, als sie aus der Ferne wahrgenommen zu haben glaubten, nur hatten sie sich in einen großen Kreis zusammengedrängt und standen hier in vielen Reihen dicht geschaart hinter einander, die von Kirschwasser und Leidenschaft erhitzten Gesichter nach dem Mittelpunct des Kreises gerichtet, in dem so eben die Vorbereitungen zum ersten Wettkampfe getroffen wurden.

Jürgen, der aus Erfahrung wußte, daß sein Herr, der früher mit seiner Hülfe schon einmal so unsanft abgewiesen war, der jungen schottischen Dame niemals beim Auf- oder Absteigen behülflich war, trug eine zur Hand stehende bewegliche Treppe an den Fuchs heran, und so war Miß Edda die Erste, die den Boden erreichte, während Herr van der Hooft zuerst seiner Braut und dann mit größerer Mühe seiner Schwiegermutter aus dem Sattel half.

Unmittelbar neben dem Kreise der schaulustigen Schweizer hatte der vorausgesandte Führer zwei Tische zusammengestellt und Bänke rings herum gerückt, vor denen er nun Wache stand, um sie den ihm zugehörigen Herrschaften ungeschmälert zu überweisen. Kaum war dies geschehen, so trug eine der Töchter des Hauses den bestellten Kaffee nebst Zubehör herbei, und nachdem die erwünschte Labung hastig eingenommen war, stiegen die Herren auf die Bänke, um so besser in den Kreis blicken zu können. Sehr bald standen auch die Damen neben ihnen und nun hatten Alle das seltsame Schauspiel dicht vor sich, welches alsbald seinen Anfang nehmen sollte.

Bekanntlich besteht der schweizerische Schwingkampf darin, daß sich zwei Männer, die sich messen wollen, gegenseitig um beide Oberschenkel ein festes Tuch knüpfen, welches bei den Kämpfern zu einer leicht faßlichen Handhabe dient. Damit diese nun einem Jeden die möglichste Sicherheit bietet, knüpft ein Gegner dem anderen die Tücher um, die jedes Mädchen in Bereitschaft hält, und dies geschieht stets mit größter Sorgfalt, da von der Dauerhaftigkeit dieser Vorrichtung sehr viel und oft mehr als von der Kraft und Geschicklichkeit der Kämpfenden abhängt. Sitzen die Tücher fest, so beginnt das ernsthafte Spiel damit,

daß beide Kämpfer sich in eine vorn über gebeugte Stellung begeben und ihre Köpfe gegen die rechte Schulter des Gegners stützen. Dann ergreift Einer mit den Händen die Handhaben an den Schenkeln des Anderen und gegenseitig versuchen sie sich daran in die Höhe zu heben und, wenn dies gelungen, schließlich dergestalt auf die Erde zu werfen, daß der Eine oder der Andere auf den Rücken fällt. Es dauert oft sehr lange, bis dies gelingt, und in der Regel stehen die Kämpfer, zumal wenn sie sich gewachsen sind, lange wie unbeweglich in der unbequemen Stellung, obgleich sie gewiß unausgesetzt alle ihre Kraft und List anwenden, um dem Gegner eine schwache Seite oder einen Moment des Nachlasses seines Griffes abzugewinnen, was sie ja sogleich an ihren eigenen Schenkeln fühlen müssen. Ist derselbe aber erst oder nur eins seiner Beine von der Erde gehoben, so schleppen und werfen sich die Kämpfenden unter dem Beifalls- oder Angstgeschrei der Zuschauer pfeilgeschwind herum, sind aber erst beide Beine vom Boden gehoben, so dauert das Spiel nicht mehr lange, der Stärkere schwingt den Besiegten in horizontaler Lage wüthend um seinen eigenen Körper im Kreise herum, bis er ihn nicht mehr halten kann oder seines Sieges überdrüssig ist, und der Besiegte stürzt krachend mit dem

Rücken zuerst auf den Boden, wobei der Sieger in der Regel über ihn hinfällt, da der Fallende den Werfenden fast immer krampfhaft an den Handhaben festhält. Anfangs pflegt das gewagte Spiel mit Ruhe und Gleichmuth zu beginnen, je länger es aber dauert, um so erbitterter und erregter werden die Kämpfer, und zuletzt tragen ihre bleichen oder blau aufgeschwollenen Gesichter die Spuren der wildesten Leidenschaft und Kampfbegier, wobei es denn nicht selten geschieht, daß einer der Kämpfenden beim heftigen Niederstürzen einen ernstlichen Schaden nimmt. Häufig bekennt sich der einmal Geworfene nicht sogleich als besiegt und beginnt nach kurzer Erholung den Kampf von Neuem, in der Regel aber wird er wieder geworfen, und hat sogar Schreiber dieses einen und denselben Mann sieben Mal hinter einander von einem viel kleineren Gegner erbarmungslos zu Boden schleudern sehen, da nicht immer die Größe und Stärke, vielmehr die Gewandtheit und Geschicklichkeit wie bei allen dergleichen körperlichen Uebungen den Ausschlag giebt.

Als nun unsere Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit dem beginnenden Spiele zuwandte, wurden eben die Tücher geknüpft, und da dies eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, so hatte man Muße genug, die Ge-

sichter der Zuschauer zu mustern, die hier mit Stolz und Freude, dort mit Sorge und Angst auf ihre befreundeten Kämpfer blickten.

An vier Puncten, einander gegenüber stehend, war je ein älterer und erfahrener Mann als Kampfrichter aufgestellt, gleich hinter ihnen her drängten sich die Frauen und Mädchen in ihrem Putz mit lang flatternden bunten Bändern an den Mützen, in rothen und schwarzen Miedern und Röcken, und dabei dieselbe Leidenschaftlichkeit wie die Männer auf den erhitzten Gesichtern tragend. Um die Weiber herum stand ein dichterer Kreis zuschauender Männer, Jünglinge und Knaben, die, so lange die Vorbereitungen dauerten, laut schrieen und tobten, dagegen mäuschenstill wurden, sobald der Kampf begann.

An einer Seite aber innerhalb des Kreises standen diesmal auch Fremde, und mit Leichtigkeit erkannten die Mitglieder unsrer Reisegesellschaft die sechs Engländer wieder, welche die hübsche Wirthin vom Jungfrauhôtel so klüglich und schnell nach der Scheideck getrieben hatte.

Wenn viele der eingebornen Zuschauer schon nicht mehr ganz in nüchternem Zustande waren, so ging es den Herren Briten nicht besser, und was die Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit ihrer bärtigen Gesichter

betraf, so konnten sie den Schweizern sogar zu Mustern dienen, denn ihre weit vorspringenden Augen glühten vor Kampfbegier und die Erwartung in ihren Mienen hatte sich zur krampfhaften Spannung gesteigert, da sie nicht unbeträchtliche Wetten abgeschlossen, wer von den beiden zuerst Kämpfenden den Sieg davon tragen würde.

Die ersten Kämpfer waren ein großer, langarmiger und breitschultriger Mann von einigen zwanzig Jahren mit fuchsrothem Haar und einem listigen unangenehmen Gesicht; der zweite aber ein viel kleinerer, muskelkräftiger und behenderer. Dieser letztere war ein Kellner des Gasthauses selbst, und auf ihn blickten viele Mädchen mit Freude und Stolz, da er nicht allein ein hübscher Junge von neunzehn Jahren, sondern auch ein bekannter und geübter Schwinger war. Dagegen hatten nur zwei Engländer auf ihn als Sieger gewettet, während die vier anderen dem großen Manne im Voraus den Preis zuerkannten.

Endlich waren die Tücher fest geknüpft und hinreichend geprüft, und nun legte sich wie auf einen Wink von höherer Hand das Getümmel und Geschrei und eine fast athemlose Stille trat unter den Zuschauern ein. Jetzt senkten die Kämpfer ihre Köpfe wie die Stiere, die mit den Hörnern zusammenrennen

wollen, und stemmten sich fest gegen die feindlichen Schultern, die Hände griffen in die Handhaben und der Kampf begann.

Eine Zeitlang standen die beiden Männer unbeweglich, nur bisweilen bemerkte man einen Ruck, den irgend ein Arm versuchsweise ausübte, aber kein Bein wich vom Rasen, vielmehr schienen sich nur alle vier fester und fester in die Erde zu graben. Plötzlich aber kam Leben in die todte Gruppe; mit Gewalt schleuderten sie sich links und rechts, so daß der Kreis der Zuschauer flüchtend aus einander stob, aber er schloß sich von Neuem wieder, sobald die Ringer wieder der Mitte zuwirbelten. Da, und Niemand sah, wie es geschah, erhob der kleine Kellner mit einem Mal das eine Bein seines Gegners, dieser hüpfte stramm und fest auf dem andern mit ihm im Kreise herum, nach kurzer Zeit aber wurde auch das zweite widerstrebende Bein vom Boden erhoben, der lange Mann ward von dem kleinen wie eine todte Masse im Kreise herumgeschwungen und gleich darauf dröhnte der Boden vom Falle seines schweren Körpers wieder, wobei der Kellner über ihn hin schlug, ihn aber so lange fest hielt und geschickt zu drängen wußte, bis er völlig auf dem Rücken lag.

Die Kämpfer hatten keinen Schaden genommen

und richteten sich unter tosendem Beifallsgeschrei der Zuschauer sogleich wieder auf. Ihre Gesichter sahen blauroth und geschwollen aus und ihre Augen waren mit Blut unterlaufen. Nichtsdestoweniger packten sie sich nach einer Minute Rast mit athemloser Wuth von Neuem und kurze Zeit darauf wurde der große Schweizer noch einmal so unsanft wie vorher und gleich auf den Rücken zu Boden geschleudert, so daß er eine Weile bewegungslos liegen blieb und sich erst erhob, als einige theilnehmende Mädchen sich über ihn niederbeugten und ihn ermunterten, aufzustehen, wenn er dazu im Stande sei. Da sprang er wüthend auf, ballte die Fäuste gegen seinen triumphirenden Gegner, schleuderte ihm einen drohenden Blick zu und verschwand in der Menge, um seinen Gegnern nicht länger zur Zielscheibe ihres Spottes zu dienen.

Da aber erlitt die Fortsetzung des ernsten Spieles eine unerwartete Unterbrechung. Der eine Engländer, ein ungeheuer kräftiger und wohlgebauter junger Mann mit vollem Bacchusgesicht und mähnenartigem Bart sprang in den Kreis und redete mit eifrigen Geberden die Kampfrichter an, die zuerst verwundert aufhorchten, dann unter sich nachdenklich berathschlagten, endlich aber dem Willen des Engländers geneigt zu werden schienen, als derselbe eine Hand voll Louisd'or aus

der Tasche zog und dem ältesten Kampfrichter einhändigte.

Gleich darauf wurde der siegreiche Kellner herbeigerufen und ihm eine Frage vorgelegt. Er besann sich nur kurze Zeit, sah den mächtigen Briten mit prüfendem Blick an, nickte lächelnd mit dem Kopfe und die Sache war abgethan, der Wunsch des Fremden sollte erfüllt werden.

Unterdessen waren zwei andere Kämpfer mit schon geknüpften Tüchern in den Kreis getreten und ein neuer Kampf begann.

Miß Edda hatte eigentlich schon genug an diesem ersten Ringkampf. Sie schüttelte mißfällig das edle Haupt und blickte fragend nach ihrem Nachbar hin, der kein Anderer als Franz Marssen war und dicht neben ihr auf der Bank Platz gefunden hatte.

„Geben Sie Acht,“ flüsterte er ihr zu, „es giebt eine Comödie. Den übermüthigen Engländer dort juckt das dicke Fell und er hat nicht eher Ruh, als bis er es auf der Erde reiben kann. Sehen Sie da, er zieht sich schon den chocoladefarbigen Rock aus und wirft den Filz auf die Erde. Da giebt er auch seine Uhr und Brieftasche ab. Ha, ich hätte wahrhaftig selbst Lust, ihn etwas unsanft die Mutter Gäa küssen zu lassen.“

„O,“ rief Miß Edda fast zürnend, „Sie werden

doch dies grobe Spiel nicht mitmachen wollen? Denken Sie daran, welche Demüthigung es für Sie und für uns Alle wäre, wenn Sie geworfen würden!"

Franz Marssen lachte. „Nun," sagte er heiter, „ich verstehe diese Kniffe auch ein wenig, aber ich denke wirklich nicht ernstlich daran, mich an dem Kampfe zu betheiligen, obgleich ich nicht so empfindlich gegen Demüthigungen bin wie Sie. Männer werden im Leben öfter gedemüthigt als Frauen und sie müssen es leider ertragen, ohne zu murren."

„Aber, mein Gott, ich begreife nicht, wie man sich Angesichts dieser ehrwürdigen weißen Berge balgen, Branntwein trinken und schreien kann. Am liebsten säße ich auf dem Rasen und starrte denkend und schweigend die Erde an, die mir hier schöner als der Himmel selber vorkommt."

„Da haben Sie Recht und diesmal stimmen wir vollkommen mit einander überein. Doch sehen Sie da, der Engländer theilt nicht unsern Geschmack, er macht sich zur Arbeit fertig. Ha, und da liegen seine Louisd'or auf einem Tisch —"

„Ja, und der kleine Schweizer hat einen Franc daneben gelegt — das also ist die ganze Beute, die der edle Brite erjagen kann, wenn man den Ruhm nicht in Anschlag bringt, den er hier für ganz Old-England einerndtet."

Während dies Gespräch geführt wurde, war der zweite Kampf auch schon entschieden und jetzt trat der Engländer mit dem Kellner in den Kreis und dieser band ihm die Tücher um seine mächtigen Schenkel fest. Mit fest zusammengebissenen Zähnen und starr hervorspringenden Augen maß er dabei seinen gegen ihn zwerghaft erscheinenden Gegner, warf seinen Landsleuten einen vielsagenden Blick zu, die eben eine neue Wette eingingen, und als dann zwei unparteiische Männer des Kellners Handhaben untersucht und geeignet gefunden hatten, schickten sich beide Kämpfer zu ihrem Vorhaben an.

Seltsam war es dabei zu sehen, wie steif und ungelenkig der Engländer seinen dicken Kopf gegen die Schulter des Schweizers beugte und mit welcher Siegesgewißheit er mit seinen mächtigen Händen die Handhaben desselben ergriff. Wenn er aber geglaubt hatte, den kleinen Mann wie eine Feder emporheben und einer Schwalbe gleich durch die Luft wirbeln zu können, so irrte er sich, denn der Schweizer war wie an den starren Boden seiner Heimat gewachsen und es gelang dem Engländer beim besten Willen nicht, ihn davon loszureißen. Bei dieser ungeheuren Anstrengung verlor sein Gesicht alle Aehnlichkeit mit dem Antlitz eines Menschen und nahm mehr und mehr das Aussehen

der blauroth aufgeschwollenen Maske eines Pavians an; bald darauf waren auch seine feinen Beinkleider schon von dem gewaltigen Zerren und Heben des Schweizers zerrissen, ehe er noch einmal die Handhaben desselben von der Stelle bewegt hatte.

Unbeweglich standen auch diese Kämpfer eine geraume Zeit, keinen Zoll breit Erde gab der eine dem andern Raum — da stießen die fünf zuschauenden Engländer ein Jubelgeschrei aus, denn sie glaubten, den Sieg ihres heroischen Landsmannes in Händen zu haben. Der kleine Schweizer war nämlich auf ein Knie gesunken und es sah wirklich aus, als ob ihn die Wucht seines schweren Gegners zu Boden gedrückt habe. Plötzlich aber schnellte er wie eine Feder in die Höhe und in demselben Augenblick war der Engländer empor gerissen, wirbelte wie ein Kreisel herum und gleich darauf, in seinem bodenlosen Zustande nicht an das Festhalten des Gegners denkend, wurde er von diesem dicht vor den Füßen seiner Landsleute auf den Rasen geschleudert, so daß ringsum ein lauter Krach gehört ward.

Ein ungeheures, anhaltendes Jubelgeschrei aus allen Kehlen der anwesenden Schweizer dröhnte bis zu den ewigen Bergen hinüber, nur die Engländer schrieen nicht mit, sondern standen mit bleichen und langen

Gesichtern da, vor Verwunderung und Schrecken außer Stande, ihrem verdutzten Freunde zu Hülfe zu kommen. Diesen aber weckte endlich das sich immer wiederholende Siegesgeschrei der Schweizer aus seinem Taumel. Er erhob sich erst langsam auf die Kniee, dann auf die Füße, deren einer einen Schuh verloren hatte, und mit einem stieren Aufblick gegen seinen frohlockenden Besieger hin, ballte er die Fäuste vor dem Leibe zusammen, als wollte er ihn damit nach Boxerart niederschlagen.

Da aber sprang ein Dutzend junger Männer auf ihn ein und drängte ihn und seine Gefährten gewaltsam aus dem Kreise, während der Kellner von den Kampfrichtern den ihm gebührenden goldenen Preis einzog, mit lachendem und vor Aufregung bleichem Gesicht sich durch die Menschenmenge Bahn brach und in das Gasthaus lief, aus dem er bald wieder mit einer blauen Schürze bekleidet herauskam, um als gekrönter Sieger dem weiteren Verlauf des Kampfspieles müßig zuzuschauen.

Miß Edda sprang von der Bank und die Holländerinnen folgten ihr sogleich nach. „Ich habe genug gesehen," sagte sie zu Franz Marssen, „und bin für heute und hoffentlich auch für immer gesättigt. Pfui, welche Rohheit — nicht dieser Schweizer, die nur eine

alte wilde Sitte üben — sondern dieser so gebildet sein wollenden Fremden, daß sie sich in eine Sache mischen, die sie nichts angeht. Nein, Herr Marssen, Sie haben Recht, der Mensch muß nicht schwimmen wollen wie ein Fisch und fliegen wie ein Vogel, und der Engländer mag boxen, aber zum Schwingen taugt er nicht, denn dabei geräth er aus seinem Element. Ich bin froh, daß meine Mutter keine Zeugin dieses Schauspiels gewesen ist. Sie würde den Tod auf der Stelle gehabt haben, denn einen Landsmann, wenn er auch nur ein halber ist, unter dem Beifallsgejauchze und den Spottreden dieser Kuhhirten mit zerrissenen Kleidern am Boden liegen zu sehen, würde für sie eine unerträgliche Schmach gewesen sein. Kommen Sie, meine Herren und Damen, und lassen Sie uns unsern Kaffee austrinken, und dann, wenn die Pferde sich genügend geruht, wollen wir in Gottes Namen unsern Weg fortsetzen, ich sehne mich nach anderen Scenen, als diese war."

Alle folgten ihrem Vorschlage gern, und nach etwa zwanzig Minuten wurden die Pferde vorgeführt, die Eltern der Braut stiegen auf und die ganze Gesellschaft, alle Uebrigen zu Fuß, traten den Weg nach Grindelwald unter dem noch lange ihnen nachhallenden Jubelgeschrei der aufgeregten Schweizer an.

Neuntes Kapitel.

Die Eisgrotte im Grindelwaldgletscher.

Wie sehr man sich auch freuen mag, daß man, nach so langem, beschwerlichem Ritt die Wengernalp hinauf, von der Scheideck aus, den anfangs ganz bequem bergabführenden Weg nach Grindelwald wieder zu Fuß fortsetzen kann, so verwandelt sich die anfängliche Zufriedenheit doch schon oft nach zweistündigem Gehen, namentlich wenn die liebe Sonne ihre heißesten Strahlen über die kahlen Halden und Matten ausgießt, in ein stilles Murren, was abermals beweist, daß der Mensch selten im Stande ist, lange in einem und demselben Zustande auszudauern, selbst wenn es der behaglichste und friedlichste wäre.

Während Herr van der Swinden und seine Gemahlin ihren Weg ruhig zu Pferde verfolgten, schritten die jüngeren Reisenden unter bald ernsten, bald heiteren

Gesprächen langsam hinter ihnen her, und sogar gelang es der überaus munteren und scherzhaften Braut, dem bisher immer schweigsamen und nur in steter Aufmerksamkeit für Miß Edda verharrenden Ungar das Siegel von den Lippen zu lösen und ihn zu einzelnen Mittheilungen aus seinem früheren Leben zu veranlassen. So legte man ohne große Mühe Strecke auf Strecke zurück, stieg bald einen kleinen Hügel hinauf, bald einen großen Berg hinab, bis man, leidlich erhitzt und Gott dankend, wenn einmal ein Stückchen Wald zu durchstreifen war, der kühleren Schatten warf, in der Alpigelner Sennhütte anlangte, wo man eine halbe Stunde zu rasten und sich zu erquicken beschlossen hatte.

Auf dem fast dreistündigen Wege bis hierher hatte man zur Rechten immer die erhabene, schon früher genannte Bergkette vor Augen, die Gegend selbst aber, durch die man schritt, war selten verlockend schön, im Gegentheil oft öde, wüst und mit zerbröckelten Felstrümmern bedeckt, die von uralten Lawinenstürzen herrühren mögen und die Pfade, denen man folgen muß, bisweilen unangenehm und beschwerlich machen.

Von jener Sennhütte aber aus beginnt der Weg nach Grindelwald hinab stark zu fallen und dabei überaus steinig, schlüpfrig und theilweise morastig zu wer-

den, weil unzählige kleine Quellen aus dem aufgerissenen Boden sickern, so daß selbst ein rüstiger Fußgänger oft Mühe hat, auf diesem Wege munterer Laune zu bleiben, wenn die Sonne ohne Nachlaß und unerbittlich auf seinen Scheitel brennt.

Franz Marssen hatte den Damen diese Unbill redlich vorher verkündigt, allein sie erklärten sich für rüstig genug, den Weg noch anderthalb Stunden länger, selbst unter schwierigeren Verhältnissen fortzusetzen, und so lieferten sie schon an diesem Tage eine Probe ihrer Ausdauer, die jeden an der Reise Theilnehmenden befriedigen mußte. Auch Herr van der Swinden, als er hörte, daß der Weg sehr steil bergab führe, entschloß sich von jetzt an zu Fuß zu gehen und sich seinem neuen Alpstock anzuvertrauen, den bisher einer der Pferdeführer benutzt hatte und der nun also doch nicht vergebens gekauft sein sollte. Dagegen gesellten sich zwei Führer zu der alten Holländerin, die durchaus nicht zu Fuß gehen wollte, und unterstützten von beiden Seiten ihr Pferd, das unter der schweren Last mühsam den Berg hinabkeuchte und nur äußerst langsam vorschreiten konnte, da die Steilheit oft beträchtlich und an einzelnen Stellen sogar so bedeutend war, daß die Reiterin es endlich dennoch für gerathener hielt, hundert Schritte weit bergab zu klettern, als Gefahr zu

laufen, über den tief niedergebeugten Kopf des Pferdes einen Abhang von tausend Fuß Tiefe hinabzustürzen. Auf diesem bedenklichen Wege wandte Franz Marssen der guten Dame alle Aufmerksamkeit zu, und da er zu gelegener Zeit auch dem mühsam fortstolpernden General-Consul unter die Arme griff, so gewannen diese biederen Leute ihn außerordentlich lieb und zuletzt war er fast eine Art Heiland und ein Retter in der Noth für sie geworden, dessen Ausspruch immer größeres Gewicht erhielt und stets von ihnen befolgt wurde.

So ging die Reise, nachdem man sich in jener auf luftiger Höhe gelegenen Sennhütte an süßer Milch und duftigen Erdbeeren erfrischt, jetzt langsam von Statten und auf dem ganzen Wege blieb Franz Marssen bei den älteren Leuten, während die Jüngeren ihr Heil allein versuchen mußten. Endlich aber gegen fünf Uhr langte man in der Tiefe des Grundes an, der links nach dem Dorfe, rechts nach dem unteren Gletscher von Grindelwald führt, und nachdem man sich hier noch einmal geruht, sämmtliche Pferde nach dem nächsten Gasthof vorausgesandt und Zimmer und Betten hatte bestellen lassen, traten Alle den Weg durch Hecken und an einsamen Häusern vorbei nach dem Gletscher an, den man endlich zur rechten Seite zwischen seinen

Felsgränzen wie eine riesige grauweiße Schlange bis fast an das Dorf sich herabringeln sah.

Da alle Wanderer erhitzt, die beiden älteren Leute aber wie in Schweiß gebadet waren, gebot Franz Marssen, den Weg im langsamsten Schritt fortzusetzen, wenn man sich nach dem Gletscher begeben wolle, und Alle folgten ihm gern, obgleich die beiden jungen Damen sich nicht bezähmen konnten, voranzuschreiten, um die Ersten zu sein, die den Gletscher mit der vielgerühmten Eisgrotte aus der Nähe sähen.

Nur zwei Führer hatte der Maler bei der Gesellschaft zurückbehalten, die für die leicht gekleidet Gehenden warme Tücher und Röcke trugen, deren man in der Nähe des Eises so sehr benöthigt ist.

So gelangte man endlich zu der gewaltigen alten Moräne, welche eine Viertelstunde lang vor dem Fuß des unteren Gletschers ausgebreitet liegt, und da sich Alle über die zahllosen größeren und kleineren Felsblöcke wunderten, die im wirren Durcheinander den verschlammten Boden bedeckten und fast den Weg versperrten, bisweilen aber auch die einzige kunstlose Brücke über ein seichtes Wassergeriesel bildeten, welches beständig aus den Gletschern hervorsickert, so hörten sie mit Erstaunen von dem Maler, daß auf der Stelle dieser Steinwüste noch vor wenigen Jahren eine saf-

tige Wiese gelegen, daß der Gletscher aber an einem Tage in kurzer Zeit über die ganze Wiese vorgerückt sei und sie völlig verschlungen habe. Das abgelagerte Eis war allmälig geschmolzen und nur die Steintrümmer, die es mit von den Felsen heruntergebracht, waren liegen geblieben, in Folge welches Unglücks der Besitzer dieser Wiese, die sein einziger Reichthum gewesen, ein armer Mann geworden war.

„Das ist traurig und sieht auch recht traurig aus," sagte Miß Edda, die sich wieder mit den Andern vereinigt hatte. „Also so sieht eine alte Moräne aus! Nun, am Fuße des Rhonegletschers gefiel es mir besser, da wuchsen doch Alpenrosen und Gras, aber hier sehe ich nichts als eine unfruchtbare, starre, graue Steinwüste, die mich ganz melancholisch stimmen könnte, wenn Melancholie in meinem Blute läge."

„Sie haben Recht," erwiderte Franz Marssen, „der Rhonegletscher sieht von unten her malerischer aus als der von Grindelwald, aber oben ist dieser viel, viel schöner und großartiger, obgleich ich noch nie weiter als bis zur obersten Hütte an seinem rechten Rande am Anfang des Eismeeres gekommen bin."

„Stiereck!" sagte der eine Führer, der die Worte gehört hatte.

„Ja, so heißt sie, glaube ich. Und da oben hat es mir allerdings sehr gut gefallen."

„Also Sie sind noch nicht auf dem Zäsenberg gewesen?" fragte Miß Edda lächelnd.

„Nein, mein Fräulein, ich habe nur davon sprechen hören, daß man dort oben, wo die im Berner Oberlande am höchsten gelegene und von Menschen bewohnte Hütte steht, eine bezaubernd schöne und seltsame Welt vor sich haben soll."

„Nun, dann freuen Sie sich, denn eben nach dem Zäsenberge wollen Elise und ich Sie Alle führen."

Franz Marssen wollte seine Verwunderung über den kühnen Entschluß äußern, aber er kam nicht dazu. Man war eben an den Fuß des Gletschers gelangt, aus dessen düsterem Eisgewölbe sich die schwarze Lütschine brausend und rauschend die wilde Bahn zum Tageslicht bricht. Alle standen still und Niemand sprach ein Wort, so sehr waren Aller Augen gefesselt, als man endlich den noch ziemlich hohen Fuß des berühmten Gletschers vor sich sah, der nichts weniger als schneeweiß und blau, sondern schmutzig grau, mit Steintrümmern und Staub bedeckt erschien, womit er allerdings keinen ergreifenden Eindruck auf Augen machte, die so schöne und glanzvolle Puncte an diesem Tage bewundert hatten.

Franz Marssen lächelte still vor sich hin, als er die getäuschte Erwartung auf den Gesichtern seiner Gesellschaft las, und mit ruhiger Miene bat er die Damen, sich hier auf einen Stein niederzulassen und sich gehörig abzukühlen, da das Gletschereis schon eine bedeutende Kälte an dieser Stelle ausstrahlte, weshalb sich Herr van der Swinden und seine Gemahlin auch schon in ihre Tücher hüllen ließen.

„Ja, da thun Sie recht," sagte der Maler. „Hüllen auch Sie sich leicht ein, meine Damen; später, wenn wir das Innere des Gletschers besuchen, werden Sie aller Ihrer Tücher benöthigt sein."

„Das Innere des Gletschers?" fragte Fräulein Elise. „Kann man denn wirklich das Innere eines solchen Eisberges besuchen?"

„Gedulden Sie sich und bereiten Sie sich auf einen Anblick vor, der wenigstens neu und originell ist, was man von wenigen Dingen auf der Welt sagen kann."

„Nun, da bin ich neugierig, und Sie auch, liebe Edda, nicht wahr? Der Anblick dieses morschen und zerbröckelnden Schneehaufens hat uns eben keine große Erwartungen beigebracht, vielmehr viele meiner schönen Illusionen zerstört."

„Fassen Sie sich in Geduld, wiederhole ich, man

darf eine Sache weder loben noch tadeln, bevor man sie gesehen hat.“ —

Nach einer Viertelstunde, die Miß Edda in der größten Ungeduld zugebracht und dabei nur mit sichtbarer Mühe ihre vorwärts drängende Hast bewältigt hatte, sprang sie mit einem Male von ihrem Steinsitz auf und rief:

„Anstatt kühler zu werden, werde ich jeden Augenblick heißer; die Sonne da oben meint es heute fast unbarmherzig gut mit uns. Wer jetzt nicht mit mir gehen will, bleibe zurück, ich werde dann meinen Weg allein finden.“

Fräulein van der Swinden war gleich nach ihr aufgesprungen und beide junge Damen, heißblütig wie kein Anderer, standen eben im Begriff, ohne Säumen dem Häuschen zuzuschreiten, in dessen Nähe ihnen einer der Führer den Eingang in den Gletscher bezeichnet hatte, als Franz Marssen sich ihnen in den Weg stellte und rief:

„Nein, meine Damen, ich bitte Sie dringend, gehen Sie nicht allein voraus; gönnen Sie uns vielmehr, Ihre Mienen zu sehen, wenn Sie etwas Ihnen ganz Neues schauen. So lassen Sie denn Ihre Eltern voran, Fräulein van der Swinden, sie haben die nö-

thige Ruhe zu diesem Wege, und nun, Mann," wandte er sich an einen der Führer, „geben Sie die Tücher und Röcke her und dann führen Sie die Herrschaften die Leitertreppe hinauf."

„Ja," rief der alte Holländer, „das war ein verständiges Wort, mein Freund. Ich bin ruhig wie ein gebratenes Huhn, denn die Unruhe, die noch in mir war, habe ich den steilen Berg herunter ausgetobt. Vorwärts, Frau, ich habe Muth! Vorwärts, meine Kinder!"

Alle nahmen jetzt ihre Tücher und Oberröcke in Empfang, hingen sie sich um und schritten dann dem vorangehenden Führer nach, der sie nach dem niedlichen Häuschen führte, welches ein speculativer Schweizer — man sagt, es sei derselbe, der durch den Gletscherfall die schöne Wiese eingebüßt — auf einem großen Steinhaufen errichtet, um den Reisenden Erfrischungen, Mineralien und sonstige dem Boden entsprossene Producte zu bieten, wofür er sich allerdings einen leidlichen Preis zahlen läßt. Ob er aber oder ein Anderer auf den sinnreichen Gedanken gekommen, den Reisenden den geheimnißvollen Gletscher zu öffnen und das menschliche Auge einen Blick in die wunderbare Werkstatt der Natur thun zu lassen, ist einerlei, jedenfalls ist das Unternehmen ein glückliches

und so geschickt ausgeführt, daß man es mit dem innigsten Dank anerkennen muß.

Vor dem noch neuen Hause stand ein niedliches Mädchen in Oberländer Tracht und forderte bescheiden für jede Person, die die Gletschergrotte betreten wollte, fünfzig Centimes. Der alte Holländer, immer großmüthig und freigebig, wenn es an's Bezahlen ging, griff in die Tasche und nahm ein kleines Goldstück heraus.

„Reicht das, mein Kind, für uns Alle?" fragte er.

Das Mädchen lächelte und knixte. „Das ist viel zu viel, mein Herr!" sagte sie erröthend.

„So behalte den Ueberschuß für Dich und schaffe Dir einen Bräutigam an, der so hübsch ist wie Du."

„Den hab' ich schon!" lachte das Mädchen hinter ihm her und lief triumphirend in das kleine Haus zurück.

„Vorwärts!" rief nun der muntere Holländer, „vorwärts, meine Kinder, ich habe Muth!"

Unmittelbar hinter dem Häuschen sah man auf einem festen Untergestell von Holz eine leichte Brücke erbaut, die ziemlich steil in die Höhe führte und schlüpfrig von dem Gletscherwasser war, welches unaufhörlich von dem ungeheuren Eisgewölbe herab rieselte und tröpfelte, und höchstens an kalten Tagen oder

in der Nacht erstarrte, wenn die Sonne ihre Einwirkung versagte. Der alte Holländer glitt gleich beim ersten Schritt von dem glatten Brett aus und, indem er einen besorgnißvollen Blick nach der Oeffnung im Eise emporhob, die am Ende der Brücke in den Gletscher gebrochen war, rief er laut:

„Herr Maler, Herr Maler! Leihen Sie mir Ihren starken Arm oder ich bin ein verlorener Mann!“

Auf diese Weise kam Franz Marssen an die Spitze des Zuges, und dem Ungar fiel das Loos zu, Miß Edda die glatte Brücke hinaufzuführen, wie Herr van der Hooft es mit seiner Braut that. Endlich war man ohne Schwierigkeit bis an den eigentlichen Gletscher gelangt, trat unter den tröpfelnden Eisbogen, der den Eingang bildete, ging ein paar Schritte in eine Art gewölbten Corridors hinein und blieb dann stehen, um sich gegenseitig stumm anzublicken und mit verwunderten Mienen zu fragen, ob es denn Wirklichkeit und Wahrheit sei, was man jetzt vor und rings um sich sah.

„Vorwärts!“ rief Franz Marssen. „Jetzt gehen Sie sicher, Herr van der Swinden, und ich lasse Sie los.“

Mit diesen Worten überließ er das alte Ehepaar sich selbst und schritt in die Tiefe des Corridors hinein,

und die Andern folgten ihm langsam, staunend über das seltsame Wunderwerk, welches vor ihren fast geblendeten Augen lag.

Und in Wahrheit, wunderbar ist es, was das Auge hier schaut! Man wandelt auf sicheren Brettern, die auf dichten Eisboden gelegt sind, durch einen Corridor wie in ein Haus von Eis hinein. Das Eis aber ist durchsichtig wie das reinste geschliffene Glas, an den Rändern und Kanten der vorspringenden Gegenstände farblos wie Quellwasser, in der Tiefe derselben aber von einem unbeschreiblich schönen Blau, das immer dunkler und gesättigter wird, je mehr die Dämmerung zunimmt, in der man hier wandelt, eine Dämmerung, die durch den dumpfen Widerhall, welcher der menschlichen Stimme von allen Seiten folgt, etwas Unheimliches und doch wunderbar Erregendes, Verlockendes hat.

Die Menschen, die dies Werk, um so zu sagen, mitten in das Herz der Natur hinein gearbeitet, haben mit ihren Aexten nach den Regeln der Baukunst eine Reihe von Hallen ausgebrochen, die Decken darüber künstlich gewölbt und glatte Säulen aus dem rohen Eisstoff ausgehauen, so daß man in einen Tempel mit Nebencapellen zu treten glaubt, wie außer in diesen Gletscherländern keiner mehr in der ganzen Welt existirt.

In der Mitte des Hauptsaales erhebt sich eine ungeheure Säule von ungefähr zwölf Fuß im Durchmesser, die allein im Stande ist, den darüberragenden Eisberg zu stützen, und von ihr aus führen strahlenförmig auslaufende Gänge und Gallerieen nach verschiedenen Richtungen hin, durch deren Wände man theilweise wie durch Wände von Glas blickt, die aber sämmtlich in ihren dickeren und tieferen Lagen jene herrliche Bläue zeigen, die man nicht genug bewundern kann, da ihr keine andere blaue Farbe an Schönheit, Reinheit und regelmäßiger Abstufung gleich kommt, wie denn das prächtigste Azur des Himmels dagegen trübe und rauchartig geschwärzt erscheint. Von den gewölbten Decken tröpfelt nun mit singendem, metallisch klingenden Ton das klarste Wasser nieder, welches die von außen eindringende Wärme vom Eise ablöst, aber im Fallen und Aufschlagen erstarrt und gefriert es wieder und so erzeugen sich wunderbare Gestalten und Formen, die an allen Wänden consolenartig prangen und von dem Deckgewölbe vielgestaltig herabhängen, wie Tropfsteingebilde, nur daß sie hier durchsichtig wie Glas sind und in tausend bunten und prachtvollen Farben spielen.

Franz Marssen stellte sich mit dem Rücken gegen die breite Säule auf und ließ die Damen und Herren

an sich vorüberziehen, um ihre Gesichter zu mustern. Alle waren stumm, betroffen und blickten sich mit seltsam fragenden Mienen wie in einer neuen Welt nach allen Richtungen um.

„Nun," sagte der junge Mann zu Miß Edda, als sie in seine Nähe gelangt war, „was sagen Sie jetzt? Habe ich Ihnen zu viel versprochen?"

Miß Edda schüttelte mit einem unbeschreiblich milden Lächeln den Kopf. „Nein," erwiderte sie, „aber ich kann kaum sprechen, meine Empfindungen drücken wie ein Alp auf meine Brust; lassen Sie mich noch eine Weile schweigend verharren, nachher will ich Ihnen meine Gedanken sagen. Doch nein, Eins muß ich Ihnen gleich sagen. Wissen Sie, daß mir dies Alles, obgleich ich es noch nie gesehen, dennoch bekannt vorkommt, als erinnerte ich mich eines Traumes, den ich einst gehabt? Doch es war kein Traum, Sie zeigten mir auch etwas Wirkliches. Ja, Ihr Gemälde steht vor meiner Seele, und ich sehe, wie treu und wahr Ihre Hand dieses Mährchen von Eis wiedergegeben hat. O, o, bin ich, sind wir denn Alle noch Menschen? Beinahe komme ich mir wie ein Geist, eine unterirdische Elfe, eine Gnome vor — ja, ja, das ist das Wunderbarste, was ich je in meinem Leben gesehen, und wenn es von etwas noch Wunder=

barerem übertroffen werden kann, so sind es allein die unaussprechlichen Empfindungen, die mich in diesem Augenblick beherrschen."

Sie winkte ihm mit der Hand und schritt schweigend weiter. Franz Marssen aber trat rasch aus der Grotte in's Freie hinaus und rief den daselbst stehenden Mädchen zu, doppelt so viel Lichter wie sonst anzuzünden, aber sie alle mit einem Mal herein zu bringen.

Die Gesellschaft bewegte sich indeß, immer von Neuem staunend, in den weiten Gängen umher; kein Mensch dachte an die Kälte, die er einathmete, das Gefühl der Seele war zu mächtig, um die Gefühle des Körpers zum Durchbruch kommen zu lassen.

Da, nach einiger Zeit, erhellte sich plötzlich der Eingang der Grotte, und in vorher unbeachteten Nischen und auf festen Vorsprüngen der Wände wurden schnell Laternen und Lichter aufgestellt, welche nun ihr grelles Licht mit magischer Wirkung in den blauen Eisräumen verbreiteten, die es von allen Ecken und Enden tausendfach glitzernd, flammend und strahlend zurückwarfen. Wie durch einen Zauberschlag war die tiefe blaue Farbe des Eises verschwunden, Alles ringsum blitzte wie von reinem Crystall, mit Diamanten, Rubinen und Edelsteinen von allen Farben

besetzt, so daß das geblendete Auge fast erschrak und nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, um irgendwo einen Punct der Ruhe, des Schattens, der Erholung zu finden.

In wenigen Minuten war das ganze Innere der Grotte erleuchtet und strahlte wie ein feenhafter Glaspalast. Frau van der Swinden hatte sich an den Arm ihres Mannes gehängt und ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, denn sie war wie betäubt und die Thränen standen ihr in den Augen. Hinter den Eltern schritt das Brautpaar einher, sich fest umschlungen haltend und an einander pressend, wobei es süße Worte austauschte, um seine Empfindungen kund zu thun. Der arme Ungar aber war fast peinlich geblendet; er wischte sich beständig die Augen und gab unarticulirte Töne in seiner Muttersprache von sich, die wild und seltsam klangen und das Wesen des sonst so stillen Mannes ganz umgewandelt erscheinen ließen.

Franz Marssen weidete sein Auge an dem Entzücken Aller; er schlich bald Diesem bald Jenem nach, Keins von ihnen konnte sich satt sehen, und doch begannen sie schon allmälig Alle zu frösteln. Die Ersten, welche die Grotte verließen, waren die Eltern der Braut. Ihnen mußte der Ungar folgen, da er

stark zu husten anfing. Das Brautpaar hielt noch eine Weile aus, dann aber folgte es ebenfalls den Eltern nach, die sich draußen in der verhältnißmäßig warmen Luft erquickten, wie sie sich vorher an der kühlen erquickt.

Franz Marssen dagegen wandelte noch immer einsam in den blitzenden Hallen herum und trat endlich in einen schmaleren Nebengang, den er früher noch nicht betreten und den man erst neuerdings gebrochen hatte. Am Ende dieses Ganges fand er eine Art Altar von Eis aufgerichtet und reich mit kleinen brennenden Wachskerzen geschmückt, zwischen denen Alpenrosen, Blumen und Moos in sinniger Weise angebracht waren, was einen reizenden Anblick gewährte, indem so die Erzeugnisse des Sommers und Winters neben einander standen und an Farbenpracht und Schmelz sich gegenseitig den Rang abzulaufen schienen.

Als der Maler aber vor den kleinen Altar trat und in der, am Ende sich etwas erweiternden, blitzenden Capelle den Blick umherschweifen ließ, fiel dieser auf eine Gestalt, die, fest in ihr Plaid gewickelt, mit vor der Brust gefalteten Händen, still und in sich versunken seitwärts von dem so lieblich geschmückten Altare stand und das dunkle Auge träumerisch von einer Stelle zur andern schweifen ließ.

Es war die schöne Schottin, die noch allein hier

zurückgeblieben war, da sie sich nicht so rasch von ihrem wunderbaren Mährchen trennen konnte. Ihr Gesicht, von dem so hell blitzenden Eise umgeben, schien bleich zu sein, doch war es fast wie durchsichtig anzuschauen und strahlte von einem seltsamen Gefühlsglück. Als Franz Marssen an ihre Seite trat, drehte sie sich langsam herum, ihr Gesicht hob sich zu dem seinen empor und Beider Augen fielen auf einander. Aber nicht wie sonst senkten sich jetzt die Blicke dieser Augen, im Gegentheil, sie schienen sich sogar festzuhalten, und immer tiefer und tiefer drangen die Strahlen des einen in die unergründliche Tiefe der andern, bis sie, gegenseitig sich gleichsam verschlingend, wie festgewurzelt an einander haften blieben.

Aber welcher Ausdruck lag dabei auf den beiden so verschieden gestalteten Gesichtern! Aus dem ihren, das früher so stolz, fast hochmüthig gestrahlt, war aller Stolz, aller Hochmuth verschwunden, mit ihm das Gefahrdrohende und Raubthierartige, wie es Tante Caroline seltsamer Weise genannt, und dafür leuchtete eine unbeschreibliche Milde, eine bezaubernde Freundlichkeit aus jedem ihrer wunderbar schönen Züge, die niemals schöner, vollendeter gewesen waren, als in diesem Augenblick, und den Augen des Malers fast überirdisch verklärt erschienen.

Aus Franz Marssen's ebenfalls bleichem Gesicht war dagegen die frühere Resignation einer edlen Seele und das demuthsvolle Gepräge der Unterordnung gewichen, die so oft darin zu erkennen gewesen, wenn er das schöne Weib, das jetzt an seiner Seite stand, bescheiden anblickte; nein, stolz, männlich, kraftvoll erschien jetzt dieses Gesicht, es sprach sich ein energischer Wille, eine bewußte feste Selbstständigkeit darin aus, aber auch bei ihm hatte die schöne Natur verklärend gewirkt, denn, gleichsam von unsichtbarem Athem angehaucht, thronte ein höherer geistiger Schwung auf seiner festen Stirn und eine Kühnheit spielte um die festgeschlossenen Lippen, die Miß Edda wenigstens noch nie darauf bemerkt hatte.

Aber immer noch schauten sich Beide fest und unverwandt an. Bisweilen war es, als ob der Eine oder die Andere etwas sagen wollte, aber immer blieben ihre Lippen geschlossen und stumm, als wären sie nicht im Stande, an diesem geheimnißvollen Orte, der alle ihre bisherigen Anschauungen so weit überragte und sie gleichsam wie eine fremde Welt umschloß, ein gewöhnliches Wort zu sprechen, das sie an das Leben in einer geräuschvolleren, aber bei Weitem nicht so schönen Welt erinnerte.

Da wurde der Zauber, der Beide gefangen hielt,

plötzlich gebrochen, denn die Stimme des wieder in die Grotte getretenen Herrn van der Hooft rief laut hinter ihnen: „Fräulein Edda! Herr Maler! Wo sind Sie? Wollen Sie sich denn in diesem Eiskeller zu Eis erstarren lassen?“

Im ersten Moment zögerten die beiden Gerufenen noch, von dem einmal eingenommenen Platze zu weichen. Es war ihnen, als ob der Ruf, den sie so eben gehört, ihre Nerven schmerzlich erschüttert hätte und als ob ihr Geist sich nicht entschließen könnte, wieder in eine Welt zurückzukehren, die weniger von Eis erfüllt war als diese und doch dem armen Menschenherzen noch viel mehr und verletzendere Kälte entgegenträgt. Ein leichtes Beben umspielte endlich Miß Edda's Lippen, und indem sie sie leise öffnete, wie der Kelch einer schönen purpurrothen Blume sich öffnet, hauchte sie kaum verständlich die Worte hervor: „Kommen Sie!“ und gleich darauf war sie dem ihr mit fast verworrenem Sinn nachschauenden Maler verschwunden, gleich einer hellen Lichtgestalt aus einer höheren Welt, die man nur einmal im Leben und dann nie wiedersieht.

Da raffte auch er sich aus den Zauberbanden empor, die ihn umschlungen hatten; alles warme Blut, was in seinen Adern war, strömte in sein Herz, in

seinen Kopf zurück, und er war wieder der anspruchslose Mensch geworden, der er früher gewesen — freilich, ob ganz derselbe, das wollen wir hier noch nicht zu entscheiden wagen, eben so wenig, wie wir zu entscheiden vermögen, ob die Lichtgestalt, die vor ihm die warme Luft gesucht, nicht auch eine bedeutsame Erinnerung an diese traumvollen Minuten mit sich hinausgenommen hatte.

Als Franz Marssen wieder die Brücke nach dem Häuschen hinunterschritt, fand er die Gesellschaft auf Bänken vor demselben sitzend und sich lebhaft über das eben Gesehene unterhaltend. Nur Miß Edda saß stumm neben ihrer Freundin und schaute nachdenklich nach der Sonne hinauf, die nicht mehr weit von den Schneekuppen der Berge entfernt war, hinter denen sie bald versinken sollte. Nach kurzer Rast aber ging man dann wieder den Weg zurück, den man gekommen war, kletterte über die Steine, setzte über die leise murmelnde Lütschine und lenkte die Schritte dem Gasthof „Zum Gletscher" zu, in dem die vorausgesandten Führer und Jürgen für das Unterkommen der Gäste hinreichend gesorgt hatten.

Auf diesem ganzen Wege sprach weder Miß Edda noch Franz Marssen ein Wort. Stumm schritten sie bald neben bald hinter einander her, bis sie vor das

neue Gasthaus gelangt waren, wo Letzterer dem Herrn van der Swinden erklärte, daß er sich ohne Säumen nach dem Dorfe begeben wolle, um den berühmten Gemsjäger Michel, seinen Bekannten, aufzusuchen, den er bitten werde, sie, wie die jungen Damen es wünschten, am nächsten Morgen auf das Eismeer des Grindelwaldgletschers und darüber fort nach dem abgelegenen Zäsenberge zu führen.

Zehntes Kapitel.

Der Gemsjäger Michel.

Der in der ganzen Umgegend von Grindelwald als Bergsteiger und Gemsjäger berühmte Michel, der zuverlässigste Fremdenführer nach allen Richtungen der Schweiz, vorzüglich aber in der Umgebung seines Heimatdorfes, lebte, wenn er Niemanden in die Berge zu begleiten hatte oder nicht sein gefährliches Waidwerk trieb, als ehrlicher Schuhmacher in Grindelwald, wo er ein kleines Häuschen in einem winzigen Kirschgarten besaß und im Winter weniger von dem Ertrag seiner Hände als Handwerker, als von dem Verdienste zehrte, den er sich im Sommer von wohlhabenden und abenteuernden Reisenden erworben hatte.

Da wir ihn bereits im ersten Kapitel dieser Erzählung in Mürren kennen gelernt haben, so brauchen

wir hier keine genaue Beschreibung seiner Person mehr zu liefern und erwähnen nur, daß sich der kühne Mann von seiner damaligen Demüthigung noch immer nicht völlig erholt hatte, daß er seit jenem Unglückstage zurückgezogener denn je lebte und daß er namentlich den Besuch der Wirthshäuser vermied, um so den Fragen und Anspielungen seiner Gefährten aus dem Wege zu gehen, von denen mancher Neidische nur zu geneigt sein mochte, ihn wenigstens mit spöttischen Blicken zu betrachten, da der Ruf des allbeliebten Mannes es selten zu verdächtigen Worten kommen ließ.

Franz Marssen war etwa vor Jahresfrist mit seinem Vater schon einmal im Hause des Gemsjägers gewesen, um ihn zu einer Bergfahrt nach der Umgegend der Grimsel abzurufen, und so ging er denn, ohne Jemanden zu fragen, die Dorfstraße hinab, deren Häuser, durch Gärten getrennt, etwas weit auseinander lagen, und gelangte sehr bald zu der Wohnung Michel's, die sich schon äußerlich durch reiche Verzierung ihrer hölzernen Pfosten und Giebel mit Gems- und Steinbockhörnern vor anderen auszeichnete.

Als Franz Marssen in den schmucklosen Vorgarten des Hauses trat, sah er unter einem kleinen Kirschbaum Michel selber in Hemdsärmeln sitzen, ruhig seine Pfeife rauchend und sorgfältig die Sohlen seiner Berg-

schuhe betrachtend, deren Nägel er mit einer Feile zu schärfen oder theilweise zu erneuern im Begriff stand. Nicht weit von ihm an einem wackligen Tisch saß seine Frau, ein derbes, frisches Weib mit einem fast männlichen Gesicht, und putzte mit geschickter Hand den Stutzen ihres Mannes, mit dem sie fast eben so gut umzugehen wußte wie er und sein elfjähriger Sohn, der im Garten mit zwei Buben aus der Nachbarschaft mit einer Armbrust nach einer hölzernen Scheibe schoß.

Michel hatte so eben seine Pfeife bei Seite gelegt und pfiff ein lustiges Lied zu seiner leichten Arbeit; von Zeit zu Zeit jodelte er auch still vor sich hin, nach Art der Lerche, die im engen Käfig nur leise und klanglos zwitschert, und erst, wenn sie auf das freie Feld unter Gottes blauem Himmel gelangt, ihr fröhliches Lied laut und jubelnd in die Lüfte schmettern läßt. Als Franz, von dem Ehepaar unbemerkt, an die kleine Gartenpforte trat, hatte Michel eben seine zweite Schuhsohle geschärft, hob nun beide empor und betrachtete das kräftige Leder und die spitzen Nägel mit sichtbarem Wohlgefallen, vielleicht schon wieder mit Sehnsucht der Stunde entgegensehend, die ihn in die Berge führen sollte, denn Leute seines Schlages glauben nur zu leben, wenn sie eine halsbrechende Bergfahrt ausführen, oder wenn sie die flüch-

tige Gemse auf fast unzugänglichen Schneepfaden verfolgen und oft mit furchtbaren Anstrengungen, unter Entbehrungen aller Art, einen hochgelegenen Punct in den Bergen ihrer Heimat erreichen, den nur Wenige oder gar keiner vor ihnen jemals betreten hat.

„Guten Abend, Michel!“ rief da eine freundliche Stimme dem leise pfeifenden Mann zu, dessen braune, bis an die Ellbogen entblößten Arme die ungeheuren Muskeln zeigten, deren Kraft und eiserne Ausdauer weit und breit unter allen seinen Gefährten bekannt waren.

Michel hob schnell das kluge energische Gesicht in die Höhe, und als er den Maler sah und auf der Stelle erkannte, sprang er von seinem Schemel auf, lief ihm mit springenden Sätzen, wie nur ein Gemsjäger sie hat, entgegen und rief:

„Getröste mich Gott! Was seh' ich? Wie, Sie sind es, Herr Marssen? Nun, am Morgen den Vater und am Abend den Sohn zu begrüßen, das muß in Wahrheit etwas zu bedeuten haben. Wahrlich, da schwebt der heilige Geist doch gewiß in der Mitte, nicht? Nu, nehmen Sie's nicht übel, Herr Maler, das soll kein Spott von mir sein. Darauf verstehe ich mich nicht und ich habe vor dem heiligen Geist just so viel Respect, wie jeder andere gute Christ.

Aber, bei meinem blitzblank polirten Stutzen da, was führt Sie denn her, Herr? Sie kommen doch nicht auf Kundschaft nach dem Vater? Der ist heute Morgen nach dem Bödeli abgeritten, nachdem er mit mir eine herrliche Fahrt auf die Weiße Frau und den Eiger gemacht hat. Ja, Herr, Ihr Vater ist ein Mann, mit dem Unsereins gern zu thun hat. Es ist ein Vergnügen, mit ihm in den höchsten Bergen herum zu klettern. Der hat ein Falkenauge und einen schwindelfreien Kopf wie ich, und einen Fuß, so gelenkig und straff, wie der einer Gemse, und das ist wahrhaftig nicht wenig gesagt. Aber nun, Herr, was schwätze ich denn da? Kommen Sie doch heran und setzen Sie sich, Sie scheinen heute auch schon einen guten Weg gemacht zu haben, das sehe ich Ihnen an der Nase an."

Franz Marssen hatte dem zu Hause redseligen und auf seinen Wanderungen meistens schweigsamen Gemsjäger während seiner langen Rede wiederholt die derbe Hand geschüttelt und war ihm jetzt an den Tisch gefolgt, wo bisher die Frau mit dem Stutzen beschäftigt gewesen war. Nachdem er auch diese begrüßt und ihr ebenfalls die Hand gereicht hatte, setzte er sich auf die Bank und erzählte Michel, daß er mit einer Gesellschaft auf einer kleinen Bergreise begriffen und jetzt

gekommen sei, um ihn selbst zu einem Ausfluge in der Nähe aufzufordern.

Michel's kühnes blaues Auge blitzte bei diesen Worten heller auf; er warf einen hastigen Blick auf seine neugeschärften Schuhe und rief: „Ob ich es mir nicht gedacht habe heute den ganzen Tag! Wenn man einmal im Sprunge ist, kommt immer Gelegenheit zu weiterem Sprunge, und da haben wir's — gleich nach Ihrem Vater kommen Sie. Aber ich bin bereit, natürlich, wie immer, und gern. — Woraus besteht denn Ihre Gesellschaft?" setzte er lauernd hinzu.

„Aus zwei älteren und, mich eingerechnet, fünf jüngeren Personen, von denen die beiden ersteren zu Hause in Grindelwald bleiben."

„Hm! So! Also fünf! Sind es lauter erfahrene und geübte Bergsteiger oder nur hüpfende Dilettanten?" fragte der Gemsjäger mit spitzem Lächeln weiter.

Auch Franz Marssen lächelte. „Nein," erwiderte er etwas kleinlaut, „erfahrene Bergsteiger sind eigentlich gar nicht darunter, wenn Ihr mich nicht als solchen gelten lassen wollt, der ich eben von den Eisfeldern des Montblanc zurückgekehrt bin. Von den vier Anderen sind Zwei ganz unerfahrene Fußgänger, ein Holländer und ein Ungar, und endlich zwei junge

Damen, die vor Sehnsucht brennen, mit Eurer Hülfe etwas von Euren Bergen zu sehen."

Michel zog ein krauses Gesicht und biß die Zähne auf einander. „Damen!" sagte er, fast verächtlich, „das liebe ich nicht, mit denen kann man keine vernünftige und angenehme Bergtour unternehmen."

„Warum nicht? Diese Damen sind nicht zimperlich wie andere, im Gegentheil, sie sind muthig wie ein Mann und —"

„Uebermüthig, wollen Sie sagen," unterbrach ihn Michel, „ha, die Gattung kenne ich auch, und das ist noch schlimmer, denn diese Puppen kennen die Gefahr nicht und glauben nicht daran, wenn man sie ihnen zeigt; sie treten immer wie auf einem hölzernen Stubenboden auf, wo nur eine dünne Schneeschicht liegt."

„Ihr braucht das nicht von ihnen zu besorgen," erwiderte Franz ernsthaft, „sie sind vernünftig, folgsam und überschätzen ihre Kraft nicht; auch dauerhaft sind sie, ich habe sie schon erprobt, und den besten Willen haben sie gleichfalls — was wollt Ihr mehr?"

„So. Na, dann muß man es mit ihnen wohl einmal versuchen, obwohl ich seit jenem Unfall mit dem Frankfurter Herrn — Sie wissen es ja — besorgt und vorsichtig geworden bin. Na, Gott sei Dank, Ihr Vater sagt ja, es gehe ihm gut, und so

bin ich noch einmal mit einem blauen Auge weggekommen. — Aber wie weit soll denn die Reise mit den Damen gehen?"

„Nicht gar zu weit, aber es ist doch immer eine Tagereise."

„Nur eine Tagereise? Ah, dann bin ich dabei — und wohin?"

„Nach dem Zäsenberge über das Eismeer des unteren Gletschers fort."

Michel schüttelte wieder besorgt den dichtbehaarten Kopf und sah nach dem Himmel über den Bergen empor, die er von seinem Garten aus leicht bestreichen konnte. „Hören Sie," sagte er rasch, „die Sache gefällt mir doch nicht recht. Den Weg nach dem Zäsenberge mache ich allein bei günstigem Wetter hin und zurück freilich mit Leichtigkeit in einem halben Tage ab, aber mit Damen und unerfahrenen Männern brauche ich einen vollen Tag dazu. Die wollen an jedem Eisblock stehen bleiben, in jedes Loch schauen, die wollen sich unterhalten, die wollen sich ruhen, die wollen, Gott weiß was noch, und ich bin noch nie vor spätem Abend nach Grindelwald zurückgekehrt, wenn ich mit solchen Leuten den beschwerlichen Weg unternommen habe. Nun aber, wie dann, wenn sich das Wetter ändert, he? Und ich glaube gewiß, daß es

das thut. Denn schauen Sie mal da, haben Sie schon je solche Klarheit der Fernen verspürt? Haben Sie schon je solche rothen Lichter auf den Schneekuppen gesehen, wie sie sich jetzt eben zu entwickeln beginnen? Dabei ist es so windstill, daß man jede Mücke summen hört, und ich habe einen frischen Föhn lieber als solche verteufelte Ruhe in der Luft. Nein, lieber Herr Marssen, ich sage es Ihnen im Voraus: morgen Mittag, spätestens Nachmittag, werden wir einen Umschlag des heißen Wetters erleben. Es wird eine hübsche Bise mit schwarzen Wolken kommen und einen ganzen Sack voll Schnee auf die Eislöcher schütten. Und wo bleiben wir dann mit Ihren Damen, he?"

„Nun, auf dem Zäsenberge, denke ich. In der Noth werden sie sich zu behelfen wissen."

„Herr, Sie sind noch nicht auf dem Zäsenberge gewesen, nicht wahr? Nun, dann wissen Sie auch nicht, wie sich eine Nacht in der Kälte dort oben zubringt, obendrein mit blondgelockten Damen, wie wahrscheinlich die Ihrigen es sind. Haha! Ja, wenn das Eismeer nicht zwischen Grindelwald und dem Berge läge, über das man wieder zurück muß, dann wollte ich Fünf gerade sein lassen, aber das Eismeer ist, an sich ganz leicht übersteigbar, bei Schneegestöber

ein unartiges Ding und ich selber weiche ihm lieber aus, wenn es geht."

Franz Marssen wandte den Kopf nach den Bergen hinüber und schüttelte ihn dann. „Mein Vater hat mich auch schon gewarnt," sagte er, „aber die Führer, die uns von Lauterbrunnen her begleiteten, meinten, morgen werde sich das gute Wetter noch halten."

„Die Führer!" fuhr Michel ergrimmt auf, „und den Kerlen glauben Sie? Bei Gott, Herr, die schwätzen immer den Leuten nach dem Munde, wenn sie ihren Profit dabei haben, ich aber, Herr Marssen, ich bin kein gewöhnlicher Führer, ich bin ein erprobter Gemsjäger, und ich sage Ihnen, daß wir spätestens morgen Abend ein Gewitter haben werden, wie lange keins in diesen Bergen gehaust hat. Die Hitze war förmlich erdrückend acht Tage lang und länger hält sie hier in einem Ruck nie aus."

„Nun," sagte Franz Marssen, der seit Kurzem nicht in der Stimmung war, dem Lieblingswunsche Miß Edda's entgegenzuarbeiten, „dann wollen wir uns beeilen, wollen früh aufbrechen und die Damen darauf vorbereiten, daß wir eine Nacht irgend wo bleiben müssen, wenn das Unwetter kommt."

„Nein, das wollen wir ihnen nicht sagen, lieber

Herr, das macht die armen Dingerchen ängstlich und Angst macht schwach. Wir aber, wir wollen uns darauf vorbereiten, wenn die Reise denn doch unter allen Umständen gemacht werden soll. Wissen Sie was? Ich werde nachher mit Ihnen zu Ihren Damen gehen und mir sie ansehen. Halte ich sie für dauerhaft und vernünftig, dann werden Sie mir's bald anmerken, und dann soll die Reise vor sich gehen, wenn sich das Wetter bis morgen früh sechs Uhr nicht geändert hat. Sagen sie mir aber nicht zu, das heißt, muß ich sie für Zierpüppchen halten, dann wird nichts daraus, und da haben Sie mein Wort drauf, denn ich bin verantwortlich für Alles, da ich doch einmal die Caravane anführen soll."

„Ihr habt Recht," versetzte der Maler, „und so soll es sein. Alle Vorkehrungen bleiben Euch überlassen, auch mögt Ihr die Zahl unserer Begleiter bestimmen, wie die Nahrungsmittel, die wir mitnehmen müssen. Es darf an nichts fehlen, lieber ein Mann mehr als einer zu wenig, es sind wohlhabende Leute, die Euch freie Hand geben."

„Ach was, wohlhabende Leute! Arme Hungerleider kommen nicht hierher, das versteht sich von selber, und einen Führer für Jeden nehme ich so wie so. Wo wohnen Sie denn?"

„Im Gletscherhotel am Ende dort.“

„Aha, ich weiß schon. Nun, ich werde nicht auf mich warten lassen. Gehen Sie nur immer voran, ich komme in einer halben Stunde nach. Ich will mich nur ein Bischen reinlich anziehen, wenn ich doch einmal in Damengesellschaft gerathen soll, was ich eben nicht liebe. Auch werde ich meinen Buben da mitbringen, der kann gleich die anderen Führer und Träger zusammen trommeln, wenn wir einig sind, während ich mich mit dem Wirth wegen der Nahrungsmittel bespreche. Abgemacht. Da haben Sie meine Hand. Wenn nur das Wetter aushält!“ fügte er mit einem Blick nach den Bergen hinzu, die wie in glühender Lohe zu strahlen begannen. „Da, da haben wir es, sehen Sie es wohl?“

Franz Marssen's Auge folgte seiner deutenden Hand und er nickte ihm zu. „Ja, ich sehe es, so schön habe ich die Alpen fast noch nie glühen sehen. Also Ihr kommt gleich?“

„In einer halben Stunde bin ich da. Verlassen Sie sich auf Michel, den Gemsjäger!“ — —

Als Franz Marssen von seinem kurzen Gange nach dem Gasthofe zurückkehrte, fand er die Gesellschaft auf einem anmuthig gelegenen Rasenplatz vor dem Hause um einen schon gedeckten und mit Weinflaschen

besetzten Tisch sitzen und die prachtvolle Aussicht bewundern, die vor ihnen ausgebreitet lag. Und in der That, eine schönere und großartigere mochte es so leicht nicht wieder geben, zumal wenn man in Betracht zog, in welcher Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit sie jetzt nach vollbrachter Anstrengung von dem sicheren Ruheplatz aus, in unbewegter, warmer Abendluft genossen wurde.

Schon bei gewöhnlicher Tagesbeleuchtung wird der Beobachter, wenn sein Auge von dem Dorfe Grindelwald aus über den mit grünen Wiesen und Ahornbäumen bedeckten Vordergrund nach dem ungeheuren Rundgemälde dieser himmelanstrebenden Felsriesen mit ihren Gletschern emporschaut, von Staunen und Bewunderung ergriffen. Die mit ewigem Firn belasteten Spitzen stechen mit ihren hellen, weiß und bläulich schimmernden Farbentönen scharf gegen die grauen und braunen Felskämme ab, und damit das großartige Bild nicht des tieferen Schattens entbehre, streben dichte und fast schwarz erscheinende Tannenwälder bis zu der Höhe empor, in welcher die starre Kälte des Eises und Schnees der Vegetation ihre bestimmte Gränze gesetzt hat.

Unendlich und fast zauberartig verschönert aber wird dies Bild durch eine glückliche Beleuchtung, wie

sie an diesem Abend stattfand, denn die vom Horizont schon verschwundene Sonne vergoldete so eben die Spitzen mit einem dunkelrosarothen Schimmer, der nach der Tiefe hin allmälig blasser wurde und endlich die unteren Gletscherterrassen wie in einen ätherischen Nachtmantel zu hüllen schien.

Zumeist nach links erhob sich, über gewaltigen Felsmauern aufstrebend, das schöne Wetterhorn, dessen blendender Firn, wie von einer bengalischen Flamme erleuchtet, in glühendster Pracht glänzte und gleichsam mit feurig goldenem Auge von seiner Höhe herab sich die farbenreiche Tiefe beschaute. Neben ihm stieg der schroff abgeschnittene Berglistock auf, der gegen die unter ihm liegenden Schneemassen dunkel und gespenstisch hervortrat. Neben ihm, weiter zur Rechten vorschreitend, thürmte sich in voller Breite die kahle Felspyramide des Mettenberges auf, hinter der sich, gleichsam zaghaft, obgleich im Ganzen noch riesiger, ein Theil des Schreckhorns verbarg. Zwischen den festen Wänden des Wetterhorns und dem Mettenberg wälzte sich der obere Grindelwaldgletscher aus seiner dunklen Thalkluft hervor und erschien, da auch er rosig bestrahlt war, einer ungeheuren Zunge ähnlich, die in gewundener Richtung sich durch die schönen grünen Matten und Gehölze des ihn umgeben=

den Thales herniederringelte. Ihm zur Seite, blendend weiß bei gewöhnlicher Beleuchtung, aber jetzt golden schimmernd, stieg der Kamm der Viescherhörner auf und dann folgte der riesige Eiger mit seinen starrenden Eismassen und seinem himmelhohen, schroff emporragenden Gipfel. Zwischen ihm und den kahlen Wänden des Mettenberges aber lag die wilde Kluft geöffnet, durch welche der viel längere und größere untere Grindelwaldgletscher aus den unnahbaren Regionen des Vieschergrates und der Strahleck hervorbricht, gräulich zerklüftet in seiner Höhe und da, wo das berühmte Eismeer liegt, in sonderbar geformten Eisthürmen sich mit jähem Schwunge nach der Ebene wälzend, in der endlich, wie wir aus der Nähe gesehen, die schwarze Lütschine, glücklich, der eisigen Haft entronnen zu sein, aus ihrer dunkelblauen Eisgrotte an das Tageslicht hervorströmt.

Als Franz Marssen, der schon unterwegs im Gehen dieses prachtvolle Gemälde bewundert hatte, sich der Gesellschaft näherte, die in stummem Entzücken an dem langen Tische saß, richteten sich Aller Augen auf ihn und die alte Holländerin wies ihm sogleich einen Stuhl zwischen sich und ihrem Mann an, den man schon für ihn in Bereitschaft gehalten hatte.

„Ah, da sind Sie ja,“ rief sie ihm entgegen, „nun

setzen Sie sich endlich, Sie müssen ja übermäßig ermüdet sein, und sehen noch immer so erhitzt aus!"

Franz Marssen setzte sich und trank sogleich von dem Wein, den ihm der General-Consul mit freudestrahlendem Gesicht eingoß.

„Nun," rief Herr van der Hooft, ungeduldig, den Ausfall seines Besuches bei dem Gemsjäger zu erfahren, „was für Nachricht bringen Sie mit? Wird uns der Mann führen, der hier einen so guten Ruf besitzt, wie man allerseits hört?"

„Ja," erwiderte Franz, während alle Augen auf ihm wurzelten, „er wird uns führen und bald selbst erscheinen, um die Gesellschaft, die sich ihm anvertrauen will, kennen zu lernen und mit ihr seine Verabredungen zu treffen."

„Aber wenn ich nicht irre," nahm nun Miß Edda mit seltsam befangenem Wesen das Wort, „tragen Sie doch noch einiges Bedenken auf Ihrem Gesicht. Heraus mit der Sprache, was giebt es für ein Hinderniß in Betreff unserer Reise?"

„Sie haben ein scharfes Auge," versetzte Franz Marssen bedeutsam, „aber ein eigentliches Bedenken für unsre Reise giebt es jetzt noch nicht, indessen kann es kommen. Michel traut dem guten Wetter nicht recht."

„O, das kann nur ein Irrthum sein," rief der

Bräutigam, für den es keine Schrecken auf der Welt gab, so lange das blaue Auge neben ihm heiter blickte. „Auf einen so schönen, goldklaren Abend kann kein schlimmer Morgen folgen.“

„Die Bergbewohner verstehen sich besser darauf, als wir, Herr van der Hooft. Auch fürchtet Michel nicht für den Morgen, nur für den Abend will er keine Garantie übernehmen, und unsere Rückkehr dürfte dann nicht so angenehm wie unser Hingang sein. Sehen Sie — dort oben liegt das Eismeer, darüber müssen wir fortschreiten nach dem gegenüberliegenden Rande und wieder zurückkehren, ehe wir geborgen sind.“

Miß Edda warf ihm einen lächelnden, ermuthigenden Blick zu: „Lassen Sie den Rückweg immer etwas schwierig sein,“ sagte sie, „wir haben dann doch das Beste genossen und finden zu Hause ein warmes Bett. Sie wissen ja, wir fürchten uns nicht, und es schadet uns nichts, selbst wenn wir einmal tüchtig naß werden sollten.“

Während man nun von dem so eben aufgetragenen Abendbrod speiste, sprach man noch hin und her über alle Möglichkeiten, die sich auf einer an sich nur kurzen Tagereise einstellen könnten, und malte sich eben das bevorstehende Vergnügen mit grellen Farben aus, als vom Gasthause her, mit hochaufgerichtetem

Kopfe, stolzen, ruhigen Schrittes und mit höchst neugierigem Gesichtsausdruck, Michel herankam, an der Hand, wie weiland Wilhelm Tell, seinen Knaben führend, der ein eben so strammer Bursche wie sein Vater zu werden versprach.

Der Gemsjäger trug an diesem Abend seine besten Kleider. Auf dem kraushaarigen dunklen Kopf saß ein spitzzulaufender Tyrolerhut mit dem Gemsbart und der hochaufragenden Feder eines wilden Vogels. Eine neue braunwollene Jacke umgab in weiten Falten seine breite mächtige Brust, die mit einem weißen Hemd bedeckt war, dessen offener Kragen durch ein lose umgeschlungenes Tuch zusammengehalten wurde. Den Leib schnürte ein breiter seidengesteppter Ledergürtel mit hoher Schnebbe ein. Seine riesigen Schenkel bedeckten schwarze Manchesterhosen, die dicht oberhalb des Knies, das er entblößt trug, mittelst einer silbernen Schnalle befestigt waren. Seine ungeheuren Waden aber umschlossen prall dunkelblaue wollene Zwickelstrümpfe und auf den breiten Füßen hafteten die schweren Bergschuhe, die er eben zu Hause zur neuen Gletscherfahrt frisch geschärft hatte.

Als der Gemsjäger die Gesellschaft mit den Damen so nahe vor sich sah, nahm sein kühnes Gesicht einen Ausdruck bescheidener Verlegenheit an. Er blieb einen

Augenblick stehen, als suche er Jemanden mit dem Auge heraus, dann aber, als er Franz Marssen wahrnahm, der sogleich aufstand und ihm entgegentrat, zog er hastig den Hut ab, schwenkte ihn zweimal um den Kopf und stieß einen nur halb unterdrückten jodelnden Ton aus, der offenbar eine freundliche Begrüßung sein sollte.

Der Maler faßte jetzt seine Hand und ihn dicht an den Tisch führend, sagte er: „Hier, meine Damen und Herren, stelle ich Ihnen den Freund und Reisegefährten meines Vaters, den berühmten Gemsjäger Michel aus Grindelwald vor, und hier, lieber Michel, seht Ihr die beiden Damen, die Ihr mit uns drei Männern morgen, so Gott will, nach dem Zäsenberg führen sollt.“

Michel nickte den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft mit freundlichem Blick zu, worin eine fast herzliche aber immerhin kühne Vertraulichkeit lag, und reichte dann seine Hand dem alten Holländer hin, der ebenfalls aufgestanden und ihm entgegengetreten war.

„Guten Abend,“ sagte Michel mit einer Stimme, in deren zurückgehaltener Kraft sich noch eine gelinde Befangenheit aussprach, „aber Sie, alter Herr, wollen doch wohl nicht mit den Gletscher hinauf?“

„Gott bewahre mich davor! Ich und meine Frau

haben gewiß keine Lust dazu, obgleich ich muthig genug bin. Wir bleiben zu Hause und gönnen unsern Kindern und Freunden allein das Vergnügen."

„Da haben Sie auch Recht; wer weiß, ob Alle ein Vergnügen daran haben werden!"

„Warum?" fragte Miß Edda mit scharfem Aufblick, auf die der ungekünstelte Gemsjäger einen guten Eindruck hervorgebracht hatte.

Michel, den man unterdeß an den Tisch genöthigt und zufällig einen Stuhl neben Miß Edda angewiesen hatte, ließ seine großen Augen langsam und fest über die Gestalt und das Gesicht der redenden jungen Dame schweifen. Sein Blick wurde dabei immer erstaunter, und endlich, gegen Franz hin wohlgefällig mit dem Kopfe nickend, sagte er langsam und lächelnd:

„Sie gefallen mir, mein Fräulein, Sie haben ein muthiges Gesicht und tragen da obendrein eine sehr passende Kleidung für das Bergsteigen. Bei meinem Stutzen, so etwas Gescheidtes habe ich noch nie gesehen! Nun, ich werde Sie, wenn Sie es erlauben, in meine besondere Obhut nehmen. Aber wie ist es denn mit der anderen jungen Dame hier? Na, mein Fräulein, Sie haben auch ein dralles Gesicht, aber tragen Sie auch keinen Reifrock von Stahl, wie es jetzt bei den närrischen Leuten in der Ebene Sitte ist?"

Alle lachten laut, Fräulein Elise aber sagte: „Nein, mein lieber Mann, obgleich ich ihn zu Hause getragen, habe ich ihn doch abgelegt, sobald ich an die Gränze der Schweiz gekommen bin. Ich sehe ein, daß er hier ganz überflüssig, ja, offenbar hinderlich ist.“

„Na, da sind Sie ja auch vernünftig,“ rief Michel frohlockend und trank ein ihm dargebotenes Glas Wein, „und mit Ihnen Beiden denke ich schon ein kleines Wagniß ausführen zu können. Aber wie steht es denn mit Ihrem Schuhwerk? Das zeigen Sie mir einmal her.“

Miß Edda stand sogleich auf, setzte ihren zierlichen Fuß auf einen Stuhl und sagte lächelnd: „Da sehen Sie — sind diese Stiefel Ihnen recht?“

Michel bückte sich nieder, nahm den gelbbraunen Stiefel in die Hand, strich prüfend darüber hin, untersuchte die Sohle mit den Fingern und sagte endlich lächelnd:

„Das ist ein gutes Lederwerk und von kunstfertiger Hand zusammengefügt. Ich würde mich ihm zwar keine zwei Stunden anvertrauen, aber für Sie wird es wohl bis morgen Abend reichen.“

„O, ich denke noch länger!“ versetzte die Schottin, von Neuem lächelnd.

„Das wollen wir sehen. Man darf den Tag

nicht vor dem Abend loben, und eine Schuhsohle nicht eher, als bis sie sich bewährt hat. — Nun kommen Sie an die Reihe, mein Fräulein. Herauf mit dem Pfötchen!"

Die junge Holländerin hob ihren schweren Bergschuh ebenfalls auf einen Stuhl und dabei wurde das dunkelblaue Beinkleid sichtbar, welches sie unter dem Kleide trug. Michel besah mit Kennerauge den Schuh, befühlte ihn und dann rief er: „Ah, den haben Sie in Interlaken gekauft, das ist gute Waare und damit kommen Sie aus. Nun bin ich zufrieden, meine Damen, und um die Herren bekümmere ich mich nicht, die können für sich selber sorgen."

Man hatte sich wieder gesetzt und aß weiter, woran nun auch Michel nach des alten jovialen Holländers Aufforderung Theil nehmen mußte.

„Sie haben mir noch immer nicht meine Frage beantwortet," fing Miß Edda von Neuem wieder an — „warum sollten wir kein Vergnügen an dem Gange nach dem Zäsenberge finden?"

Michel warf einen raschen Blick nach den Bergen hinauf, deren dunkle Glühfarbe jetzt in ein bleiches Rosa übergegangen war, und sagte, den rechten Zeigefinger an die Adlernase legend: „Weil es schlechtes Wetter geben kann, mein schönes Fräulein. Und was

fangen Sie an, wenn ein Gewittersturm ausbricht und wir mitten auf dem spaltenreichen Gletscher sind, wie?“

„Das weiß ich ganz gewiß,“ erwiderte Miß Edda kühn. „Wir gehen dann dahin, wohin Sie uns führen, denn Sie werden doch gewiß irgend ein schützendes Obdach kennen?“

„O ja, das kenne ich, und mehrere sogar, und Sie haben da keinen üblen Entschluß gefaßt. Aber wenn Sie nun eine Nacht unterwegs bleiben müßten, wie dann?“

„Dann fügen wir uns darein,“ nahm die junge Holländerin das Wort — „wir sind keine zimperlichen Zierpuppen, müssen Sie wissen.“

„Nein, nein,“ rief der alte Holländer, „das sind sie Beide nicht, und meine Tochter hat Muth, wie ich!“

„Muß es denn aber durchaus eine Nacht sein?“ fragte die besorgt werdende Mutter.

„Nein, liebe Madame, es muß keine Nacht sein,“ erwiderte Michel, „aber es kann eine daraus werden, wer will das vorher bestimmen — ich bin nur ein Mensch und kein Gott, der den Wind und die Wolken da über den Bergen regiert.“

„Sie haben Recht, man muß auf Alles vorbereitet sein, lieber Mann,“ erwiderte die Mutter, „aber nehmen Sie die Kinder nur recht in Acht und ver-

schaffen Sie ihnen recht viel Vergnügen. Wir gönnen es ihnen."

Michel lächelte und nickte dann den beiden alten Herrschaften zu. „Seien Sie außer Sorge," sagte er, „ich will das Meinige schon thun. Nun muß aber alles Nothwendige bald besorgt werden. Geben Sie mir darin freie Hand?"

„Vollkommen!" rief Herr van der Hooft, „machen Sie Alles ab, was nöthig ist."

„Wieviel Stunden brauchen wir zu dem Marsch?" warf Miß Edda wieder ein.

„Ja, meine schöne Dame, das kommt darauf an, ob Sie rasch oder langsam vorrücken, wenn Sie von den Pferden abgestiegen sind, denn anderthalb Stunden können Sie reiten, — und dann, ob Sie viel oder wenig und Alles ordentlich sehen wollen."

„Wir wollen viel und Alles ordentlich sehen, ja!"

„Dann, ob Sie lange ruhen müssen und wieviel Zeit Sie zum Tafeln gebrauchen."

„Wir ruhen selten und nur kurze Zeit, und essen so rasch, wie es geschehen muß, um die Reise nicht unnöthig aufzuhalten."

Michel's Gesicht wurde immer zuversichtlicher und strahlender, und wiederholt nickte er dem aufmerksam zuhörenden Maler zu. „Nun," sagte er, „das Alles

läßt sich hören. Ich sehe, ich bin in keine üble Gesellschaft gerathen. So sage ich Ihnen denn, wenn Sie Alles recht bequem sehen wollen, können Sie acht Stunden rechnen: rechnen Sie aber lieber zehn und dann ist die längste Zeit angesetzt."

„Wann müssen wir aufbrechen?" fragte der Ungar, der seine Blicke bisher nur zwischen Miß Edda und den im Abendlicht prangenden Bergen getheilt hatte.

Michel erhob seinen Kopf gegen den kleinen Mann, den er fast noch gar nicht bemerkt hatte, weil er immer schwieg und fragte naiv: „Sind Sie auch mit von der Partie?"

„Ja. Warum sollte ich nicht?" fragte Herr von Tekeli sanft.

„Sie werden müde werden, müder als diese Damen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus Ihren Mienen. Ich kenne die Gesichter der Menschen und weiß im Voraus, ob sie Strapazen ertragen k nnen oder nicht. Ein Mensch aber, der Herzeleid hat — und das lese ich auf Ihrem Gesicht — der wird leicht schwach!"

Der Ungar wurde fast todtenbleich. Schnell aber sich fassend, sagte er, zwar immer freundlich,

doch etwas stolz: „Sie irren sich. Ich werde so leicht nicht schwach — ich bin Soldat gewesen!"

„Das glaube ich wohl — in der Ebene, aber nicht auf einem Eisgletscher. Haha! Das ist ein Unterschied. Aber was denn, was schadet die Müdigkeit, wenn sie nur mit Ausdauer verbunden ist!"

„Das denke ich auch," rief der Ungar, „und nun beantworten Sie meine Frage."

„Wenn ich mit diesem Herrn, dem Sohn meines Bergfreundes, allein ginge, so bräche ich Nachts um zwei Uhr auf; da dies für die Damen aber zu früh und etwas unheimlich ist, so wollen wir fünf Uhr sagen. Um fünf werde ich mit den nöthigen Männern hier sein und den Zug ordnen. Und wie ich es am Anfang bestimme, so bleibt es bis an's Ende, denn Ordnung und Zucht muß bei einer solchen Expedition sein."

Sein Gesicht nahm bei diesen Worten einen strengeren Ausdruck an und man sah ihm an, daß er unter Umständen zu befehlen verstand.

„Wie viel Männer werden Sie nehmen?" fragte Herr van der Hooft.

„Das habe ich schon mit Herrn Marssen besprochen. Jeder von Ihnen bekommt einen Führer und außerdem nehme ich zwei Träger mit, den einen für

die warmen Kleidungsstücke, und den anderen für die Nahrungsmittel, die ich sogleich mit Ihrer Erlaubniß bei Ihrem Wirth bestellen werde."

„Bestellen Sie, bestellen Sie!" rief der alte Holländer, an den die letzten Worte gerichtet waren. „Nehmen Sie das Beste mit, was Sie kriegen können — ich bezahle Alles, Alles."

„Gut, doch ich nehme nur, was wir brauchen. Und damit, denke ich, wäre unsre Unterhaltung zu Ende und die Damen müssen früh zu Bette gehen, damit sie gut ausschlafen und mit klaren Augen in den Morgen sehen."

Er stand auf, nahm den Hut ab und verbeugte sich. Der alte Holländer gab ihm zuerst seine Hand, dann auch dessen Gemahlin. Als Herr van der Hooft sie ihm geschüttelt hatte, reichte er sie dem Ungar, und dann stellte sich ihm Fräulein Elise in den Weg, die auch eine Hand von dem kühnen Gemsjäger haben wollte.

„Da haben Sie sie," sagte er lächelnd, „nun muß mir aber die schöne Dame in dem kurzen Rock mit den langen Stiefeln auch eine geben."

Miß Edda reichte ihre schneeweiße schöne Hand hin. Michel ergriff sie, hielt sie fest und betrachtete sie dann kopfschüttelnd. „Das ist ein seltenes Stück

Menschenfleisch," sagte er, „ihr freundlich in's Auge blickend, „so eine warme, weiche Hand habe ich noch nie in der meinen gehalten. Kann sie aber auch mit einem Alpstock umgehen? Ist sie dazu kräftig genug?"

Miß Edda wurde von einem wilden Gedanken ergriffen. Sie umfaßte mit ihren beiden Händen die Hand des Gemsjägers und drückte sie mit Macht.

Michel verzog keine Miene; als der starke Druck aber nachließ, lachte er und sagte: „Das war gut gedrückt, potz Tausig! Wenn Sie es so mit Ihrem Liebhaber thun, muß er gute Knochen haben. O ja, Sie können den Alpstock führen und Sie werden auch klettern und keine Furcht haben — das sehe ich an Ihrem Auge. Und nun gute Nacht, meine Herrschaften! Um fünf Uhr bin ich mit meiner ganzen Gesellschaft da und hoffe dann auf die Ihrige nicht warten zu müssen."

Er schwenkte den Hut einige Mal um den Kopf, stieß wieder seinen jodelnden Gruß aus und entfernte sich mit seinem Buben, der unterdeß in der Nähe gestanden und mit trunkenem Auge die rosigen Gletscher seiner Heimat betrachtet hatte.

Als Beide fortgegangen, waren Alle des Lobes über den Gemsjäger voll; namentlich die alten Holländer waren glücklich, ihre Kinder in so guten Händen zu wissen. Um den Tisch im Freien aber blieb die

ganze Gesellschaft versammelt, bis das letzte mattrosige Leuchten von den Firnspitzen verschwunden war und die herabsinkende Nacht sie alle mit ihrem unheimlichen Mantel umhüllte. Da erst suchten sie ihr Lager auf und baten Alle Gott, daß er ihnen einen günstigen Tag schenken möge, ein Wunsch und eine Bitte, mit denen sich schon viele Menschen aus fremden Ländern in der Schweiz niedergelegt haben, und die schon leider so oft nicht erfüllt worden sind.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.